

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
1. Jugendliche in der Provinz – ein Problemaufriss	11
1.1 Zu den Lebenslagen und Lebenswelten Jugendlicher in der Provinz	11
1.2 Zur historischen und politischen Bedeutung des „Provinz“-Begriffes	17
1.3 Exkurs zur politiktheoretischen und regionalsoziologischen Analysekraft des „Provinz“-Begriffes	20
2. Raumbezogene Interessenlagen von Heranwachsenden: Ansätze zu einem theoretischen Bezugsrahmen	29
2.1 Zur Problematik der Bedarfsermittlung in der Jugendhilfeplanung...	29
2.2 Zur Problematik der Analyse von Relevanzstrukturen jugendlichen Handelns	31
2.3 Zur Theorie der Reproduktionskodes	36
2.4 Zur Konkretisierung des theoretischen Bezugsrahmens auf sozialräumliche Fragestellungen	42
3. Methodologische Konsequenzen aus dem theoretischen Bezugsrahmen	53
3.1 Zur methodologischen Problematik der empirischen Rekonstruktion (sozialräumlicher) Interessenlagen	53
3.2 Zur Typologie Sozialer Milieus von Jugendlichen und ihrer sozialraumbezogenen Interessenlagen	59
3.2.1 Zum subkulturellen Milieu	59
3.2.2 Zum Milieu institutionell Integrierter	64
3.2.3 Zum Milieu manieristischer Strömungen	67
3.2.4 Zum gegenkulturellen Milieu	70
3.3 Zur methodischen Anlage der Rheingau-Taunus-Kreis-Studie	73
3.3.1 Planungswerkstatt	74
3.3.2 Lebenswelterkundung	76
3.3.3 Zur Zuverlässigkeit des methodischen Vorgehens und Gültigkeit der gewonnenen Erkenntnisse	78

4. Strukturen des Untersuchungsgebietes	87
4.1 Der Rheingau-Taunus-Kreis <i>von Horst Stockem</i>	87
4.2 Eltville	92
4.3 Walluf	94
4.4 Oestrich-Winkel	95
4.5 Taunusstein	96
4.6 Michelbach – Die Gemeinde mit den unsichtbaren Jugendlichen	97
4.7 Niedernhausen und sein Jugendzentrum	100
4.7.1 Skater	101
4.7.2 Cliques des subkulturellen Milieus, die nicht das JUZ besuchen	104
4.7.3 Das Niedernhausener JUZ und seine Stammbesucherschaft	107
5. Ergebnisse der Lebensweltekundungen mit einzelnen Gruppierungen von Jugendlichen	111
5.1 Die Clique „Rheinchillee“	111
5.2 Die „Ehrenamtlichen“ eines Jugendclubs	115
5.3 Die Stammbesucherschaft des „Tee-Stübchen“ Hallgarten	121
5.4 Eine Szene aus Punks, SHARP-Skins und Emos	125
5.5 Eine Clique Russlanddeutscher Jugendlicher	130
6. Fachliche Einordnung und Bewertung der Untersuchungsergebnisse	135
6.1 Methodenkritische Diskussion der Untersuchungsergebnisse	135
6.2 Die Ergebnisse der Studie im Lichte der wissenschaftlichen Debatte um Raumeignung und Sozialräume Jugendlicher in der Provinz ..	139
6.2.1 Zur Diskussion um eine veränderte Raumeignung von Jugendlichen aus der Provinz	139
6.2.2 Zur Problematik von Schule und Ausbildung	141
6.2.3 Zur Diskussion um veränderte Organisationsformen Jugendlicher in der Provinz	143
6.2.4 Zur Problematik der Typisierung räumlicher Orientierungen von Jugendlichen in der Provinz.....	147
6.3 Die Ergebnisse der Studie im Lichte der Sozial- und Jugendarbeitspolitik <i>von Monika Merkert</i>	150
Literatur	155

Vorwort

„In den letzten zehn Jahren befassten sich zahlreiche Jugendstudien mit den spezifischen Bedingungen und Problemen Jugendlicher. [...] Im Kern beschränken sich die Mehrzahl dieser Studien jedoch vorwiegend auf verdichtete Räume und Städte – also den urbanen Bereich“ (Leßmeister 2008: 101). Ähnlich beginnen eine Vielzahl von Beiträgen die sich mit der Situation Jugendlicher in der Provinz befassen (vgl. Deinet 2004: 39; Herrenknecht o.J.: 3; Dethloff 2010). Dennoch gibt es einige Studien, die sich dieses Themas angenommen haben. Das erste Kapitel „Jugendliche in der Provinz – ein Problemaufriss“ diskutiert zunächst kritisch die dabei gewählten Forschungsansätze vor dem Hintergrund einer analytischen Unterscheidung zwischen *Lebenslage* und *Lebenswelt* (Kap. 1.1). Methodisch – wie auch von Seiten der Gegenstandsbestimmung – wird der in den Studien häufig praktizierte Vergleich zwischen Stadt und Land problematisiert. So erstreckt sich doch selbst für die allermeisten der noch auf dem Dorf wohnenden Jugendlichen ihre *Lebenswelt* auch auf städtische Kontexte.

Dies gilt besonders für das Untersuchungsgebiet dieser Studie: den Rheingau-Taunus-Kreis. Zu ihm gehören sowohl noch überaus ländlich geprägte dörfliche Gemeinden, wie auch verkehrstechnisch sehr gut angebundene Klein- und Mittelstädte, die zum Teil sogar Subzentrums-Funktionen einnehmen. Allein deshalb schon scheint der Begriff des 'ländlichen' Raumes ungeeignet zu dessen Beschreibung. Dass es darüber hinaus historisch und politisch betrachtet gute Gründe gibt, analytisch auf den Provinzbegriff zurückzugreifen, erläutert das Kapitel 1.2. Das daran anschließende Kapitel 1.3 soll in einem Exkurs zeigen, dass der in den letzten Jahren etwas aus der Diskussion gekommene Provinzbegriff auch anschlussfähig ist an die neueren politiktheoretischen und regionalsoziologischen Diskussionen. Diejenigen, deren Interesse sich eher auf die Situation von Jugendlichen konzentriert, können diesen Exkurs jedoch problemlos überblättern.

Während gegenwärtig in der Sozialforschung quantitative Forschungsdesigns mit entsprechenden statistischen Modulierungen die Überhand zu gewinnen scheinen, knüpft die hier vorgestellte Studie an ältere Traditionen sozialraumbezogener Praxisforschung an, wie sie in den 1980er Jahren sowohl in der Jugend- als auch Provinzforschung zu entwickeln begonnen wurden. Da die hier zur Darstellung kommende Studie im Kontext partizipativer

Bedarfsermittlung in der Jugendhilfeplanung des Rheingau-Taunus-Kreises durchgeführt wurde, greift das Kapitel 2.1 die entsprechende Debatte zur Bedarfsermittlung in der Jugendhilfeplanung auf. Gezeigt werden soll dabei, dass eine Fokussierung der sozialen und räumlichen Bedingungen, die Heranwachsende benötigen, um ihre spezifischen Bedürfnisse zur Entfaltung und Verwirklichung zu bringen, die alte Kontroverse zwischen bedarfs- und bedürfnisorientierten Ansätzen von Jugendhilfeplanung in einem dialektischen Sinne „aufzuheben“ vermag.

Das Kapitel 2.2 legt dann dar, dass das Handeln von Heranwachsenden, vermittels dem sie sich sozial wie räumlich einen Rahmen zur Entfaltung und Verwirklichung ihrer Bedürfnisse zu schaffen versuchen, nicht einfach nur einer subjektiven Relevanzstruktur folgt, sondern immer auch in eine objektive – d.h. unabhängig vom Bewusstsein der Handelnden existierende – lebenspraktische, gesellschaftliche Relevanzstruktur eingebunden ist. Gezeigt werden soll dabei, dass sich mit Hilfe der Kategorien von „Problem“ und „Interesse“ die Vermittlung dieser Relevanzstrukturen im Zusammenhang mit gesellschaftlicher und individueller Reproduktion analysieren lassen. Das Kapitel 2.3 erläutert dann den Beitrag der angelsächsischen Theorie der Reproduktionskodes für eine solche Analyse.

Vor diesem Hintergrund werden dann die schon im Provinzkapitel angeschnittenen raumbezogenen Fragestellungen wieder aufgegriffen und im Hinblick auf jugendliche Versuche der Konstitution von Sozialräumen weitergeführt. Das Kapitel 2.4 legt dar, wie die innerhalb der aktuellen Diskussion um einen relationalen Raumbegriff erörterte „Kernvorstellung“ einer „*doppelte[n] Konstituiertheit von Raum*“ (Löw/Sturm 2005: 42ff.) sich auf die Unterscheidung zwischen objektiven und subjektiven Relevanzstrukturen beziehen lässt. Versuche jugendlicher Sozialraumkonstitution werden so als ein Prozess begreifbar, der eine bei ihnen zumeist zu Beginn noch eher diffuse Ahnung im Hinblick auf ein soziales und räumliches Umfeld, das ihre eigenen spezifischen Bedürfnisse zu entfalten erlaubt, zu verbinden sucht mit den gesellschaftlich bereits konstituierten Objekten einer konkreten „ortsbezogenen Raumstruktur“. Zudem stellt das Kapitel vor, wie sich mit Hilfe der Kategorie „raumbezogener Interessenorientierungen“ nicht nur dieser doppelte Konstitutionszusammenhang von Sozialraum analysieren lässt. Zu-gleich soll verdeutlicht werden, wie mit dieser Kategorie auch jene Mittel fokussiert werden können, welche für die jeweiligen Jugendlichen verfügbar sind bzw. von ihnen selbst produziert werden, um einen solchen Rahmen zu realisieren.

Im 3. Kapitel werden dann die aus diesem analytischen Bezugsrahmen sich ergebenden methodologischen Probleme diskutiert. Zudem werden forschungsmethodische Antworten präsentiert, wie aus durchaus variierenden Mustern von Sozialraumkonstitution in spezifischen Praxiszusammenhängen konkreter Jugendlicher sich entsprechende sozialraumbezogene Interessenlagen herausdestillieren lassen, die als gesellschaftliche relativ unabhängig von

den beteiligten Einzelpersonen existieren (vgl. Kap. 3.1). Das Kapitel 3.2 stellt vier solche, für spezifische soziale Milieus von Jugendlichen charakteristischen sozialraumbezogenen Interessenlagen vor, wie sie in verschiedenen Untersuchungen immer wieder empirisch bestätigt werden konnten.

Im Rahmen der hier vorgestellten Studie zur partizipativen Bedarfsermittlung in der Jugendhilfeplanung des Rheingau-Taunus-Kreises wurden diese einerseits gewissermaßen subsumtionslogisch als Oberkategorien benutzt, um in den ausgewählten Untersuchungsorten die einzelnen Cliques, Sozialgefüge, Netzwerke und Praxiszusammenhänge von Jugendlichen zu erfassen. Zugleich dienten diese „Idealtypen“ jedoch auch dazu, um Gruppierungen und Szenen auszuwählen, die sich nicht eindeutig unter diese subsumieren ließen und die deshalb für sogenannte „Lebensweltekundungsprojekte“ ausgewählt wurden. Das Kapitel 3.3 stellt diese Methode, wie auch die Gesamtkonzeption der Studie, die als Lehrforschungsprojekt mit Studierenden am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule RheinMain durchgeführt wurde, dar. Eingegangen wird dabei auch auf die qualitätsbezogenen Vorkehrungen, die im Hinblick auf die Zuverlässigkeit des methodischen Vorgehens und die Gültigkeit der gewonnenen Erkenntnisse getroffen wurden.

Bezüglich der Ergebnisse skizziert das Kapitel 4. zunächst die Strukturen des Rheingau-Taunus-Kreises, um vor diesem Hintergrund dann die Verteilung jugendlicher sozialraumbezogener Interessenlagen an den ausgewählten Untersuchungsorten vorzustellen. Bei zweien dieser Orte wurde aufgrund ihrer Unterschiedlichkeit – sowohl im Hinblick auf jugendliche Lebenslagen, wie auch die Möglichkeiten für jugendliche Sozialraumkonstitution – das gesamte Spektrum der dort vertretenen Sozietäten von Jugendlichen und ihrer Versuche von Sozialraumkonstitution detaillierter in den Blick genommen (s.u. Kap. 4.6 und 4.7). An den anderen Untersuchungsorten bezogen sich eingehendere Erkundungen lediglich auf solche Cliques und Sozialgefüge von Jugendlichen, die sich nicht bruchlos den vier „Idealtypen“ sozialraumbezogener Interessenlagen zuordnen ließen. Im 5. Kapitel finden sich die Ergebnisse dieser Lebensweltekundungsprojekte, die dann auch in Beziehung gesetzt werden zu den theoretischen Überlegungen des 2. Kapitels. Zudem werden vor diesem Hintergrund auch Vorschläge unterbreitet für eine jugendarbeiterische Begleitung der Jugendlichen in der Bewältigung ihrer Probleme sowie bei der Organisation zur Realisierung ihrer (sozialraumbezogenen) Interessen.

Ziel des 6. Kapitels ist es schließlich, aus verschiedenen Perspektiven eine fachliche Einordnung der Studie und ihrer Ergebnisse vorzunehmen. In diesem Zusammenhang beleuchtet das Kapitel 6.1 noch einmal methodenkritisch das konkrete Vorgehen sowie spezifische Dynamiken einzelner Untersuchungsprozesse, um so auch offenzulegen, wie daraus sich ergebende Verzerrungen aufzuarbeiten versucht wurden. Kapitel 6.2 diskutiert dann die Ergebnisse der Studie im Lichte der wissenschaftlichen Debatte um Raumeig-

nung und Sozialräume Jugendlicher in der Provinz. Dabei werden auch die in den Lebenswelterkundungsprojekten auf den ersten Blick vernachlässigten Dimensionen von Schule und Ausbildung näher erörtert. Vor allem aber werden die in der wissenschaftlichen Literatur durchaus diskrepanten Befunde und Einordnungen zu jugendlichen Organisationsformen in der Provinz sowie zur Typisierung ihrer Raumbezüge aufgegriffen und zu den diesbezüglichen Erkenntnissen der Studie in Beziehung gesetzt. Den Schluss bildet eine sozialpolitische Einschätzung und Bewertung des Prozesses und der Ergebnisse der Studie seitens der Sozialdezernentin des Rheingau-Taunus-Kreises.

Hervorzuheben ist an dieser Stelle das Engagement der Studierenden und Jugendlichen in den Lebenswelterkundungsprojekten. Es würde den Rahmen sprengen, die Namen all der Jugendlichen zu nennen, die mitgewirkt haben. Benannt werden sollen jedoch zumindest die Studierenden, deren Leistungen häufig über das von der Studien- und Prüfungsordnung geforderte Maß weit hinausgingen. Es sind dies in alphabetischer Reihenfolge: Andy Arndt, Galina Bangert, Sandra Böhm, Janina Diels, Mirjam Downing, Angelika Endert, Sandra Fischer, Tobias Graf, Stefanie Grehl, Sarah Hohenemser, Tabea Jung, Christine Kaczkowska, Jonathan Klein, Antje Lewecke, Kathrin Maurer, Julia Mohr, Helena Panarin, Monika Paulus, Julia Peter, Fabian Raiss, Gereon Richter, Danièle Riedel, Manuela Scherf, André Schmidt, Rahel Tesfamichael, Verena Thorn, Jens Weck, Oksana Werner, Eva Wetzke. Sie haben nicht nur die empirische Datenbasis geliefert, auf deren Grundlage erst die hier vorgelegte Analyse der Probleme und raumbezogenen Interessenorientierungen von Jugendlichen aus der Provinz vorgenommen werden konnte. Sie haben zugleich auch die Jugendlichen unterstützt, für diese ihre Interessen in ihren jeweiligen Heimatgemeinden einzustehen. Herzlichen Dank dafür.

1. Jugendliche in der Provinz – ein Problemaufriss

1.1 Zu den Lebenslagen und Lebenswelten Jugendlicher in der Provinz

Die gerade laufende Untersuchung des Johann Heinrich von Thünen-Instituts „Jugend in ländlichen Räumen: Zwischen Abwanderung und regionalem Engagement“ von Heinrich Becker, Stephan Beetz, Andrea Moser und Claudia Neu (vgl. 2009) unterscheidet bezüglich ihrer Fragestellung zwischen drei empirisch ausdifferenzierten sozialräumlichen Strukturen: Ein erster Typus von ländlichem Raum kennzeichnen sie durch die Merkmale „struktur-schwach, peripher, dünn besiedelt mit schrumpfender Bevölkerung“ (ebd.: 12). Ein zweiter wird von ihnen als „wirtschaftlich und demographisch unauffällig in verstäderten Räumen“ charakterisiert. Ihr dritter Typus umfasst schließlich „wirtschaftlich stabile, agglomerationsnahe Regionen mit wachsender Bevölkerung“ (ebd.).

Deutliche Ähnlichkeiten zeigt diese Typologie zu drei auch von der OECD unterschiedenen Gebietstypen:

- *Überwiegend ländliche Gebiete oder periphere Gebiete*, in denen mehr als die Hälfte der Bevölkerung in ländlichen Gemeinden mit unter 150 Einwohner(inn)en pro km² leben. In solchen Regionen ist die Bevölkerungsdichte ebenso wie das Einkommen zumeist gering. Die Agrarquote ist so hoch wie sonst nirgends, dafür aber das Dienstleistungsangebot äußerst gering. Es überwiegt der Bevölkerungsanteil älterer Personen.
- *Integrierte Regionen (vormals: Maßgeblich ländlich geprägte Gebiete oder Übergangsgelände)*, in denen zwischen 15 und 50% der Bevölkerung in ländlichen Gebieten mit unter 150 Einwohner(inn)en pro km² lebt. Aufgrund der Mischung unterscheiden sich die Gemeinden sowohl wirtschaftlich, wie sozial sehr stark.
- *Überwiegend urbanisierte Gebiete oder wirtschaftlich integrierte Gebiete*, in denen nur noch bis zu 15% der Bevölkerung in ländlichen Gebieten mit unter 150 Einwohner(inn)en pro km² lebt. Diese sind von einem hohen Bevölkerungswachstum sowie einer großen Arbeitsplatzdichte im Bereich des sekundären, aber auch tertiären Sektors gekennzeichnet.

Damit wird zugleich auch schon die Problematik einer Beschreibung des Gegenstandsbereiches jugendlicher Lebenslagen im ländlichen Raum deutlich. Schon 1983 hat Hans Ulrich Müller in seiner Studie „Wo Jugendliche

aufwachsen“ diesen ausdifferenziert „in den Typus ‘Jugendlicher in der Kleinstadt‘ und ‘Jugendliche im bäuerlichen Umland‘“ (ebd.: 162). Diese unterschiedlichen Bedingungen des Aufwachsens hat er auch mit entsprechenden Möglichkeiten von Rauman eignung durch die Heranwachsenden in Verbindung zu bringen versucht. Gestützt auf die Eigenverortung von Jugendlichen aus der Provinz hat ähnlich auch Albert Herrenknecht (vgl. 2000: 56f.) darauf hingewiesen, dass „die Jugend im ländlichen Raum“ sich weder mit dem Begriff der „Landjugend“ noch mit dem der „Dorfjugend“ hinreichend erfassen lasse. So habe sich doch „die kleinstädtische Jugend [...] selbst schon seit Jahren nicht als ‘Land’-Jugend verstanden, sondern als die ‘Städter’ auf dem Land, als ‘Stadt’-Jugend im ländlichen Raum“.

Von daher differenzieren auch eine ganze Reihe der neueren Untersuchungen zu Jugendlichen in der Provinz zwischen Stadt und Land. Mit Recht kritisiert Herrenknecht jedoch, dass viele davon „methodisch immer unzureichender“ (o.J.: 3) würden. Herrenknechts Methodenkritik trifft zumindest die Untersuchung „Jugendliche Cliques: Zur Bedeutung der Cliques und ihrer Herkunfts- und Freizeitwelten“ von Wetzstein, Erbdinger, Hilgers und Eckert von 2005 und die schleswig-holsteinische Landjugendstudie „Jugendverbandsarbeit auf dem Lande“ von Richter, Buddeberg, Richter und Riekmann (2008). Denn diese geben noch nicht einmal bei ihren Mittelwertvergleichen von Stadt- und Landjugendlichen die Standardabweichung an, sodass die Differenzen innerhalb der Gruppen von Stadt- und Landjugendlichen größer sein könnten als die zwischen ihnen.

Demgegenüber hat Waldemar Vogelgesang (vgl. 2001; 2006) seinen Untersuchungen im Raum Trier und Westeifel zunächst einmal zumindest probeweise das Klassifikationsschema des regionalen Raumordnungsplanes zugrund gelegt. Dieses differenziert – orientiert an Versorgungs-, Dienstleistungs- und Verwaltungsfunktionen – zwischen den vier Raumordnungsklassen Ober-, Mittel-, Unter- und Kleinzentren. Allerdings beschränkt sich auch Vogelgesang in seinen Ergebnisdarstellungen unter Vernachlässigung „bestimmte[r] regionale[r] Facetten“ (Eisenbürger/Vogelgesang 2002: 30) letztlich nur auf den Stadt/Land-Vergleich. So hätten sich bei den differenziellen „Korrespondenzanalysen mit anderen Variablen“ (ebd.) doch nur „graduelle Unterschiede“ (ebd.) des 4-stufigen Raumtyps gegenüber dem dichotomisierenden von Stadt und Land gezeigt. Damit lässt sich auch bei seinen Untersuchungen anhand der veröffentlichten Daten nicht entscheiden, ob nicht gerade diese „bestimmten regionalen Facetten“ sich als weit bedeutsamer für die Lebenslagen und Lebensweisen Jugendlicher erweisen, als der aufgrund der „Prägnanz“ der Unterschiede statistisch modulierte dichotomische zwischen Stadt und Land.

Es sind aber nicht allein solche methodischen Unzulänglichkeiten, auf die sich Herrenknechts Kritik stützt, dass solche Stadt/Land-Vergleiche „zur Strukturbestimmung der ländlichen Lebenswelten [...] kaum etwas beitragen“

(o.J.: 3) könnten. Denn selbst wenn es bezüglich der *Lebenslagen* von Jugendlichen in der Provinz noch Unterschiede zwischen Stadt und Land geben mag, erstrecken sich die *Lebenswelten* von Jugendlichen, die auf dem Land wohnen, heute zumeist auch auf städtische Kontexte.

In dieser begrifflichen Unterscheidung fungiert die Kategorie der „*Lebenslage*“ als „Inbegriff der gesellschaftlich produzierten gegenständlich-sozialen Verhältnisse vom *realen Standort des Individuums* aus, also *soweit und in der Weise, wie es damit tatsächlich in Kontakt kommt*“ (Holzkamp 1983: 197). Die objektive *Lebenslage* umfasst somit „*alle regionalen Umstände gegenständlicher und sozialer Art im Reproduktionsbereich, unter denen das Individuum sein unmittelbares Leben führt und bewältigen*“ (ebd.) muss.

Demgegenüber zielt die Kategorie der *Lebenswelt* auf die Art und Weise, *wie* dies im Rahmen einer bestimmten *Lebensweise* geschieht. In der Tradition materialistischer Alltagstheorien trachtet die Kategorie der *Lebenswelt* somit eine Sphäre begrifflich zu fassen, die Ausgangs- und Endpunkt ihrer spezifischen *Lebensweise* ist. Letzteres meint alle menschlichen Tätigkeiten, insofern hier die grundlegenden Handlungs- und Deutungsmuster zum Überleben in einer historisch konkreten Situation angeeignet werden (vgl. May 2009: Kap. 2.1). Anders als bei Habermas (vgl. 1981 Bd. II: 179), der seinen *Lebenswelt*begriff auf verständigungsorientiertes, kommunikatives Handeln und Sinn reduziert, werden so auch instrumentelle Bezüge und Arbeit als Teil der *Lebenswelt* betrachtet (s.u. Kap. 2.4).

Implizit rekurriert auch Vogelgesang auf die Unterscheidung zwischen *Lebenslage* und *Lebenswelt* wenn er schreibt: „Heute leben Landjugendliche durch die erhöhte Mobilität gleichsam in mehreren Welten, wohnen aber nur in einer“ (2006: 95). Er führt aber noch einen dritten Begriff ein: den des „*Lebensstils*“. Dieser kann mit Bourdieu (vgl. 1982: 728) als ein relativ „*einheitlicher Gesamtkomplex von Geschmackspräferenzen*“ bestimmt werden, der einer konkreten *Lebensweise* ihre spezifische Identität verleiht. So erweisen sich dann auch die von einer Gruppe bevorzugten kulturellen „*Gegenstände, Artefakte, Institutionen und systematischen Praktiken*“ (ebd.) in ihrer Struktur und ihrem Gehalt „*homolog*“ der dauerhaften Art und Weise einer sozialen Gruppe, „*sich zu geben, zu sprechen, zu gehen, und darin auch: zu fühlen und zu denken*“ (1979: 195).

Vogelgesang glaubt nun nicht nur in den *Lebenslagen* Jugendlicher in der Provinz, sondern auch in ihrem „*Lebensstil und ihre[r] Lebensphilosophie*“ (ebd.) Indizien dafür zu finden, „*dass es trotz weitreichender Globalisierungs- und Mediatisierungsprozesse nicht zu einer Angleichung oder Nivellierung der regional differenzierten Lebensbereiche gekommen ist*“ (ebd.). Zudem hat er die These formuliert, dass „*gerade die Unterschiede [...] für die Jugendlichen aus dörflichen Milieus in besonderer Weise attraktiv*“ (ebd.) seien. Seinen Erkenntnissen zufolge führten diese „*nämlich gleichzeitig eine teils städ-*

tische und teils ländliche Existenz [...], wobei das Verhältnis zwischen beiden immer wieder ausbalanciert werden“ (ebd.) müsse.

Diesbezüglich hatten Böhnisch/Funk in ihrer geradezu richtungweisenden Studie „Jugend im Abseits? Zur Lebenslage Jugendlicher im ländlichen Raum“ schon 1989 die These vertreten, dass diese Jugendlichen „nicht mehr so wie früher auf das Dorf angewiesen“ (ebd.: 173), sondern vielmehr „über das Dorf hinaus regional orientiert“ (ebd.) seien. „Das Besondere an dieser regionalen Orientierung ist, daß die Jugendlichen sich weder von ihrem Heimatdorf abkapseln, noch bruchlos urbane Stile übernehmen. Sie scheinen stattdessen Verhaltensstile zu entwickeln, die aus der besonderen jugendkulturellen Art der sozialräumlichen Aneignung der regionalen Umwelt resultieren: aus der Eigenart der regionalen Mobilität und der regionalen Treffpunktstrukturen“ (ebd.: 13).

Gegenüber dieser von Böhnisch/Funk verallgemeinernd vertretenen und nur bezüglich der *Lebensstile* differenzierten These einer „regionalen Orientierung“ jugendlicher *Lebenswelten* in der Provinz hat Herrenknecht mit guten Gründen dargelegt, dass sich für Heranwachsende „der ländliche Raum als uneinheitlicher Handlungsraum, als ein neuer Mix zwischen lokalen und regionalen Lebenswelten“ (2000: 55) darstelle. Zudem vernachlässige „der einseitige Blick auf das ‘Dorf in der Region’ [...] den Blick auf die bereits vorhandene ‘Region im Dorf’“ (ebd.: 48) und führe „somit wissenschaftstheoretisch quasi zu einer ‘Halbierung der Regionalität’“ (ebd.).

So unterscheidet Herrenknecht in seiner Analyse „zwischen eher dorfzentrierten oder eher regionalorientierten Dörfern“ (ebd.: 55): „Wir haben es im heutigen ‘regionalen Dorf’ nicht mehr mit einer Dorfkultur, sondern mit vielfältigen Dorf-Kulturen zu tun, die sich – und das ist das Neue – nicht mehr unter Aufgabe ihres Spezialinteresses unter der Gesamtidee der ‘Dorf-gemeinschaft’ subsumieren lassen“ (1990: 14). „Das heutige ‘regionale Dorf’ ist eine *Dorfgesellschaft unterschiedlicher Lebensstile und Kulturkreise* geworden, die in sozialer Konkurrenz neben- und gegeneinander herleben“ (2000: 49). Im Hinblick auf jugendliche *Lebenswelten* in der Provinz wird „Regionalisierung“ damit aus Herrenknechts Perspektive „zum Containerbegriff des neuen Lebensgefühls, unter der die eigene Positionierung im regionalen Dorf stattfindet“ (ebd.: 55). Letztere erfolge – wie er hervorhebt – im Rahmen einer „Alltagskultur der Überschneidungen und Übergänge“ (ebd.) und in einem „Raum voller ‘Ambivalenzkonflikte’“ (ebd.).

Schon Böhnisch (vgl. 1991: 12) hatte den Begriff eines Lebens in „*zwei Welten*“ geprägt: „Jugendliche im ländlichen Raum leben heute zwischen der urban-industriellen Welt der Bildung, der Medien, der Freizeit und des Konsums auf der einen Seite und der Welt der dörflichen Kontrolle, der Durchgängigkeit der alltäglichen Lebensbereiche, der Tabus und traditionellen Selbstverständlichkeiten, aber auch der Vertrautheit, Geborgenheit und sozialen Sicherheit auf der anderen Seite“ (Böhnisch 1992: 5). Ganz ähnlich argu-

mentiert Faulde, wenn er die Gegensätze von „Tradition und Moderne, [...] Globalisierung und Lokalität, [...] Ungleichheiten und Widersprüche, [...] im ländlichen Raum unmittelbar aufeinander“ (2007: 10) treffen und „in der dörflichen Raumnutzung häufig direkt sichtbar“ (ebd.) werden sieht, wo sie dann auch „in der modernen Lebensführung gerade junger Menschen bewältigt werden“ (ebd.) müssten.

Herrenknecht geht in dieser Hinsicht noch einen Schritt weiter, wenn er Böhnischs „Paradigma der ‘zwei Welten’“ (2000: 48) als mittlerweile veraltet ansieht, weil „aus den konkurrierenden ‘zwei Welten’ im Dorf [...] heute längst eine beinahe kaum mehr überschaubare Menge von kulturellen Strömungen und Ausdifferenzierungen“ (ebd.) im – wie er es nennt – „regionalen Dorf“ erwachsen sei. Dies haben allerdings Böhnisch und Funk schon 1989 ähnlich gesehen. Denn auch sie konstatieren – wie schon erwähnt – eine Vielzahl von „Verhaltensstilen“ von Jugendlichen aus der Provinz als Resultat „der besonderen jugendkulturellen Art der sozialräumlichen Aneignung der regionalen Umwelt“ (ebd.: 13) sowie „der Eigenart der regionalen Mobilität und der regionalen Treffpunktstrukturen“ (ebd.) – ohne diese allerdings im Einzelnen empirisch zu füllen. Zurecht moniert deshalb Herrenknecht, dass „nicht nur die sozialen Folgen der kulturellen Differenzierung im regionalen Dorf [...] bisher kaum Eingang in die neuere Landjugendforschung [fanden], auch die Veränderungen und Pluralisierung in den Raumwahrnehmungen und -bezügen der heutigen Landjugendlichen blieben bisher als konkreter Forschungsansatz unberücksichtigt“ (2000: 56).

So haben die vorwiegend quantitativ ausgerichteten Studien der letzten Jahre sich im Hinblick auf die Frage, wie Jugendliche in der Provinz leben, vorwiegend auf statistische Befunde zu ihrem Freizeit-Verhalten, ihren Organisationsformen, Bildungsabschlüssen sowie Bleibeorientierungen beschränkt. Wie diese Jugendlichen *Lebenslagen* bewältigen, welche *Lebenswelten* sie sich dabei aneignen und welche *Lebensstile* sie in diesem Zusammenhang über ihre *Lebensweise* ausbilden, darüber ist diesen Studien kaum etwas zu entnehmen. Und noch weniger Berücksichtigung gefunden haben in ihnen die vielfältigen Muster von Raumanneignung und Sozialraumkonstitution von Jugendlichen aus der Provinz.

Schon bezüglich der Erforschung von *Lebenslagen* hat Lothar Böhnisch (vgl. 1982: 93ff.) in überzeugender Weise dargelegt, dass diese im Rahmen einer rein statistischen „Sozialindikatorenforschung“ sich nicht aufschlüsseln ließen. Demgegenüber hat er für ein „historisch verstehendes Konzept“ (ebd.: 112) plädiert. Staatliche Sozialpolitik versuche „sowohl unter dem Vorzeichen der sozialen Reproduktion, der ökonomischen Entwicklung als auch der sozialen Integration und Befriedigung“ (ebd.: 67) auf die Lebensbereiche Einfluss zu nehmen. Demgegenüber ergebe sich aus der sozialpädagogischen Perspektive des Konzeptes der historischen *Lebenslage* die Notwendigkeit einer „anderen politischen Rationalität“ (ebd.: 113): Es gehe dann nicht mehr

um „Systembalance“, sondern um Involvierung in „gesellschaftliche Konfliktzonen“ (ebd.).

In dieser Weise interessiert sich das sozialpädagogische *Lebenslagen*-konzept – wie Chassé (vgl.: 1999: 153) herausgearbeitet hat – auch „für die handlungstheoretisch gesehenen aktiven Gestaltungsleistungen der Subjekte“ (ebd.) im Rahmen jener sozial abgestuften „Zugänge bzw. Zugangsmöglichkeiten zu materiellen, immateriellen und sozialen Ressourcen“ (ebd. 150). Dabei kämen die Subjekte immer zugleich auch als „Bezugspunkt sozialstaatlicher Leistungen und sozialstaatlicher Dienste“ (ebd.: 153) mit in den Blick. Diese würden „ihrerseits im Wechselspiel zu Unterstützungsleistungen der sozialen Netzwerke und innerhalb der Milieus verortet“ (ebd.). Auch „Sinnkonstitution und Sinnvermittlung“ würden in diesem Zusammenhang „als Unterstützungsformen“ (ebd.) angesehen. Dies, wie auch das Interesse an den „aktiven Gestaltungsleistungen der Subjekte“, erfordert aber bereits eine Öffnung des Blickes auch für die in bestimmte „Lebenswelten“ eingebunden „Lebensweisen“ und die ihn ihnen ausgeprägten „Lebensstile“ Jugendlicher in der Provinz.

Dass Böhnisch Anfang der 1980er Jahre mit seinem sozialpädagogischen Konzept der *Lebenslage* eine Involvierung in „gesellschaftliche Konfliktzonen“ (1982: 113) verband, korrespondierte mit einem damals zumindest proklamierten Perspektivenwechsel der Jugendforschung der Bundesrepublik. Nicht länger mehr sollte die Frage was ‚Jugend‘ *ist* im Vordergrund von Forschung stehen, sondern was Jugendliche *wollen* (Jugendwerk der Deutschen Shell 1981: 14ff. und 272ff.). Nicht neue Klassifikationssysteme sollten von außen an die Jugendlichen herangetragen werden. Vielmehr gelte es die zwischen den verschiedenen Jugendlichengruppierungen selbst wirksamen Zuordnungen daraufhin zu untersuchen, inwieweit sich in ihnen vor dem Hintergrund vergleichbarer Reproduktionsbedingungen (= *Lebenslagen*) gemeinsame Problem- und Interessenlagen artikulieren, die es dann (sozial-) pädagogisch und jugendpolitisch aufzunehmen gelte (vgl. Becker/Eigenbrodt/May 1984: 207).

Auch für die Landjugendforschung wurde in diesem Zusammenhang ein aktivierender, gemeinwesenorientierter, aktionsforscherischer Ansatz eingeklagt (Cramer-Hartmann 1982: 75ff.). Entsprechend setzte die vom Hessischen Minister für Landesentwicklung, Umwelt, Landwirtschaft und Forsten 1981/82 beim BDP Region-Nordhessen in Auftrag gegebene Untersuchung „Umweltbedingte Mobilitätsbereitschaft oder Ortsgebundenheit von Landjugendlichen“ ebenso wie die im gleichen Auftrag von der „Arbeitsgruppe Praxisforschung – Lebensorte als Lernorte“ 1983/84 durchgeführte Studie „Selbstorganisation Jugendlicher im provinziellen Gemeinwesen“ (vgl. Hülbusch/Lecke 1984) auf einen Ansatz „unternehmenden Handelns“ mit Jugendlichen. Dieser stützte sich auf Konzepte von Dorfforschung als Interaktion (Illien 1983: 50ff.).

Begründung dafür war die Erkenntnis, dass gerade Landjugendliche dazu genötigt seien, ihre Wünsche und Vorstellungen an vorgefundene Verhältnisse anzupassen. Die öffentliche Demonstration von Zufriedenheit stelle geradezu eine individuelle und soziale Überlebensforderung in der dörflichen Öffentlichkeit dar, in der jede Unzufriedenheitsbekundung auf persönliches Versagen zurückgeführt werde (vgl. Hülbusch/Lecke 1984: Kap. 3). Vorstellungen und Wünsche könnten innerhalb der gegebenen sozialen und kulturellen Zusammenhänge deshalb nur insoweit entfaltet werden, wie es einerseits gelänge, in der gemeinsamen Schaffung eines „Anregungsmilieus“ neue Erfahrungsfelder und Gestaltungsspielräume zu eröffnen und darüber hinaus auf diese Weise dann eigene Interessen „handgreiflich“ – d.h. als konkreter Gegenstand bearbeitbar – würden (vgl. ebd.).

Mit der hier vorgelegten Studie soll an diese beinahe schon vergessene Tradition wieder angeknüpft werden. Denn wie Brigitte Roggendorf dargelegt hat, bestehen „auch wenn der ‘bottom-up-Ansatz’ in der Regionalentwicklung zunehmend realisiert wird, [...] hinsichtlich der Partizipation junger Menschen in der ländlichen Entwicklung doch noch erhebliche Defizite“ (2006: 47). Die Gründe dafür, dass wir in dieser Studie nicht von Jugendlichen im ländlichen Raum reden, sondern den „Provinz“-Begriff bevorzugen, soll im Folgenden erläutert werden

1.2 Zur historischen und politischen Bedeutung des „Provinz“-Begriffes

Der Begriff der „Provinz“ ist – wie das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm (2004) lehrt – „entlehnt aus lat. provincia, franz. province, ein grösserer selbstständiger landesbezirk und die bewohner desselben (in der katholischen kirche ein erzbisthums-, ordensbezirk: provintz“ (ebd. Bd. 13: Sp. 2179). Er ist damit zunächst einmal ein politischer Begriff, bezeichnete der Begriff provincia (aus pro = „für“ und dem Stamm von vincere = „siegen“ zusammengesetzt) im antiken Rom doch primär den „Aufgabenbereich eines Magistrats (z.B. die Leitung der Rechtssprechung für röm. Bürger durch den Stadtprätor“ (Brockhaus 1972 Bd. 15: 206). Im engeren Sinn bezeichnete er dann im Kontext der administrativen Organisation des Römischen Reiches die „Statthalterschaft und ihr Verwaltungsbezirk“ (ebd.) eines unter römischer Oberherrschaft stehenden, eroberten Gebietes außerhalb Italiens. Und so finden bis heute im staatlich-politischen Bereich auf das lateinische *provincia* zurückgehende Begriffsbildungen der jeweiligen Landessprachen Verwendung zur Kennzeichnung von (Selbst-)Verwaltungs-einheiten oder auch Gliedstaaten zahlreicher moderner Staaten.

Dem spätlateinischen Vorbild folgend wurde im Deutschen der Provinzbegriff schon von Goethe auf Raum – „Provinzstadt“ (vgl. Grimm 2004 Bd. 13: Sp. 2179) – und dann sogar auf Kultur bezogen: „Jede provinz liebt ihren dialect: denn er ist doch eigentlich das element, in welchem die seele ihren athem schöpft“ (ebd.). In solch abgeleiteten Begriffsbildungen wie „provinziell“ oder „Provinzialismus“ wurde dann der Provinzbegriff umgangssprachlich zu einem Synonym von „Rückständigkeit im Vergleich zum Wesen der Hauptstadt“ (Brockhaus 1972 Bd. 15: 206). Diese Rückständigkeit wurde auch auf politische Emanzipationsprozesse bezogen.

So glaubte beispielsweise Friedrich Engels in seiner Frühschrift „Zur Lage der arbeitenden Klasse in England“ in der städtischen Konzentration und den Handelskrisen den „mächtigste[n] Hebel aller selbständigen Entwicklung des Proletariats“ (MEW Bd. 2: 504) zu erkennen: „Ohne die großen Städte und ihren treibenden Einfluß auf die Entwicklung der öffentlichen Intelligenz wären die Arbeiter lange nicht so weit, als sie jetzt sind. Dazu haben sie die letzte Spur des patriarchalischen Verhältnisses zwischen den Arbeitern und den Brotherren zerstört, wozu auch die große Industrie durch Vervielfachung der von einem einzigen Bourgeois abhängigen Arbeiter beitrug“ (ebd.: 349f.).

Entsprechend waren zunächst auch die im Zuge der sogenannten 1968er Bewegung angestoßenen Emanzipationsbestrebungen von der Forderung Adornos nach einer „*Entprovinzialisierung der Provinz*“ (1963: 46f.) geleitet. Herrenknecht (vgl. 1977; 1991; 2001) hat nachgezeichnet, wie dies „im Zuge der kleinstädtischen Schüler- und Lehrlingsbewegung [...] auch in der Provinz“ (vgl. 2001a: 54) umzusetzen versucht wurde, die so in gewisser Weise zu einem „Vorläufer der ‘jugendkulturellen Modernisierung’ des Landes“ (ebd.) geworden sei. Offensiv aufgegriffen worden sei dieser „Modernisierungsdrang“ jedoch weniger in emanzipatorischer Weise, als vielmehr im Zuge von Regionalplanung: „Die Dörfer wurden ‘dorferneuert’ und neue Zuzügler und die Entstehung neuer qualifizierter Berufe brachten neue Kulturbedürfnisse aufs Land“ (ebd.).

Demgegenüber avancierte aus Herrenknechts Perspektive die nachfolgende Jugendzentrumsbewegung mehr und mehr zu einem „Sammelbecken der Kleinstadtopposition, Stützpunkten des politischen Kampfes im Hinterland, Werkstätten der Kulturrevolution in der Provinz, Zentren von Gegenöffentlichkeit“ (1977a: 82). Nicht nur, dass „durch die Ausbreitung der Jugendzentren auf die Dörfer seit Mitte der 70er Jahre [...] die Jugendzentrumsbewegung selbst zu einer Provinzbewegung“ (2001a: 54) wurde. Herrenknechts Ansicht nach begann sich damit auch ein erster „eigenständiger Strang stadt- und universitätsstadt-unabhängiger Jugendsubkultur“ (ebd.) zu etablieren, die sich dann auch „selbst als Emanzipationsbewegung im und aus dem Inneren der Provinz“ (2008: 163) zu verstehen begann.

So führte „diese Verbreitung der Jugendzentren in der Fläche mit ca. 1200 Initiativen in den siebziger Jahren [...] zu einer Vernetzung in Regio-

nalzusammenschlüssen der Jugendzentren und zur Bildung von sogenannten 'Jugendzentrumsprovinzen' (ebd.: 164). Diese wurden zur „Keimzelle“ dessen, was Ende der siebziger Jahre dann als „Provinzarbeit“ (Herrenknecht 1977a: 9ff.) hervortrat und sich bundesweit verbreitete.

Vor diesem Hintergrund spricht Herrenknecht dann auch von einer „selbstbewußten Provinzjugend“ (2001: 57), der sowohl der Begriff der „Dorfjugend“, wie der „Landjugend“ als „antiquiert und mit einer diskriminierenden oder selbstabwertenden Aura behaftet“ (ebd.) gelten. Während „das Leben auf dem Dorf [...] per se nicht mehr als ein signifikantes Merkmal eines besonderen und einheitlichen Status erkennbar“ wäre, sei der Begriff der „Landjugend“ [...] zum einen verbandlich besetzt und [...] zum anderen von den Jugendlichen im ländlichen Raum sehr häufig mit dem negativ belasteten Begriff der 'Bauernjugend' gleichgesetzt und daher zur Selbstdefinition abgelehnt“ (ebd.: 56f.).

Allerdings war „dieser Weg 'Zurück zur Provinz' nicht frei von falschen Projektionen und überhöhten Szeneansprüchen“, wie Herrenknecht (2008: 164) kritisch vermerkt: „Die Provinz schien zu dieser Zeit eine Art 'Ersatzschauplatz' politischer Kämpfe und unerfüllter Jugendträume zu werden: Regionalistische Utopien von Autonomie und Autarkie [...] hatten Konjunktur, und Bewegungsbilder der europäischen, ethnischen Freiheitsbewegungen wurden auf die deutschen Provinzverhältnisse reprojiziert“ (ebd.). Dass ein solcher Diskurs in dieser Weise Verbreitung finden konnte, lag nicht zuletzt daran, dass auch die kritische Intelligenz Mitte der siebziger Jahre die Provinz als politisches Problem neu entdeckte.

Schon Engels hatte in seinem Vorwort zur Neuauflage der „Wohnungsfrage“ (vgl. MEW Bd. 18) „das Problem der Beziehung zwischen Entfaltung des Wertgesetzes und 'revolutionärem Anstoß'“ (Negt 1976: 29) durchaus anders akzentuiert als in seiner Frühschrift „zur Lage der arbeitenden Klasse“. Negt zufolge hat Engels dabei zum ersten Mal die revolutionäre Bedeutung des „Zusammenstoß historisch verschiedener materieller Produktionsweisen und Produktionsweisen von Erfahrung“ (ebd.: 33; vgl. auch May 2008b: Kap. 4) angesprochen, die später dann Ernst Bloch in seiner Grundlegung eines „mehrzeitlichen“ und „mehrräumigen“, „kritischen“, „nicht kontemplativen“ und damit „praktisch einhakenden“ Totalitätsbegriffs in „Erbschaft dieser Zeit“ (1976: 124ff.) zu seiner Dialektik der Ungleichzeitigkeit ausgebaut hat.

Bloch unterscheidet darin gleichzeitige und ungleichzeitige Widersprüche in ihren objektiven und subjektiven Dimensionen. Objektive Ungleichzeitigkeit ist demzufolge gekennzeichnet durch das Weiterwirken gesellschaftlich früher, wenn auch noch so überlagerter Verhältnisse und Formen einer an der Produktion von Menschen orientierten Produktionsweise. Die unvergangenen, weil nie ganz realisierten, daher bleibend subversiven und utopischen Inhalte in den privaten Beziehungen der Menschen untereinander und zur Natur wir-

ken – der Blochschen Analyse zufolge – als treibende Kraft in einem Prozess, in dem beide Widersprüche zusammenkommen: der subjektiv ungleichzeitige einer Ablehnung des „kapitalistischen Kosmos verkehrter und reduzierter Lebensmöglichkeiten“ (Negt 1977: 274) und der „objektiv Fremde des übergebliebenen Seins und Bewußtseins“ (Bloch 1976: 117). Niemals aber – daran halten Bloch und Negt gleichermaßen fest – wäre der subjektiv ungleichzeitige Widerspruch so scharf und der objektiv ungleichzeitige so sichtbar, spitzte sich nicht der mit dem Kapitalismus selbst gesetzte objektiv gleichzeitige Widerspruch zwischen Produktivkräften und Eigentumsverhältnissen zu. Dessen objektive Erscheinungsform sei nicht mehr bloß unaufgearbeitete Vergangenheit, sondern „verhinderte Zukunft“ (Bloch 1976: 119), „die verhinderte neue Gesellschaft, womit die alte in ihren Produktivkräften schwanger geht“ (ebd.: 122).

Wie zumindest skizzenhaft zu zeigen versucht werden soll, lässt sich auf dieser Basis auch ein noch dem heutigen postfordistischen Kapitalismus angemessener Begriff von „Provinz“ entfalten, der zudem gegenüber Illusionsbildungen gefeit ist, wie sie sich im Zuge eines „New Regionalism“ (vgl. Röttger/Wissen 2005) auch auf ökonomie- und politik-theoretischer Ebene eingeschlichen haben.

1.3 Exkurs zur politiktheoretischen und regionalsoziologischen Analysekraft des „Provinz“-Begriffes

Mit dem Buch „Das Ende der Massenproduktion“ haben Michael Piore und Charles Sabel (1985) eine theoretische Flankierung regionalistischer Utopien von Autonomie und Autarkie geliefert. Darin prognostizierten sie, dass die anhaltende Instabilität internationaler Märkte und die technologischen Umbrüche geradezu zwangsläufig zu einer „Renaissance regionaler Ökonomien“ (Sabel 1989: 9) führen müsse. Seine weit über die Stützung regionalistischer Utopien hinausgehende politische Bedeutung konnte der „New Regionalism“ jedoch erst dadurch erlangen, dass er die Bedeutung des „lokalen Staates“ hervorhob. Dieser verfüge über Kapazitäten zur „Regulierung von regionalen Arbeits- und Unternehmensbeziehungen“ (Rottger/Wissen 2005: 210), zur Stützung „territorial integrierter Produktionskomplexe (Cluster) und [...] Schaffung innovativer industrieller Organisationsbeziehungen und firmenübergreifender Interaktionsmuster“ (ebd.). Der „lokale Staat“ avancierte im „New Regionalism“ in dieser Weise sogar zum „zentrale[n] Moment der Konstitution eines so genannten ‘high-road’-Pfades der ökonomischen Restrukturierung“ (ebd.: 211), „die den Exit-Optionen des global agierenden Kapitals entgegenwirke“ (ebd.).

Bernd Röttger und Markus Wissen (vgl. ebd.: Kap. 2.2) haben empirisch nachweisen können, wie dieses lokal/regionale Regulierungsversprechen zunehmend durch globale Restrukturierungsstrategien des Kapitals unterminiert wird. So zeigen sie, dass entsprechende Produktionscluster „sich weniger in Abhängigkeit von lokaler/regionaler Governance, sondern verstärkt als Funktion von reorganisierten Wertschöpfungsketten“ (ebd.: 212) entfalten. Entsprechend entpuppten sich auch die praktizierten Formen von Governance mehr und mehr „als eine neue Qualität der Entstaatlichung/Ökonomisierung“ (ebd.) in „Abkehr von partizipationsorientierten und demokratisch legitimierten Prozessen der Lokalisierung/Regionalisierung“ (ebd.). „Regionale Produktionscluster, regionale innovative Milieus und endogene Potentiale, als die ökonomische und soziale Spezifik des Lokalen/Regionalen, werden zu Ressourcen, die nicht zur kooperativen Bewältigung des strukturellen Wandels eingesetzt, sondern im Sinne weltmarktorientierter Restrukturierung ‘in Wert’ gesetzt werden“ (ebd.: 213).

Darüber hinaus scheint sich die von Bellmann, Hein, Trapp und Zang schon 1975 vertretene These zu bestätigen, dass „trotz der gegenteiligen Bemühungen der regionalen Subventions-, Struktur-, Bildungs- und Investitionsförderungs politik usw. [das Provinzproblem] nicht aufgehoben, sondern, wie es den Anschein hat, eher verschärft wird“ (ebd.: 111). Zwar sehen sie es als „ein Charakteristikum regional ungleicher Entwicklung im Kapitalismus, daß sie sich reproduziert“ (ebd.). Dennoch betrachten sie „die Zurückgebliebenheit einer bestimmten Region“ (ebd.: 112) weniger als „lineare reine Folge der Bewegungsgesetze der Kapitalverwertung“ (ebd.). Vielmehr analysieren sie diese als Folge von „im Verlauf der innerstaatlichen Expansion des Kapitalismus erwachsenden Klassenseinsetzungen, vor allem aber der Klassenkompromisse“ (ebd.: 114).

Freilich haben wir es heute mit einer „Expansion des Kapitalismus“ zu tun, die sich nicht allein mehr „innerstaatlich“ vollzieht und begreifen lässt. Einige (vgl. Ohmae 1995) gehen dabei sogar soweit zu behaupten, dass nationale Grenzen überflüssig würden: ja, sprechen sogar von einer Entterritorialisierung im Zug der Globalisierung, in dem der „Raum der Orte“ (*space of places*) durch einen „Raum der Ströme“ (*space of flows*) von nicht nur Geld und Kapital, sondern auch Menschen abgelöst werde (vgl. Castells 1998). Demgegenüber soll hier Globalisierung „als Reterritorialisierung sowohl sozio-ökonomischer als auch politisch-institutioneller Räume verstanden [werden d.V.], die sich gleichzeitig auf mehreren, sich gegenseitig überlappenden geographischen Ebenen (*scales*) entfaltet“ (Brenner 1997: 8). Und es soll zumindest angedeutet werden, dass „ein dynamischer Begriff oder – um es materialistisch auszudrücken – ein historischer Begriff“ (Herrenknecht 1977: 24) von „Provinz“ nach wie vor geeignet ist, „um die sich schnell wandelnde territoriale Organisation des Weltkapitalismus [...] begrifflich zu fassen“ (Brenner 1997: 8).

Dies betrifft vor allem das Verhältnis zwischen neuen „Formaten des Räumlichen oder Räumlichkeitsformaten“ (Kessl/Reutlinger 2008: 12) und den territorial gebundenen staatlichen Institutionen. Dieses Verhältnis kann „gleichermaßen als Voraussetzung, Medium und Ergebnis dieses in hohem Maße widersprüchlichen globalen Neuordnungsprozesses angesehen werden“ (Brenner 1997: 8), in dem sich die Beziehungen und Gewichtungen zwischen den verschiedenen Ebenen politischer und wirtschaftlicher Organisation (lokal, regional, national, makro-regional, global) verändern. So haben schon Bellmann, Hein, Trapp und Zang (vgl. 1975: 110f.) darauf hingewiesen, dass sich die provinzielle Abhängigkeit von den Zentren immer wieder politisch in segmentalisierter Weise über verschiedene regionale Stufen (heute als „scales“ bezeichnet) reproduziere. Dabei könnten jedoch auch Diskrepanzen und Verschiebungen zwischen der ökonomischen, gesellschaftlichen, politischen und ideologischen Abhängigkeit auftreten.

Ein solch historisch-materialistischer Begriff von Provinz erweist sich als anschlussfähig an die auf den Theorien von Henri Lefebvre (s.u. Kap. 2.4) und David Harvey aufbauende Position Neil Brenners. Dieser folgend ist Globalisierung als dialektisches Zusammenspiel zwischen jenem dem Kapitalismus eigenen Streben nach „Raum-Zeit-Kompression“ (Harvey 1994) und der andauernden (Re-)Produktion bzw. (Neu)Gestaltung von relativ dauerhaften, unbeweglichen räumlichen Konfigurationen und Regulationen (Lefebvre) zu analysieren. Denn durch dieses Zusammenspiel werden – wie Brenner hervorhebt – „globale sozio-ökonomische Abhängigkeiten gleichzeitig verstärkt, vertieft und erweitert“ (1997: 12).

Brenner verweist in diesem Zusammenhang nicht nur auf „neue Formen subnationaler geographischer Polarisierung und ungleicher Entwicklung innerhalb der Staaten, in denen sich Weltstädte befinden. Im europäischen Kontext hat sich dieser Konflikt auch auf suprastaatlicher Ebene bemerkbar gemacht, auf der Europas Kernregionen mit benachteiligten Regionen um EU-Mittel aus dem Regionalen Strukturfonds konkurrieren“ (ebd.: 15). Und so verweisen auch Röttger und Wissen (vgl. 2005: 218) darauf, dass sich Konflikte innerhalb der Europäischen Union vor allem „um die Frage [drehen], welche Probleme auf welchen räumlichen Maßstabsebenen zu verhandeln seien“ (ebd.). Da „die relative Machtposition sozialer Akteure [...] wesentlich davon ab[hänge], wer auf welcher Maßstabsebene was reguliert“ (2005: 218), entscheide sich an deren „Konstruktion“ auch, „inwieweit gesellschaftliche Widersprüche erfolgreich bearbeitet werden könnten bzw. inwieweit es subalternen Akteuren gelinge, diese Widersprüche zu politisieren und bestehende Machtverhältnisse herauszufordern“ (ebd.: 219).

Diesbezüglich vermag ein historisch-materialistischer Begriff von Provinz dann auch einen wichtigen Beitrag zu liefern im Hinblick auf die bisher eher noch raren „Bemühungen, die verschiedenen räumlichen Ebenen – die urbane [bzw. regionale d.V.], die nationale und die globale – in ein analyti-

ches Gedankengebäude zu integrieren“ (Brenner 1997: 13). Denn der Provinz-Begriff erlaubt in diesem Zusammenhang nicht nur eine Analyse der Verbindung von Prozessen einer Reproduktion provinzieller Abhängigkeit sowohl auf der urban-regionalen Ebene, wie der von staatlicher Regulierung auf supranationaler, nationaler und regionaler Ebene. In den Blick kommen kann so auch, wie jede dieser beiden Formen von Provinzialisierung permanent die Bedingungen beeinflusst und transformiert, unter denen sich die andere entfaltet.

Dabei lässt sich gerade am Rhein-Main-Gebiet – zu dessen provinziellem „Vorhof“ der Rheingau-Taunus-Kreis als Untersuchungsgebiet dieser Studie zählt – sehr gut beobachten, wie sich unter Indienstnahme dieser Provinz vor allem für Wohn- und Freizeit-, sowie wasser- und energiewirtschaftliche-, als auch abfallwirtschaftliche Funktionen – zum Teil jedoch auch industriegewerbliche Ansiedlungsgebiete – eine polyzentrische urbane Region herausbildet. Brenner (ebd.: 20) hat herausgearbeitet, wie nach der Konkurrenz um den Sitz der Europäischen Zentralbank (der zugunsten Frankfurts ausging) die urbane Region des Rhein-Main-Gebietes im Zuge einer „Neuverortung der europäischen Territorialstaaten auf der EU-Ebene“ (ebd.) nun versucht wird einzubinden in „die Formierung einer integrierten Achse“ (ebd.) mit den urbanen Regionen um Paris und London. Es gehe dabei vor allem darum, die gesamte europäische Region mit der Weltwirtschaft zu vernetzen, ohne allerdings damit das interne „geopolitische[] und geoökonomische[] Kräftemesen“ (ebd.) gänzlich außer Kraft zu setzen.

Bezüglich der Region des Rhein-Main-Gebietes trachten nun neue Regulierungsformen eines Urban-Management in Formen sogenannter ‘Public/Private-Partnership’ (wie z.B. der Wirtschaftsförderung Frankfurt/M. GmbH) danach, die damit allerdings ebenfalls noch nicht außer Kraft gesetzte Konkurrenzen zwischen den einzelnen Städten (Frankfurt, Offenbach, Mainz, Wiesbaden, Darmstadt) auch über Landesgrenzen (Hessen/Rheinland-Pfalz) hinweg zu überwinden. Durch Bereitstellung einer entsprechenden Infrastruktur und einer koordinierten Investitionsförderung sollen so den führenden, transnational operierenden Kapitalfraktionen in der weltwirtschaftlichen Konkurrenz mit anderen urbanen Regionen attraktive Verwertungsbedingungen unterbreitet werden.

All diese „veränderten Konfigurationen territorialstaatlicher Organisation“ (Brenner 1997:23) zielen in dieser Weise darauf ab, konfliktträchtige Kräfte „im unablässigen Kampf des Kapitals um die Ausdehnung seiner Herrschaft und Kontrolle über den abstrakten Raum der Weltwirtschaft“ (ebd.: 25) durch „Konstruktion, Dekonstruktion und Rekonstruktion von relativ stabilen Konfigurationen territorialer Organisation zu kanalisieren“ (ebd.: 23). Dabei geht es vor allem darum, „die sozialen Beziehungen innerhalb der reterritorialiserten ‘Macht-Geometrien’ einzuhegen und zu regulieren“ (ebd.: 24) und

auf diese Weise „die territoriale Organisation als Produktivkraft“ (ebd.: 23) zu mobilisieren.

Der Provinzbegriff vermag in diesem Zusammenhang nicht nur zu fokussieren, wie dabei „Orte und Territorien innerhalb weiter ausgreifender Konfigurationen ungleicher geographischer Entwicklung hierarchisiert“ (Brenner 1997: 25) werden. Denn aus der Perspektive des „New Urban Management“ mögen nicht erst die Landgemeinden und Städte des Rheingau-Taunus-Kreises, sondern mitunter sogar lokal ausgerichtete Politiken der Stadtverordnetenversammlung einer Stadt wie Wiesbaden als provinziell erscheinen. Entsprechend kann neben der „räumliche[n] Restrukturierung von Politik und politischer Auseinandersetzung innerhalb des Territorialstaates selbst“ (ebd.: 22), auch „die konflikthafte Konstruktion räumlicher Hierarchien und deren strukturierende Wirkung auf soziales Handeln“ (Röttger/Wissen 2005: 219) mit Hilfe des Provinz-Begriffes analysiert werden.

So hat schon Henri Lefebvre (vgl. 1991) dargelegt, dass Raum nicht nur als Produktivkraft für die aufeinanderfolgenden Runden der weltumspannenden Kapitalakkumulation fungiert, sondern zugleich auch als Rahmen der alltäglichen sozialen Beziehungen dient. Bezüglich Ersterem muss sich die hier vorgelegte Arbeit eher andeutungshaft auf die Diagnose beschränken, wonach sich die Provinzproblematik in dieser Hinsicht vor allem dadurch verschärft, dass das rasante Wachstum der für das transnationale Kapital bedeutsamen Weltstädte und urbanen Regionen sich mehr und mehr vom nationalen Wirtschaftswachstum – ja, „der territorialen Wirtschaft ‘ihres’ Staates“ (Brenner 1997: 21) zu entkoppeln scheint. Röttger/Wissen zufolge dominiert dabei „die Logik des Standortes [...] zunehmend die Logik der sozialen Dimension des lokalen Staates und gewinnt in der dramatischen Zunahme sozialräumlicher Polarisierungen Gestalt, die zugleich herrschaftlich für die Durchsetzung neuer Regulationsprozesse verwendet werden“ (2005: 220).

Röttger/Wissen sehen diesbezüglich sich zwei Dynamiken überlagern: „zum einen Veränderungen in den Beziehungen von Staat, Ökonomie und Gesellschaft, die neue Formen lokaler/regionaler Governance, neue Formen politischer Repräsentation sowie neuartige Identifikationsangebote generieren; zum anderen Veränderungen in den Beziehungen und Gewichtungen zwischen den verschiedenen Ebenen politischer und wirtschaftlicher Organisation und der auf ihn handelnden Akteure [...], durch die soziale Konflikte und Kompromisse strategisch selektiert werden“ (ebd.). Ihrer Analyse zufolge konstituiert sich auf diese Weise ein neuer hegemonialer Machtblock „aus transnationalem Kapital, kleinen und mittleren Unternehmen und saturierter, aber konsumorientierter Mittelschicht der Städte und repräsentiert ein transnationales liberales Projekt“ (ebd.).

Sicher wäre es hoch interessant, „das sich dynamisch verändernde Artikulationsverhältnis von Ökonomie, Politik und Zivilgesellschaft, ihre jeweiligen

Akteurskonstellationen und Bündnisse“ (ebd.) auch konkret bezüglich Prozessen der Provinzialisierung des Rheingau-Taunus-Kreises zu untersuchen. Dies kann hier jedoch nicht geleistet werden. Die vorhergehenden eher allgemeinen Bemerkungen sollten jedoch verdeutlicht haben, dass solche Prozesse ein nicht zu unterschätzender Faktor auch bezüglich der Ausdifferenzierung verschiedener *Lebenslagen* von Jugendlichen in der Provinz darstellen, die dann den konkreten Rahmen abgeben für das, was die Jugendlichen im Rahmen ihrer *Lebenswelt* an sozialen Beziehungen zu entfalten vermögen.

In den Blick genommen werden soll jedoch, dass Raum zugleich auch ein Experimentierfeld umgestaltungsorientierter politischer Praxis markiert, auf dem – wie Lefebvre (vgl. 1991: 383f.) ebenso deutlich hervorgehoben hat – „Gegenentwürfe“, „Gegenprojekte“ und „Gegenräume“ vorbereitet und ausprobiert werden können. Und auch hierzu vermag der Provinz-Begriff wichtiges beizusteuern. Aufzunehmen ist dabei jedoch, dass schon Lefebvre die von ihm analysierten Funktionen von Raum als a) Produktivkraft, b) Rahmen der alltäglichen sozialen Beziehungen und c) Experimentierfeld umgestaltungsorientierter politischer Praxis nicht losgelöst voneinander betrachtet hat.

Bezüglich der Analyse von Raum als Produktivkraft haben schon Bellmann, Hein, Trapp und Zang (vgl. 1975: 117) hervorgehoben, dass die Bedeutung einer starken regionalen Konzentration der Produktion (heute als „Cluster“ bezeichnet s.o.) wächst. Denn zum einen bringe die der Entwicklung der Produktivkräfte im Kapitalismus eigene Tendenz zur Erhöhung der organischen Zusammensetzung des Kapitals eine Organisierung des Produktionsprozesses in immer größeren Einheiten mit sich. Zum zweiten ermögliche eine raschere ökonomische Zirkulation (Verringerung der Umschlagzeiten des Kapitals!) auf der Basis schnellerer und reibungsloser realer Zirkulation das Einstreichen eines Surplusprofites. Letzteres hat in den letzten Jahren durch Innovationen im Bereich Transport, Prozess und Logistik, die mit einer Senkung der Transportkosten gegenüber den Lohnstückkosten einhergingen, erheblich an Relevanz gewonnen. Von entscheidender Bedeutung im Hinblick auf die heutige Gestalt der Provinzproblematik im Zuge einer zunehmenden Differenzierung der Wirtschaftsentwicklung und Rehierarchisierung der Regionen und Städte ist, dass vor diesem Hintergrund das transnationale industrielle Kapital seine Produktion weltweit an Orte mit den für den Produktionszyklus jeweils günstigsten Produktionsbedingungen zu verlagern vermag.

Röttger und Wissen (s.o.) haben in diesem Zusammenhang des Weiteren darauf hingewiesen, dass heute Raum nicht nur in Form „territorial integrierter Produktionskomplexe (Cluster), [...] innovativer industrieller Organisationsbeziehungen und firmenübergreifender Interaktionsmuster“ (2005: 210) zu einer Produktivkraft wird. Sie haben auch – ohne dies näher auszuführen – auf „regionale innovative Milieus und endogene Potentiale“ (ebd.: 213) als die ökonomische ergänzende soziale Spezifik des Lokalen/Regionalen verwiesen, welche als Ressourcen, „im Sinne weltmarktorientierter Restrukturie-

„in Wert“ gesetzt werden“ (ebd.). So gewinnen im heutigen Kapitalismus – sowohl in der verarbeitenden, als auch dienstleistenden Arbeit – immer stärker Formen so genannter „immaterieller Arbeit“ an Bedeutung. Wie Gorz herausgearbeitet hat, beruhen diese im Wesentlichen auf der Fähigkeit, „sich mit anderen zu verständigen und zu kooperieren“ (2004: 19).

Produziert werden können diese Vermögen „immaterieller“ lebendiger Arbeit, die sich vor allem aus solchen nicht akkumulierbaren Eigenschaften wie Spontaneität und Sensibilität sowie kooperativen und mimetischen Vermögen zusammensetzen, aber nicht im kapitalistischen Produktionsprozess selbst, sondern nur aus der „objektiv ungleichzeitigen“ (Bloch 1976: 117ff.) Unmittelbarkeit von Beziehungsverhältnissen, wie sie ursprünglich hervorgegangen sind aus der Produktionsweise des „Ganzen Hauses“ (vgl. May 2004a; 2008). Röttger/Wissen (2005: 219) verweisen in diesem Zusammenhang darauf, dass sich der Fokus der neueren kritisch-geographischen Debatte „auf räumliche Maßstabsebenen und ortsgebundene soziale Praktiken als prinzipiell offen für die Thematisierung der Dynamiken *sozialer Reproduktion*“ (ebd.) erweise. Wenn sie dabei die bislang vernachlässigte und von Sallie Marston (vgl. 2000: 233) neu in den Blick gerückte „small-scale“ von Haushalt hervorheben, so ist diese in der Provinzdebatte vermittels der Blochschen Dialektik der Ungleichzeitigkeit schon längst im Blick gewesen.

Zwar ist die Ausbildung kollektiver, gesellschaftlicher Fähigkeiten – wie skizziert – auch in der Entwicklung der Produktivkräfte unserer hochindustrialisierten kapitalistischen Gesellschaft angelegt. Da der gesellschaftliche Zusammenhang sich hier aber über die Realisierung von Privatarbeiten unter Bedingungen des Privateigentums an Produktionsmitteln konstituiert, werden sie in dieser Weise im Herrschaftsinteresse auf privatistischem Niveau gehalten. Mit dieser Ausgrenzung in die Privatheit werden sie aber von ihren Verwirklichungsbedingungen getrennt. Denn als befriedigendes Vermögen und vollständiger Prozess können sie sich nur selbstreguliert verwirklichen, wenn dieser Prozess das Ganze der Gesellschaft in einer neuen Form von Öffentlichkeit ergreift. Und dies ist die Form, in welcher der mit dem Kapitalismus gesetzte „gleichzeitige“ Widerspruch zwischen Produktivkräften und Eigentumsverhältnissen sich weiter zuspitzt, dessen „objektive Erscheinungsform“ Bloch in einer „verhinderten Zukunft“ (1976: 119) ausmachte.

Gorz könnte als aktueller Zeuge der alten Blochschen These gelten, wonach die bereits in der Erosionskrise befindliche kapitalistische Gesellschaft in den historischen Arbeitsvermögen besonders der „sozialen Produktivkräfte“ (vgl. May 2006) mit einer verhinderten neuen Gesellschaft „schwanger geht“ (Bloch 1976: 122). So bringt – seiner Analyse zufolge – die sich anbahnende Wissensökonomie die Entfaltung der Produktivkräfte an eine Grenze, jenseits welcher der Kapitalismus „sich selbst überwinden müsste, um sein Potenzial auszunützen“ (2004: 68). Denn jene gerne allgemein als

„Humankapital“ (vgl. Becker 1993) oder auch als „kulturelles“ oder „soziales Kapital“ (vgl. Bourdieu 1983) bezeichneten Vermögen lassen sich nicht so einfach in eine Ware verwandeln und sind damit auch nicht vollständig kapitalisierbar. Sie eignen sich auch nicht dazu, als Privateigentum behandelt zu werden, verlieren ihre Inhaber dieses ‘Kapital’ doch nicht, wenn sie es weitergeben oder mit anderen teilen. Ganz im Gegenteil steigern sie es häufig dadurch sogar (vgl. May 2004b; 2006). Und als Resultat von Bildungsprozessen fließt in diese Kompetenzen so auch ein hohes Quantum gesamtgesellschaftlicher Arbeit mit ein.

Da die auf Wissen, Kreativität und mimetische sowie kooperative Vermögen gegründete Arbeitsleistung somit auch nicht mehr in Arbeitsstunden messbar oder anderweitig quantifizierbar ist, muss der Kapitalismus „seine wichtigsten Kategorien – Arbeit, Wert und Kapital – neu [...] bestimmen“ (Gorz 2004: 9). Allerdings scheint er mit dem Abschied vom Besitz des fixen Kapitals und den verschiedenen Strategien zur Erzielung einer möglichst hohen Monopolrente (vgl. ebd.: 41f.), ebenso wie mit den Konzepten des Arbeitskraftunternehmers (Voß/Pongratz 2003) – bzw. der Ich-AG in einem weiteren Sinne – durchaus wirksame Strategien entwickeln zu haben, um sich weiter zu reproduzieren.

Deutlich geworden sein dürfte durch diese Ausführungen jedoch, dass die Entwicklung der Produktivkräfte für die aufeinanderfolgenden Runden der weltumspannenden Kapitalakkumulation durchaus Potenziale für eine umgestaltungsorientierte politische Praxis birgt. Und ebenso deutlich geworden sein dürfte, dass im Weiterwirken gesellschaftlich früher, wenn auch noch so überlagerter Verhältnisse und Formen einer an der Produktion von Menschen orientierten Produktionsweise noch eine gesellschaftliche Zukunft verborgen liegt. Mit dem Provinzbegriff lässt sich in den Blick nehmen, wie jene unvergangenen, weil nie ganz realisierten, daher bleibend subversiven und utopischen Inhalte objektiver Ungleichzeitigkeit in den privaten Beziehungen der Menschen untereinander und zur Natur sich reiben mit den vom kapitalistischen Verwertungsprozess gestellten Anforderungen nach deren Unterordnung unter die Gleichzeitigkeit funktional bedeutsamer Strukturen alltäglicher Formalisierung, in der Subjektivität und Gemeinschaft zum Typischen gerinnen.

Unsere Studie setzt damit auf eine „mehrräumige“ und „mehrzeitliche“, wie zugleich auch „praktisch-einhakende“ Dialektik (vgl. Bloch 1976: 124ff.), um die Überlagerung solch gleichzeitiger und ungleichzeitiger Widersprüche in den Blick zu bekommen. Und sie geht davon aus, dass damit die Krisenhaftigkeit unserer Gesellschaft, wie sie Jugendlichen aus der Provinz entgegentritt, viel eher – weil aus sich selbst heraus (!) – begriffen werden kann als in den Variationen von Lothar Böhnischs „Zwei-Welten“-These, wie sie im Kap. 1.1 erörtert wurden. Gleiches gilt bezüglich Böhnischs These einer tendenziellen Entkopplung von System- und Sozialintegration. Diese hat

er in seiner Neufassung des Anomieparadigmas (vgl. Böhnisch 2001: 35) im Anschluss an Habermas' Unterscheidung von System und Lebenswelt (vgl. May 2009: 51ff.; zur Kritik ebd.: 60ff. und s.u. Kap. 2.4) formuliert. Im Hinblick auf sozialräumliche Fragestellungen wurde sie besonders von Christian Reutlinger in seiner „Diskursperspektive“ einer „Dialektik von Raum und Sozialer Entwicklung“ (2008: 227) aufgegriffen (zur Kritik vgl. May 2010).

Reutlingers Plädoyer, „Soziale Entwicklung als Ermöglichung“ (2008: 208) zu sehen, wird in unserer Studie jedoch durchaus aufgenommen. Allerdings wird „Soziale Entwicklung“ dabei nicht eindimensional gesehen. Vielmehr lassen sich im Anschluss an Blochs „mehrzeitliche Dialektik“ gerade in historisch unvergangenen, weil nie ganz realisierten, daher bleibend subversiven und utopischen Inhalten objektiver Ungleichzeitigkeit Potenziale für eine nachhaltige Entwicklung entdecken. Diese gilt es dann im Sinne von Reutlingers „Ermöglichung“ über eine „praktisch-einhakende Dialektik“ ihrer geschichtlichen Verwirklichung entgegenzubringen. Eine solche „Ermöglichung Sozialer Entwicklung“ wird damit zugleich an die historisch-gesellschaftliche Entwicklung gebunden.

Ebenso aufgenommen wird in dieser Weise Reutlingers konzeptionelle Forderung an Soziale Arbeit nach „Schaffung von sozialräumlichen Bedingungen und Ermöglichungskontexten, die es dem einzelnen Menschen gestatten, seine Fähigkeiten zu realisieren und sein Leben zu gestalten“ (ebd.: 234). Und wie Reutlingen sehen wir diese verbunden mit der Sorge dafür, „dass der Einzelne in der Raumgestaltung nicht nur eine Stimme (voice) bekommt, sondern eine Macht bzw. Position“ (ebd.: 239). Allerdings adressiert sich die „praktisch-einhakende Dialektik“ dieser Studie nicht an losgelöste, sondern in aller Regel in jeweils spezifische Sozietäten eingebundene 'Einzelne'. So spricht ja auch Reutlinger im Plural, wenn er bezüglich „sozialraumorientierter Ansätze“ fordert, „dafür zu sorgen, dass [...] Jugendliche [...] ihr Entwicklungsverständnis von der Region und damit ihr Raumverständnis gestaltend umsetzen können“ (ebd.). Wie solche raumbezogenen Interessenlagen theoretisch und methodisch in der Studie zu fassen und aufzugreifen versucht wurden, soll im Folgenden etwas detaillierter erläutert werden.

2. Raumbezogene Interessenlagen von Heranwachsenden: Ansätze zu einem theoretischen Bezugsrahmen

2.1 Zur Problematik der Bedarfsermittlung in der Jugendhilfeplanung

In der Fachdiskussion um Bedarfsermittlung in der Jugendhilfeplanung standen sich klassisch zwei Konzepte geradezu polar gegenüber:

1. der bedarfsorientierte Ansatz (Beneke u.a. 1975), der mit Hilfe politisch-ökonomischer Analysen der Arbeits- und Reproduktionssituation – auch in ihrer unterschiedlichen regionalen Ausprägung – sozial- und infrastrukturelle Benachteiligungen der Betroffenen objektiv zu bestimmen versuchte, um dadurch Bedarfe der Jugendhilfe abzuleiten.
2. der bedürfnisorientierte Ansatz (Ortmann 1976), der eine umfassende Beteiligung der Heranwachsenden durch einen fortlaufenden Kommunikationsprozess anstrebte, in dem die sich entwickelnden Bedürfnisse der entsprechenden Zielgruppen von Jugendhilfe zur Artikulation kommen sollten.

Inzwischen haben sich zahlreiche Ansätze entwickelt, die versuchen, die Vorteile beider Konzepte zu synthetisieren und sowohl der Seite objektiver Determinanten als auch der subjektiver Orientierungen Rechnung zu tragen: angefangen vom sozialökologischen Ansatz (Bourgett u.a. 1983; zur Kritik vgl. May 2001a), der diese Synthese über kleinräumige Untersuchungen der *Lebenslagen* und *Lebensweisen* von Betroffenen gerecht zu werden versucht, bis hin zu „flexiblen, situationsorientierten Verfahren von Jugendhilfeentwicklungsplanung“ (Kilb 2000), wie sie sehr stark durch das Frankfurter ISS propagiert wurden.

Auch der theoretische und methodologische (s.u. Kap. 3.) Bezugsrahmen, wie er der im Rahmen der Jugendhilfeplanung des Rheingau-Taunus Kreises durchgeführten und hier präsentierten Studie über vor allem raumbezogene Interessenlagen von Jugendlichen in der Provinz zugrunde liegt, versucht eine solche Synthese. Diese beansprucht, die Nachteile der beiden Ansätze, die sich häufig auch in den bisherigen Syntheseversuchen weiter fortgetragen haben, zu überwinden. So vernachlässigen der „bedarfsorientierte Ansatz“, wie viele Synthesekonzepte (wie z.B. der „sozialökologische Ansatz“) ebenfalls, dass sich Bedarfe nicht automatisch wissenschaftlich aus Datenanalysen

ableiten lassen, sondern immer verbunden sind mit normativen Interpretationen. Da diese dort von wissenschaftlicher Seite vorgenommen werden, bedeutet dies zumindest insofern eine Entpolitisierung, als dies über die Köpfe der Betroffenen Heranwachsenden hinweg erfolgt.

Dass die Betroffenen aktiv einbezogen werden, ist demgegenüber sicher ein großer Vorzug des „bedürfnisorientierten“ Ansatzes. Allerdings gerät in diesem zumindest tendenziell aus dem Blick, dass es Faktoren struktureller und soziokultureller Art gibt, die bei in bestimmten Milieus unserer Gesellschaft Heranwachsenden bezüglich der Entfaltung und Verwirklichung ihrer Bedürfnisse eher blockierend wirken. Und zudem können nicht für jedes spezifische Bedürfnis Angebote der Jugendhilfe vorgehalten werden – zumal die konkrete Ausformung von Bedürfnissen von Heranwachsenden heute einem immer rascheren Wandel unterworfen scheint.

Deshalb wird in der hier vorgestellten Studie der Fokus eher auf die sozialen und räumlichen Bedingungen gesetzt, die Heranwachsende benötigen, um ihre spezifischen Bedürfnisse zur Entfaltung und Verwirklichung zu bringen. So verfügen Heranwachsende über mehr oder weniger diffuse Vorstellungen darüber, wie ein solcher Rahmen aussehen soll. Und diese lassen sich dann auch über entsprechende partizipative Methoden, wie sie schon im Zusammenhang mit dem „bedürfnisorientiertem Ansatz“ zu entwickeln begonnen wurden, entsprechend aufgreifen und konkretisieren (s.u. Kap. 3.3). Zudem versuchen sie in ihrem konkreten Handeln ja immer wieder in Auseinandersetzung mit den konkreten Bedingungen ihrer *Lebenslage*, die sie sich gerade als Heranwachsende nur höchst selten frei auswählen können, einen solchen Rahmen aktiv herzustellen. Und von daher kann ihr Handeln immer auch verstanden werden als Willenskundgebung, was sich hier an Situationen entfalten soll.

Wenn aber Handlungen in dieser Weise als Herstellung bestimmter Situationen zu rekonstruieren versucht werden, kann auch von einem „Interesse“ gesprochen werden, das eine Person oder Gruppe in dieser Weise verfolgt. Der Interessenbegriff beinhaltet dabei immer zumindest zwei Aspekte: Zum einen ein noch abstraktes Ziel des Interesses in der Ferne, das im Bewusstsein von seinen Konturen her zunächst – wie schon angesprochen – auch noch eher diffus sein kann; zum Anderen einen konkreten historisch-gesellschaftlichen Ort des Interesses in der gegenwärtigen Situation und ihren Bedingungen.

Ebenso wenig wie dieser Ort auf das objektiv messbare dreidimensionale Raumkontinuum der Naturwissenschaften eingeengt werden darf, in welchem dem menschlichen Körper eine Raumstelle zugeordnet wird, kann er auch nicht im Umkehrschluss in jene symbolischen Qualitäten aufgelöst werden, durch deren Vermittlung er erfahren wird (zur diesbezügliche Kritik von ökologisch-psychologischen Ansätzen und solchen der Umweltpsychologie sowie konstruktivistisch orientierten „systemischen Ansätzen“ vgl. May

2001a). Die sicher nicht falsche Auffassung, „Sozialraum“ werde erst durch die Wahrnehmung für das Subjekt konstituiert, führt dabei nur allzu leicht zur Eliminierung der praktischen Tätigkeit aus dem Aneignungshandeln. So bedeutet die Widerständigkeit der physikalischen Umwelt, welche sich im Rahmen ihrer Bearbeitung auswirkt und erfahren wird, ein materielles, faktisches Substrat nicht bloß vom Denken her. Und selbst das „Netzwerk“ menschlicher Beziehungen in einem „Sozialraum“ lässt sich als solches auch dann nicht in Kommunikation und bloßem Sinngehalt auflösen, wenn es begriffen ist. Dass von ihm Zwänge und Wirkungen ausgehen, auch wenn sich die Menschen dessen nicht bewusst sind, verweist auf die historische Objektivität eines entsprechenden Macht- und Reproduktionszusammenhangs.

2.2 Zur Problematik der Analyse von Relevanzstrukturen jugendlichen Handelns

Vor dem Hintergrund des bisher Ausgeführten muss davon ausgegangen werden, dass das Handeln von Heranwachsenden, vermittels dem sie sich sozial wie räumlich einen Rahmen zur Entfaltung und Verwirklichung ihrer Bedürfnisse zu schaffen versuchen, nicht einfach nur einer subjektiven Relevanzstruktur folgt. Vielmehr muss in Weiterführung des „bedarfsorientierten Ansatzes“ in der Jugendhilfeplanung im Blick behalten werden, dass dieses Handeln immer zugleich auch in eine objektive – d.h. unabhängig vom Bewusstsein der Handelnden existierende – Relevanzstruktur eingebunden ist (vgl. von Prondczynsky 1980: 88ff.). Dabei soll mit dem Begriff der Relevanzstruktur verdeutlicht werden, dass es sich nicht um eine Sinnstruktur, sondern eine lebenspraktische Struktur handelt.

Hinsichtlich ihrer subjektiven Dimension ist diese durch Problemstellungen der individuellen Reproduktion geprägt, die in den politökonomischen Analysen des „bedarfsorientierten Ansatzes“ zwar durchaus „bestimmt“, nicht jedoch in ihrer subjektiven Verarbeitung untersucht wurden. Sehr viel klarer fokussiert hingegen wurden in diesem die Ausformungen der objektiven Relevanzstruktur, wie sie ihre konkrete Gestalt aus Anforderungen des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses gewinnen. Allerdings vernachlässigt der „bedarfsorientierte Ansatz“, dass in kapitalistischen Gesellschaftsformationen Reproduktionsbedingungen über die Doppelcharaktere von Arbeits- und Verwertungsprozess, Gebrauchs- und Tauschwert, abstrakter und konkreter Arbeit von ihrer objektiven Seite her widersprüchlich gesetzt sind.

So besteht für Jugendliche, die sich für eine spätere Berufstätigkeit qualifizieren müssen, eines der größten Probleme darin, ob sie sich sehr stark spezialisieren und damit zwar große Chancen bei Firmen haben, die genau diese

Qualifikation gerade benötigen. Sie gehen damit jedoch ein hohes Risiko ein, weil es sein kann, dass aufgrund der immer rascher sich wandelnden Verwertungsbedingungen und Techniken gerade diese Spezialisierung schon nach Abschluss ihrer Ausbildung nicht mehr gefragt sein wird. Umgekehrt haben sie jedoch, wenn sie sich für eine relative breite Qualifizierung entschließen, immer Nachteile gegenüber denjenigen, die gerade über die nachgefragte Spezialisierung verfügen. Diesem Dilemma sind diese Jugendlichen ausgesetzt, unabhängig davon, wie stark sie es subjektiv als Problem wahrnehmen, weshalb ich im Anschluss an Andreas von Prondczynsky (vgl. 1980: 95ff.) von einer „objektiven Relevanzstruktur“ spreche.

Als in dieser Weise ebenfalls „objektiv“ gesetzter Widerspruch müssen sie weiterhin im Verhältnis zu den sich mit ihnen Qualifizierenden – oder dann später auch im Verhältnis zu ihren Arbeitskolleginnen und -kollegen – ständig zwischen Konkurrenz und Solidarität ausbalancieren. So machen sie schon in der Schule die irritierende Erfahrung, dass einerseits von ihnen in immer stärkerem Maß Zusammenarbeit und Teamfähigkeit verlangt wird, sie jedoch bestraft werden, wenn sie dies in einer Klassenarbeit praktizieren. Ebenfalls müssen sie immer wieder neu entscheiden, in wie weit sie ihr „Eigenes“ verfolgen und zur Geltung bringen können oder aber sich von anderen für „Nicht-Eigenes“ instrumentalisieren lassen müssen. Wenn sie Schule und Berufsausbildung erfolgreich absolvieren wollen – spätestens aber, wenn sie ihre Arbeitskraft verkaufen müssen – wird Letzteres für sie zu einem gewissen Grad immer notwendig sein. Und schließlich stellt sich für sie dann auch noch die Frage, in wie weit sie sich mit den Produkten ihrer Arbeit identifizieren können. Falls sie daran nur begrenzt Interesse entwickeln können, werden solche Produkte im Rahmen einer entsprechenden Konsumorientierung für sie doch mehr Mittel zum Zweck sein.

Zwar werden all diese ambivalenten Orientierungsdimensionen der objektiven Relevanzstruktur häufig als Anforderungen normativer Art erfahren. Allerdings sind diese von ihrer Form her nicht rein normativ, sondern mit der Grundstruktur der Reproduktion unserer Gesellschaft als einer kapitalistischen unlösbar verknüpft. Und zudem müssen sie in der subjektiven Relevanzstruktur auch nicht immer als ein Handlungsdilemma symbolisiert werden (zum darauf gründenden Vorschlag einer Unterscheidung zwischen objektiven Problemsituationen und ihrer Symbolisierung als Problem vgl. May 2005: vor allem Kap. 4.3). Vor diesem Hintergrund lassen sich in der Vermittlung zwischen objektiver und subjektiver Relevanzstruktur analytisch auch verschiedene Schichten des Bewusstseins unterscheiden. Lefebvre (1977 Bd. II: 67ff.) hat in diesem Zusammenhang eine Differenzierung zwischen drei Schichten vorgeschlagen. Mit dieser lasse sich nicht nur die Bewusstwerdung der eigenen Stellung in der Gesellschaft systematisieren, sondern darüber hinaus auch in Verbindung bringen mit Prozessen der Eingemeindung in die hegemoniale Arbeits- und Lebensweise:

- Lefebvre geht davon aus, dass „auf der *untersten* und *effizientesten Stufe*“ (ebd.: 69 Hervorhebung durch Verf.) hegemonialer Eingemeindung „freilich nicht als solche durchschaute, sondern als vitale Realitäten“ (ebd.) aufgefasste „Repräsentationen“ (vgl. May 2004: 187ff.) die Rolle „spontane[r] oder mechanische[r] Selbstregulierung [...] im Innern des bewussten Wesens, des gesellschaftlichen Individuums“ (Lefebvre 1977 Bd. II: 69) übernehmen. Dabei setzten sich die linearen Zeiten und signalgesteuerten Gesten der Technik, wie sie für die Ebene der Alltäglichkeit charakteristisch seien, in dem Maße fest, wie sich von Seiten des Individuums kein wie auch immer geartetes Interesse auf sie richte.
- Demgegenüber führe auf der *zweiten Schicht* ein unklares „Unbehagen“ gegenüber der Alltäglichkeit und der sie verschleiernenden Modernität – als im Blochschen Sinne subjektive Ungleichzeitigkeit – zu heftigen Reaktionen. Probleme und Fragen träten im Alltagsleben hervor und provozierten Antworten, die sich an Taktik und Strategie jener gesellschaftlichen Gruppen orientierten, „deren Modelle, Normen, Werte, Haltungen- und Verhaltenshierarchien das Individuum am ehesten für sich gelten“ (ebd.: 68) ließe.
- Ein „Aufblitzen einer tieferen Wahrheit“ (ebd.: 67) hinter jenem „Unbehagen“ sieht Lefebvre jedoch erst im Übergang zur *dritten Schicht* möglich, der eigentlichen Sphäre der „Nichtanpassung“. Zugleich verbunden sieht er dies mit einem Vordringen zu einem – wie er es nennt – „affektiven Kern“ (ebd.: 68). Ich habe diesen Begriff im Sinne Negt/Kluge's „Block wirklichen Lebens“ zu deuten versucht, der auf Eigenschaften wie Kreativität und Spontaneität, aber auch mimetische Vermögen zielt (vgl. May 2005: 155f.), erweisen sich diese doch allesamt als resistent gegenüber jeglicher Direktive und Beherrschung. Die in diesen Eigenschaften und Vermögen sich organisierende lebendige Arbeit stellt Negt zufolge ja zudem die Basis jener Gefühle, Verstand und Praxisformen übergreifenden integrierenden Selbstregulationskräfte dar, welche „das Mögliche und das Aktuelle, Selbsttätigkeit und Selbstbeherrschung, Eigensinn und Geschichte in einem Augenblick zusammentreten“ (Negt 1983: 50) ließen. Entsprechend geht Lefebvre davon aus, dass in dieser Sphäre auch das individuell Mögliche Kontur gewinne.

Konsequenterweise sieht Lefebvre dann auch das, was als soziologische Einheit einer Gruppe thematisiert wird – das gesellschaftliche Bewusstsein, das die verschiedenen Orientierungsweisen der Einzelnen, aus denen eine Gruppe besteht, mit eben dieser Gruppe verbindet –, auf die Wechselwirkung zwischen den Zielen dieser Gruppe und ihren Strategien bezogen. Aufgrund dieser Wechselwirkung verbietet sich für ihn eine Formalisierung solcher Strategien ebenso, wie diese als Objekt einer höheren Wissenschaft zu fetischisieren. Vielmehr ist für ihn die Realität einer Gruppe „mitsamt ihren Möglichkeiten und ihrer Art, sie zu verwirklichen (durch Taktik und Strate-

gie“ (Lefebvre 1977 Bd. II: 128) – also das, was hier vorgeschlagen wurde, als *Lebenswelt* und *Lebensweise* zu fassen – in erster Linie geprägt durch „die Problematik dieser Gruppe in einem gegebenen Augenblick und einer gegebenen Situation“ (ebd.). Die *Lebenswelt* einer Gruppe zu untersuchen ist für ihn damit nur möglich im Rahmen eines Verständigungsprozesses über die Interessenlage dieser Gruppe, der – ausgehend von den Vorschlägen über das, was (als Lösung der Probleme) möglich ist – zurückkehrt „zum nahen Wirklichen und versucht, die Kraftlinien und Tendenzen des Wirklichen bis zu jenem äußersten Möglichen zu verlängern“ (ebd.: 129).

Von daher liegt es auf der Hand, die von Lefebvre unterschiedenen Schichten nicht nur auf die Negt/Klugesche (1992) Unterscheidung von Ebenen der Herausbildung politischen Ausdrucksvermögens zu beziehen, sondern auch auf die von Makarenko (1984: 644) schon weit aus früher entfaltete „Methodik“ von Pädagogik. Deren Voranschreiten von „nahen“, über „mittlere“, hin zu „weiten“ Perspektiven habe ich (vgl. May 2005: 234f.) in diesem Zusammenhang auch als praktische Wendung der drei von Lefebvre und Negt/Kluge unterschiedenen Schichten bzw. Ebenen zu rekonstruieren versucht. Zudem habe ich diese sowohl im Hinblick auf eine emanzipatorische Pädagogik in unterschiedlichen sozialen Jugendmilieus (vgl. May 1999: 87ff.) als auch für eine partizipative Projektentwicklung im Sozialraum (vgl. May 2008c: 52ff.) fruchtbar zu machen versucht.

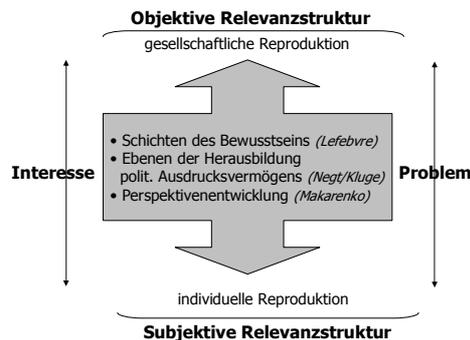
- Auszugehen ist dabei jeweils von „nahen Perspektiven“– ansetzend an konkreten situationsbezogenen Interessen und Bedürfnissen (vgl. Makarenko 1984: 644), in denen ein bloßer „Mangel“ politisch ein Ausdrucksvermögen als „Anspruch“ entwickelt (vgl. Negt/Kluge 1992: 32).
- Daran anknüpfend zielen „mittlere Perspektiven“ auf gesellschaftliche Interessensidentitäten (vgl. Makarenko 1984: 644) vermittelt einer Übersetzung solch politischer Ansprüche in die anderer. Angestrebt wird auf diese Weise nicht nur ein gemeinsames Selbstbewusstsein, sondern auch ein „erweitertes politisches Ausdrucksvermögen“ (Negt/Kluge 1992: 32).
- Vermittels eines „situationsübergreifenden Geltungsanspruchs“, durch den ein „interessegeleitetes, verallgemeinertes politisches Bewusstsein Bestimmtheit und überindividuelle Dauer“ (ebd.: 33) erhält, motivieren solche „weite Perspektiven“ schließlich zur „Teilnahme an der planmäßigen Entwicklung der Zukunft“ (Makarenko 1984: 644).

Alle drei Systematisierungen zusammen betrachtet, lässt sich demnach sowohl mit der Kategorie „Interesse“ als auch mit der von „Problem“ (-bewusstsein) analytisch zwischen objektiver und subjektiver Relevanzstruktur vermitteln. Denn beide Kategorien finden nicht nur bei der Analyse subjektiver Orientierungen, sondern als Problem- und Interessenlagen auch im Rahmen von Gesellschaftsanalyse Verwendung. Schon allein aufgrund ihres

in dieser Weise eröffneten analytischen Vermögens, zwischen objektiver und subjektiver Relevanzstruktur zu vermitteln, wären „Problem“ und „Interesse“ damit als „relationale“ Kategorien zu charakterisieren. Darüber hinaus sind beide Begriffe jedoch auch insofern relational, als ein Problembewusstsein handlungspraktisch zumeist erst dadurch entsteht (vgl. May 2005: Kap. 4), dass ein Interesse verletzt oder sich als nicht (mehr) realisierbar erweist. Umgekehrt gibt es – wie schon Lefebvre (s.o.) verdeutlicht hat – für Problemsituationen in der Regel nicht nur einen Grund und eine Lösung. Die Art, wie solche Problemsituationen als Problem symbolisiert und dann auch handlungspraktisch anzugehen versucht werden, verweist so nachdrücklich auf entsprechende Interessen.

Abbildung 1: Analyserahmen

Praktisch einhakende, kritische Sozialforschung als Vermittlung:



Quelle: Eigene Darstellung

Vor dem Hintergrund der These, dass Relevanzstrukturen – die sich in dieser Weise mit Hilfe der Kategorien von „Problem“ und „Interesse“ analysieren lassen – immer im Zusammenhang mit der Vermittlung gesellschaftlicher und individueller Reproduktion stehen, stellt sich jedoch sofort die Frage, wie diese Vermittlung – historisch betrachtet – bisher zumeist so erfolgte, dass sich Gesellschaften zwar weiterentwickelten, ihre Grundstrukturen dabei aber nicht völlig neu organisierten, sondern in aller Regel nur auf einer neuen Ebene reproduzierten. Darauf sind von sozialwissenschaftlicher Seite durchaus verschiedene Antworten gegeben und als Theorien ausformuliert worden. Eine diesbezüglich aus meiner Sicht zu den erklärungsstärksten gehörende, welche gegenüber anderen – wie z.B. Bourdieus Habitus- und Feldtheorie – einige noch zu erläuternde Vorzüge besitzt, ist die auf den britischen Sozialhistoriker Edward P. Thompson (vgl. 1979) zurückgehende Analyse von Reproduktionskodes. Erstaunlicher Weise wurde diese bisher in Deutschland jedoch so gut wie nicht rezipiert.

2.3 Zur Theorie der Reproduktionskodes

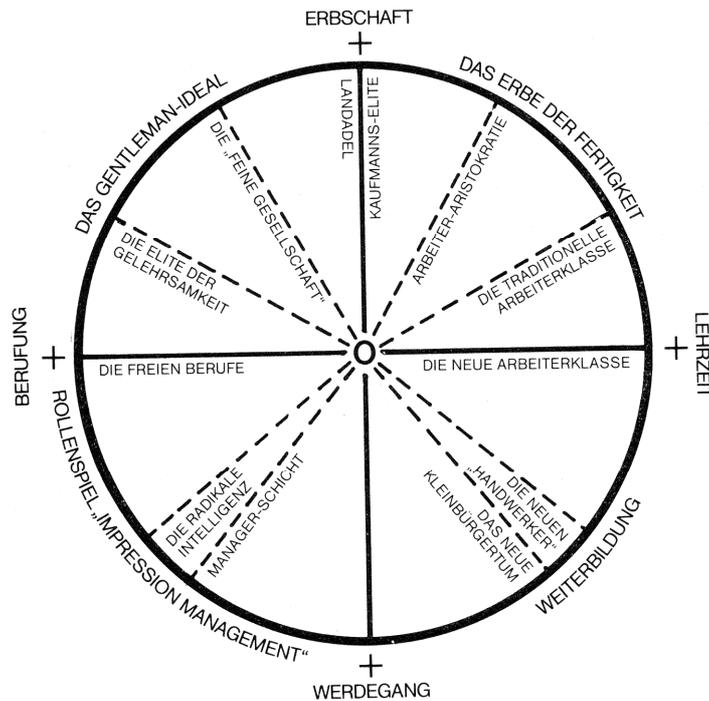
In der angelsächsischen Tradition der Analyse von Reproduktionskodes wird bisher „idealtypisch“ – im Sinne von Max Weber – zwischen vier sich spannungsreich gegenüberstehenden Kodes unterschieden: Eine der ursprünglichsten Kodes mit denen sich Gesellschaften und Kulturen reproduzierten, war der von „inheritance“ (kulturelles und materielles ‘Erbe’). Bezüglich des Adels hat dieser Kode bis heute seine Bedeutung behalten. Aber auch bei Menschen, die aus Kulturen stammen, in denen eine formelle Berufsausbildung (noch) nicht üblich ist, oder die sich über einfache körperliche Arbeit reproduzieren, ist der Kode des „Erbes“ noch weit verbreitet. Ein weiterer Kode, der mit der handwerklichen Produktionsweise entstand und dort auch heute noch verbreitet ist, ist der von „apprenticeship“ (Lehre). Dieser geht davon aus, dass Heranwachsende etwas zu lernen haben, aber nach Abschluss dieser, ihrer Lehrzeit ihren Platz in der Gesellschaft ausfüllen können.

Mit zunehmender pädagogischer Professionalisierung sowie der damit einhergehenden Verbreitung entwicklungspsychologischer Modelle altersspezifischer Kompetenzen, welche diese Professionalisierung umgekehrt erst ermöglichte, fand dann der Kode von „career“ (Werdegang/Karriere) weite Verbreitung. Demzufolge haben Menschen von Kindesbeinen an bis zum Tod immer neue „Entwicklungsaufgaben“ zu bewältigen, auf die sie sich dann auch – unter entsprechender pädagogischer Begleitung – vorzubereiten haben. Und ebenfalls hohe Bedeutung erlangt hat heute der Kode von „vocation“ (Berufung). Zwar ist dieser bereits sehr alt, fühlten sich doch auch schon in traditionellen Gesellschaften Medizinmänner, Schamanen und Priester

berufen. Ihre Nachfolge traten dann die klassischen Professionen an. Heute allerdings ist dieser Kode sehr stark verbunden mit einem „Paradigma des Lebenslaufs als Entfaltung des idealen, inneren Selbst und dessen Suche nach der wahren Bestimmung“ (Cohen 1986: 84).

Der äußere Kreis des Folgenden, von Phil Cohen (vgl. ebd.: 80) entwickelten Modells „beschreibt die klassenkulturellen Ausdrucksformen der Kodes, wie sie sich historisch in bestimmten Paradigmen oder Bezugsmodellen der Sozialisation niedergeschlagen haben. Die inneren Sektoren zeigen auf der mikro-sozialen Ebene die Spannungs- und Transformationsfelder zwischen den symbolischen Kodes“ (ebd.: 81):

Abbildung 2: Reproduktionskodes



Quelle: Cohen 1986:80

Meiner Auffassung nach lassen sich die einzelnen Sektoren dieses Kreises auch als Matrix von *Lebenslagen* interpretieren innerhalb eines – durchaus im Bourdieuschen Sinne (vgl. 1985; 1998) zu verstehenden – besonderen „Feldes“ der Klassenreproduktion. Demnach vermag „eine bestimmte Klassenkultur [...] an verschiedenen Orten und in verschiedenen Zeitabschnitten“ über ein jeweils spezifisches „Profil“ und eine entsprechende „Verteilung der Kodes“ (Cohen 1986: 81) sehr wohl unterschiedliche *Lebenswelten* hervorbringen: z. B. durch „Formen eines Kompromisses oder einer Angleichung mit anderen Kodes“ (ebd.: 82).

So sind – um dies einmal am Beispiel des rechten oberen Quadranten des Modells zu erläutern – *Lebenslagen*, welche im Rahmen der Reproduktion der klassischen noch durch den Erfahrungszusammenhang körperlicher Arbeit geprägten Klassenfraktionen sich herausbilden, durch eine starke Kombination der Kodes von „Lehrzeit“ und „Erbe“ gekennzeichnet. Dass eine solche „Lehrzeit“ zur Übernahme eines entsprechenden „Erbes“ als „ein und dasselbe Gitter alle Zusammenhänge der Reproduktion“ (ebd.) umfasst, sieht Cohen jedoch als unwahrscheinlich an, setzte dies doch eine „grundsätzliche Homologie von Familien-, Geschlechts-, Erziehungs-, Freizeit-, Berufs- und Politikformen“ (ebd.) voraus. Im Unterschied zu Bourdieus habitus-theoretischer Hypothese, tauchten in Cohens (vgl. ebd.: 85) empirischen Forschungen solch „starke Kombinationen“ – wenn überhaupt – nur in „Enklaven beruflicher und ethnischer Minderheiten“ auf und fanden sich ansonsten lediglich „innerhalb besonderer Konstellationen, beispielsweise in Familien- und Freizeitzusammenhängen, nicht aber über die gesamte Klassenkultur“ (ebd.) hinweg. Allerdings stellt auch aus Cohens Perspektive ein solch „starkes Kodegitter an einer strategisch wichtigen Stelle im Reproduktionssystem (beispielsweise beim herkömmlichen Kleinbürgertum innerhalb der Familie und bei der neuen Mittelschicht im staatlichen Erziehungswesen“ (ebd.: 81) eine „Minimalbedingung“ für klassenkulturelle Tradierungen dar.

Auch im dörflichen Lebenszusammenhang, der in Cohens Modell eher weniger Berücksichtigung gefunden hat, entfalten Reproduktionskodes eine eigene Bedeutung. So erweist sich dort der Kode der „Erbschaft“ sehr stark auf Verwandtschaftsnetzwerke bezogen. Früher war „in dem Ordnungsprinzip der Verwandtschaft [...] die Verfügung über Grund und Boden sowohl in der generativen Längsachse aufgehoben als auch in der lokalen Querachse, die beim Heiraten ans Tageslicht tritt (der Grund und Boden hielt die Verwandtschaft zusammen, die wiederum ihn)“ (Ilien/Jeggle 1978: 87). Damit stellte die Verwandtschaft die spezifische Erscheinungsweise der ländlichen Eigentums- und Produktionsverhältnisse dar, die sich dann in dieser Weise über den Kode der „Erbschaft“ zu reproduzieren vermochte. Noch heute wirken Verwandtschaftsnetzwerke vorwiegend beim Hausbau, bei Familienfesten, aber auch in der Vereins- und Kommunalpolitik zusammen und sorgen so für eine entsprechende Ver-„Erbung“ von Positionen.

Nach wie vor lassen sich auf diese Weise im Dorf noch Verwandtschaften ausmachen mit eigener Geschichte und spezifischen, von andern unterschiedenen Strukturen, deren Basis teils im vererbten Besitz, teils im ausgeübten Handwerk („Erbe der Fertigkeiten“) liegt. In der Regel überlappen sich diese Strukturen für die Jugendlichen mit ihren Bezugsgruppen im Verein, weil die Familien jeweils zu bestimmten Vereinigungen tendieren, in die auch die Kinder zu integrieren versucht werden. Und selbst für die informellen Sozialgefüge sind die Verwandtschaftsstrukturen bedeutsam und beziehen von dort her ihre eigentliche Relevanz für die jugendliche Lebenswelt.

Quer dazu hat die Struktur der „Jahrgänge“ für die dörfliche Vergesellschaftung von Heranwachsenden an Relevanz gewonnen. Diese wurde über die fortlaufende Erfassung jeweils einer Altersstufe in der Grundschule, in der Sakramentenvorbereitung der Kirchen und in der Ausrichtung der jährlichen Kirmes etabliert und konnte darüber hinaus bis heute durch den zum selben Zeitpunkt erfolgenden Kauf von Mofa, Roller bzw. Auto gefestigt werden. Zusammengefasst unterstreicht dies die Bedeutung des Reproduktionskodes des „Werdegangs“ für die Integration Heranwachsender in den dörflichen Lebenszusammenhang.

In dem Maße wie die Dorfbewohner – gerade auch aufgrund dessen, dass sie sich in immer größerer Anzahl zu den Produktions- und Qualifikationsstätten außer Ortes begeben mussten – zunehmend mehr an Lebensäußerungen und -bereichen teilnahmen, die die traditionelle dörfliche Lebenswelt teilweise durchkreuzte und ausweitete oder durch die Bildung von neuen Lebensbereichen sogar ablöste, differenzierten sich parallel dazu auch Interessen und Bedürfnisse aus. Dies bedingte einen Übergang von lokal bestimmten Lebensweisen zu funktionalen auch in dörflich geprägten Lebenslagen. In diesem Auflösungsprozess der traditionellen dörflichen Gemeinschaft, die mit dem Übergang von ländlichen zu stärker industriellen Produktionsformen ihre soziale Basis verliert, haben Vereine die Funktion übernommen, innerhalb des sozialen Differenzierungsprozesses im Dorf soziales Zusammenleben neu zu gestalten und zu intensivieren. Lange Zeit erfolgte die Integration von Heranwachsenden in den dörflichen Lebenszusammenhang damit vornehmlich über sie.

Selbst wenn die Reproduktionskodes von „Erbschaft“, „Lehrzeit“ und „Werdegang“ als Kodegitter, innerhalb dessen die dörfliche Sozialisation sehr stark erfolgt, noch entsprechend ausgeprägt sind, entfalten bei vielen Jugendlichen bereits andere Konfigurationen von Codes sozialisatorisch ihre Wirksamkeit. Deshalb verweist Cohen (vgl. 1986: 81) in der Erläuterung seines Modells nicht nur darauf, dass Codes eine unterschiedlich starke „normative Kraft [...] von stark (+) bis schwach (0)“ entfalten könnten. Meist liefere „ein Kode das synchronische Positionsgitter und ein anderer die diachronischen Modifikatoren“ (ebd.), so dass es in dieser Weise dann auch zu „Kodeverschiebungen“ kommen könne. Cohen thematisiert in dieser Hinsicht ein

auch für Jugendliche aus der Provinz besonders relevantes Beispiel, welches bei den Betroffenen eine geradezu „expressive Orientierung auf eine Vielzahl persönlicher und politischer Fragen“ (ebd.: 88) erzeuge. Aufgeworfen werden diese im Rahmen jener Kode-Verschiebung, welche Jugendliche erfahren, die noch in einem vom Kode der Erbschaft geprägten kulturellen Milieu heranwachsen, in dem der Körper als Träger quasi angeborener Bedeutungen fungiert, wenn sie dann in pädagogischen Institutionen mit einem Regelsystem konfrontiert werden, „in dem das innere Selbst als Stimme von existenziellen Geboten fungiert“ (ebd.).

Zwar sind auch im Rahmen von Bourdieus Habitus­theorie entsprechende sozialisatorische Modifikationen des Habitus zu analysieren. In Erklärungs­nöte gerät diese Theorie jedoch dann, wenn eine äußerlich gleich erscheinende *Lebensweise* von Personen von diesen nach einer – im Sinne der Reproduktions­kodes – unterschiedlichen Logik gedeutet und gestaltet wird. So ist es doch – um nur ein Beispiel zu nennen – ganz offensichtlich ein fundamentaler Unterschied, ob eine junge Frau ihre Mütterlichkeit als ein „ererbtes“ Schicksaal erfährt, oder ob sie sich dazu individuell „berufen“ fühlt.

Cohens Analyse konzentriert sich darüber hinaus jedoch auch noch auf das widersprüchliche Zusammenspiel unterschiedlicher Reproduktions­kodes. So kann es ja durchaus sein – um dies einmal an einem Beispiel aus dem Bereich Sexualität und Geschlechtlichkeit zu erläutern –, dass die gleiche Person das Geschlecht ihres Körpers als „ererb­tes“ betrachtet, ihre sexuelle Reife, Potenz bzw. Gebärfähigkeit aber einem Kode des „Werdegangs“ folgen sieht, und während sie davon ausgeht, dass sie bezüglich sexueller Praktiken eine „Lehrzeit“ zu absolvieren hat, sich zugleich im Hinblick auf Liebe fest davon überzeugt zeigt, dass es sich dabei um eine Frage des füreinander „Berufenseins“ handele.

Zwar hat Cohen in diesem Zusammenhang auch schon auf die Möglichkeit verwiesen, dass innerhalb der Reproduktions­kodes „Widersprüche, Trennungen und Brüche als ihr genaues Gegenteil erfahren werden [können d.V.] – als Aufrechterhaltung eindeutiger Orientierungsmuster und stabiler Identitäten“ (ebd. 78). Ähnlich wie Bourdieu berücksichtigt er dabei jedoch zu wenig, dass in kapitalistischen Gesellschafts­formationen Reproduktions­bedingungen über die Doppelcharaktere von Arbeits- und Verwertungsprozess, Gebrauchs- und Tauschwert, abstrakter und konkreter Arbeit von ihrer objektiven Seite her widersprüchlich gesetzt sind. So habe ich (vgl. May 2003: Kap. 2; 2004: Kap. 8) die These vertreten, dass es gerade die aus dieser objektiven Relevanzstruktur (s.o.) sich für die Handelnden im Verhältnis zu ihren Produkten (Konsum- vs. Produktorientierung), ihrer Tätigkeiten (Variabilitäts- vs. Inhaltsorientierung), sowie zu sich selbst (Instrumentalisierungs- vs. Selbstorientierung) und den anderen Subjekten (Konkurrenz- vs. Solidaritätsorientierung) ergebenden Dilemmata sind, welche über die Reproduktions­kodes zu ‘lösen’ versucht werden.

Da diese Dilemmata in verschiedenen *Lebenslagen* objektiv gesehen verschieden akzentuiert sind und dann auch noch soziokulturell vermittels entsprechende Reproduktionskodes in der *Lebenswelt* unterschiedlich erfahren und demzufolge dann in der *Lebensweise* ebenfalls unterschiedlich zu bewältigen versucht werden, scheint mir dieser Analyseansatz auch einige Vorzüge gegenüber dem von Bourdieu entfaltenen Instrumentarium zu bieten. Denn Bourdieu versucht das, was er den „Sozialen Raum“ der *Lebensstile* nennt, als relationale Anordnung von Menschen und Gruppen entsprechend des Volumens und der jeweiligen Kombination von vor allem ökonomischem und kulturellem Kapital zu erfassen. Eine entsprechende Analyse unter Rückgriff auf die von Bourdieu (vgl. 1983: 183ff.) in dieser Weise mehr heuristisch ausdifferenzierten unterschiedlichen Sorten von Kapital in ihrem jeweiligen Volumen und ihrer jeweiligen Kombination erweist sich jedoch aus meiner Sicht schon allein aufgrund der damit unweigerlich verbundenen Verwässerung des Kapitalbegriffes als problematisch (zur Kritik vor allem des Begriffes von Sozialkapital vgl. May 2004b; zur methodologischen Kritik s.u. Kap. 3.1).

Zwar wird von Bourdieu in diesem Zusammenhang „Sozialer Raum“ zunächst rein epistemologisch auf einem gedachten Tableau quasi topologisch als relationale Anordnung von Menschen und Gruppen entsprechend des Volumens und der jeweiligen Kombination dieser verschiedenen „Kapitalien“ gefasst. Aufgrund entsprechender Verteilungs- und Kombinationsmuster solcher Kapitalsorten sieht er dann jedoch auch territoriale Konzentrationen von Menschen ähnlicher „Lebensstile“ entstehen. Bourdieu geht in diesem Zusammenhang davon aus, dass ein spezifischer, sich auch in einer „körperlichen Seinsweise“ niederschlagender Habitus als „System dauerhafter Dispositionen“ (1979: 143) von entsprechenden Wahrnehmungs-, Beurteilungs- und Handlungsmustern entsprechende „Habitate“ als ebenso spezifisch geprägte kulturell und sozial geschlossene Wohnquartiere hervorbringe (vgl. 1991: 32). Umgekehrt könnten nur auf der Grundlage dessen, dass unterschiedliche Existenzbedingungen (= *Lebenslagen*) auch unterschiedliche Formen des Habitus hervorbrächten, die von einem bestimmten Habitus erzeugten Praxisformen (= *Lebensweisen*) sich als Ausdruck jener Unterschiede erweisen, die – „von den Akteuren mit den erforderlichen Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata zum Erkennen, Interpretieren und Bewerten der relevanten Merkmale wahrgenommen“ (1982: 279) – dann als „Lebensstile“ fungierten und sich auch in entsprechenden „Habitaten“ Ausdruck verliehen. Den physischen Raum als verobjektivierter sozialer Raum versucht er so als Ergebnis des Verteilungskampfes unterschiedlicher Akteure mit unterschiedlichen Chancen der Aneignung zu analysieren.

Bourdieu's Erkenntnisinteresse richtet sich in dieser Weise vor allem auf den dialektischen Prozess, in welchem die für einen spezifischen soziokulturellen und sozialräumlichen Kontext konstitutiven Strukturen (= *Lebensla-*

gen) einen bestimmten Habitus erzeugen. Die vom Habitus hervorgebrachten Praxisformen und Praktiken (= *Lebensweisen*) werden durch die vergangenen Bedingungen, auf die sich diese richteten, dann in der Weise determiniert, dass sie die Tendenz aufweisen, die objektiven Bedingungen, deren Produkt sie in letzter Konsequenz sind, auch sozialräumlich zu reproduzieren. Bourdieu steht damit jedoch in Gefahr zu vernachlässigen, dass es in diesem zugleich hierarchischen wie dialektischen Wechselverhältnis auch zu Brüchen kommen kann. Denn eine unproblematische Art der Aktualisierung des Systems habitueller Dispositionen in entsprechend seinen Prinzipien strukturierten Praxisformen ist keineswegs selbstverständlich (vgl. May 2004: 135ff.). Dies bedeutet aber, dass eine Entsprechung zwischen Habitus und Habitat von Bourdieu eventuell etwas zu voreilig hypostasiert wurde. Beispielsweise können aufgrund fehlender Verwirklichungsbedingungen entsprechende habituelle Eigenschaften und Vermögen im Laufe einer Biographie auch wieder verkümmern. Oder aber Menschen werden im Hinblick auf Rauman eignung mit neuen Aufgaben konfrontiert, auf die sie mit ihren bisherigen habituierten Schemata nicht antworten können bzw. die diese möglicherweise sogar komplett in Frage stellen. Von daher scheint es angebracht, auch bezüglich über die rein epistemologische Ebene hinausgehender „sozialräumlicher“ Fragestellungen, die stärker die Bereiche Sozialgeographie bzw. Raum-, Stadt- und Regionalsoziologie betreffen, nach analytisch über das Bourdieusche Begriffsinstrumentarium hinausgehenden Theorien Ausschau zu halten.

2.4 Zur Konkretisierung des theoretischen Bezugsrahmens auf sozialräumliche Fragestellungen

Schon vor Bourdieu hat sich in der sozialräumlichen Diskussion in einem unmittelbaren und nicht rein gesellschaftstheoretisch-epistemologischen Sinne kein anderer als Henri Lefebvre (1975; 2003) in seinen Analysen des städtischen Raumes ebenfalls auf *Lebensstile* bezogen. Anders als Bourdieu ging es ihm mit diesem Begriff allerdings nicht um eine rein soziologische Analyse bestimmter Praxisformen, die sich dann auch in entsprechenden „Habitaten“ ausdrücken. Vielmehr trachtete Lefebvre mit seinem Begriff von „*Lebensstil*“ jene zur Wirklichkeit drängenden Tendenzen im Städtischen herauszuarbeiten, die die Fragmentierung des Ganzen der modernen Welt zu einer anderen und neuen Gesamtheit zu rekonstruieren versuchen. Nicht nur unter methodologischen Gesichtspunkten, sondern auch inhaltlich, sah er dieses alltagskritische Projekt einer Wiedergewinnung von Stil (vgl. May 1986: 33ff.) in enger Verbindung mit der Marx/Engelsschen Idee einer Aufhebung der Arbeitsteilung. Marx und Engels entfalteten diese einerseits als theoretische These, „die

durch empirische Feststellungen zu untermauern ist, und zugleich als praktisches Programm, das die Analyse der Praxis im folgenden zu verifizieren und – wohlgerneht – seiner Verwirklichung entgegenzuführen hat“ (Lefebvre 1975: 116).

Innerhalb von Sozialraumanalysen eine Gruppe zum empirischen Bezugspunkt einer solchen Alltagskritik zu machen, erfordert daher aus Sicht Lefebvres – wie schon skizziert (s.o. Kap. 2.2) –, die Problematik dieser Gruppe in einer raum-zeitlich eingegrenzten Situation zu bestimmen. Durch die Formulierung solcher spezifischen Probleme von Gruppen und die Suche nach ihrem Zusammenhang untereinander sowie mit dem alltagskritischen Projekt einer Wiedergewinnung von Stil, gelte es in Form sogenannter „strategischer Hypothesen“ (vgl. Lefebvre 1977 Bd. II: 129ff.) Vorschläge anzuregen über das, was möglich ist. Solche Hypothesen hätten zwischen Begriffen und Tatsachen ebenso zu vermitteln wie zwischen den faktischen Gegebenheiten und den Lösungen der Probleme (Dimension der Möglichkeit).

Lefebvre war zugleich einer der Ersten, der die Frage der Produktion des Raumes auch in seinem Verhältnis zu den anderen gesellschaftlichen Produktionsprozessen aufgriff. Seine entsprechende Theorie entwickelte er analog zur Analyse der Warenproduktion – allerdings zugleich auch über diese hinausgehend. Denn anders als andere Waren nahm er darin den Raum nicht nur als Produkt, sondern zugleich auch als Medium gesellschaftlicher Verhältnisse in den Blick, was ebenfalls schon (s.o. Kap. 1.3) kurz angesprochen wurde. Zudem unterschied er neben der physisch-materiellen, eine gedanklich-symbolische und eine sozial-repräsentative Ebene der Raumproduktion. Diese differenzierte er jeweils hinsichtlich der Aneignungsform, der Gestalt, sowie der Charakteristik des Raumes entsprechend aus.

Jenes Schema räumlicher Produktion ist seit dem von vielen Sozialgeographen nicht nur aufgegriffen, sondern auch weiterentwickelt worden (vgl. Holm 2004: 32ff.). Gegenwärtig erlebt es auch in der Raum-, Stadt-, und Regionalsoziologie geradezu eine Renaissance (vgl. die Beiträge in Kessl u.a. 2005). Demgegenüber fanden die methodologischen und methodischen Überlegungen seines alltagskritischen Projektes einer Wiedergewinnung von Stil lediglich am Rande der sozialpädagogischen Debatte der Bundesrepublik (vgl. Sünker 2002 und May 2005: 234f.) noch Erwähnung. In der Konzeptdiskussion von Sozialraumanalysen hingegen haben sie kaum eine Weiterführung erfahren. Explizit an sie angeknüpft hat jedoch das DFG-Projekt „Zur Bedeutung des Handlungsraums von Jugendlichen als Teil ihrer Lebenswelt“ (vgl. Becker/Eigenbrodt/May 1984: Kap. 2; May 1986: Kap. 4).

Aufzugreifen versucht wurde in diesem Projekt (vgl. Becker/May 1985; May 1986: Kap. 2) zudem eine dialektisch-materialistisch ausgerichtete Tradition sozialökologischer Forschung, wie sie von jenem ebenfalls bereits erwähnten Phil Cohen in seiner geradezu legendären Londoner-East-End-Studie „Cultural Conflict and Working Class Community“ (1972) grundgelegt

wurde. Indem Cohen darin die Veränderungen der Bau- und Beschäftigungsstruktur des Stadtteils im Kontext von Umbrüchen im Bereich der ökonomischen Basis gesellschaftlicher Reproduktion analysierte, gelang es ihm nicht nur, zu den gesellschaftlich-historischen Konstitutionsbedingungen des ökologischen Kontextes vorzudringen. Zugleich erlaubte ihm dieser Bezug dann auch, die durch die Strukturveränderungen im Viertel bei den dort Heranwachsenden erzeugten Probleme im historischen Kontext komplexer werdender Klassenauseinandersetzungen zu interpretieren. Und so deutete Cohen die differenzielle soziale Organisation von Subkulturen als Versuch der Jugendlichen, die materiellen, sozialen und ökonomischen Verschiebungen in diesem Quartier – von ihnen wahrgenommen als Zerstörung der im Wohngebiet dominanten Arbeiterkultur – für sich auf eine dieser Erfahrungsebene entsprechenden „ideologischen“ Weise in ihren Stilbildungen zu lösen (vgl. Becker/May 1985: 155ff. und May 1986: 11ff.).

Mit dieser Sichtweise jugendlicher Subkulturen als altersspezifische Ausdrucksformen oppositionell-defensiver Klassenkulturen prägte Cohen dann auch sehr stark das vom Birminghamer „Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS)“ durchgeführte Projekt „Resistance through Rituals“, das durch die Publikation „Jugendkultur als Widerstand“ (Clarke et al. 1979) auch die Jugendforschung der Bundesrepublik in den 1980er Jahren maßgeblich prägte. In seinem Beitrag „Territorial- und Diskursregeln bei der Bildung von peer-groups unter Arbeiterjugendlichen“ für diesen Sammelband versuchte Cohen in konsequenter Fortsetzung seines ideologiekritischen Zugangs „Territorialität“ als „symbolische[n] Prozeß der magischen Aneignung, Beherrschung und Kontrolle der materiellen Umwelt, in der man lebt, die jedoch in Wirklichkeit von ‘Außenstehenden’ besessen und kontrolliert wird“ (1979: 238), zu fassen. In Ergänzung dazu – aber durchaus in Weiterführung von Cohens East-End-Studie – wurde im theoretischen Grundlagenartikel von Clarke et al. (vgl. ebd. 39ff.) zum „Resistance“-Projekt die zentrale Funktion der Arbeiter-Subkulturen, „den Jugendlichen Raum zu verschaffen“ (ebd. 94), als eine dreifache gesehen: Diese Betrachtungsweise beschränkte sich also nicht allein auf die „Markierung und Aneignung von ‘Territorien’ in der gegebenen Umwelt“ (ebd.), sondern umfasste darüber hinaus sowohl den „kulturellen Raum in der Nachbarschaft und in den Institutionen“ (ebd.), als auch den „tatsächlichen Raum auf der Straße an der Straßenecke“ (ebd.).

Das daran anknüpfende DFG-Projekt „Zum Handlungsraum von Jugendlichen“ trachtete aber sowohl über Cohens sehr stark ideologiekritisch ausgerichteten Begriff von „Territorialität“, wie auch über diese dreifache Perspektive der Raum verschaffenden Funktion entsprechender subkultureller Gruppierungen des „Resistance-Projektes“ hinauszugehen. Zentrale Frage des Projektes war, welche räumlichen – und damit verbunden immer auch sozialen Bedingungen – Heranwachsende benötigen, um sich in ihren Bedürfnissen und Vermögen verwirklichen zu können. Mit dieser mehr antizipatorisch

ausgerichteten Perspektive in der Tradition Lefebvres trachtete das Projekt auch raumbezogen so etwas wie „emanzipative Tatsachen“ (vgl. Ritsert 1977) in den Blick zu bekommen. Es ging ihm dabei um nichts Geringeres als die Herausarbeitung diesbezüglicher „objektiver Möglichkeiten“. Im Unterschied zu bloß subjektiven Wunschvorstellungen verlangen diese auch den Umkreis von Mitteln benennen zu können, welche für die jeweiligen Jugendlichen verfügbar sind bzw. von ihnen selbst produziert werden, um einen solchen Rahmen zu realisieren. Zumindest schien die entsprechende Frage dem Projekt sehr geeignet, um die Bemühungen Heranwachsender verstehen und aufgreifen zu können, ihr Alltagsleben im Sinne Lefebvres zu etwas zu machen, in dem sie sich selbst wiederfinden können.

Bereits in Kapitel 2.2 wurde darauf verwiesen, dass das Handeln von Heranwachsenden, vermittels dem sie sich sozial wie räumlich einen Rahmen zur Entfaltung und Verwirklichung ihrer Bedürfnisse zu schaffen versuchen, nicht einfach nur einer subjektiven Relevanzstruktur folgt. Vielmehr ist dieses Handeln immer zugleich auch in eine objektive – d.h. unabhängig vom Bewusstsein der Handelnden existierende – lebenspraktische Relevanzstruktur eingebunden. Schon Cohen hat in seiner Londoner East-End-Studie mit den Umbrüchen im Bereich der ökonomischen Basis gesellschaftlicher Reproduktion und den damit verbundenen Klassenauseinandersetzungen Aspekte einer solchen objektiven Relevanzstruktur thematisiert. Und in gewisser Weise folgt auch die von Martina Löw und Gabriele Sturm (2005: 42ff.) mit ihrem relationalen Raumbegriff thematisierte „Kernvorstellung“ einer „*doppelte[n] Konstituiertheit von Raum*“ der Unterscheidung zwischen objektiven und subjektiven Relevanzstrukturen. So betonen die beiden, dass der von Martina Löw (2001: 224) vorgeschlagene Begriff von Raum als „(An)Ordnung von Menschen und sozialen Gütern“ an einem Ort, sowohl auf eine „Ordnung im Sinne von gesellschaftlichen Strukturen“ (Löw/Sturm 2005: 42) verweise, die „jeglichem Verhalten und Handeln vorgängig wie zugleich auch Folge von Verhalten und Handeln“ (ebd.) sei. Zugleich verweise dieser Begriff damit aber auch auf eine „Praxis des Anordnens“ (ebd.). Räumliche (An)Ordnungen blieben „ohne ein Verständnis der Konstituiertheit räumlicher Phänomene als wirksames Raumelement wie als bewirktes Ergebnis raumbildender Prozesse unbegriffen“ (ebd.: 43).

In ihrer Analyse der „Praxis des Anordnens“ unterscheidet dann Martina Löw allerdings nur noch zwischen den „sich in der Regel gegenseitig bedingenden Prozessen“ (Löw/Sturm 2005: 44) eines von ihr als „Spacing“ bezeichneten Bauens, Errichtens, Positionierens und Platzierens auf der einen Seite und jenen von ihr mit dem Begriff der „Syntheseleistungen“ thematisierten Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozessen auf der anderen Seite. Somit gerät bei ihr gleich wieder aus dem Blick, dass diese „(An)Ordnung von Menschen und Gütern“ zunächst einmal den höchst widersprüchlichen Imperativen der Reproduktion unserer Gesellschaft als kapitalis-

tischer folgt (= objektive Relevanzstruktur), um dann im Rahmen individueller Reproduktion (= subjektive Relevanzstruktur) sozialräumlich angeeignet zu werden. Stärker anklingt diese Unterscheidung hingegen in der von Gabriele Sturm (vgl. 2000) im Anschluss an Dieter Läßle (1991) ausgearbeiteten Operationalisierung der „Vorstellungen und Wirklichkeiten gesellschaftlicher Räume [...] als Zusammenspiel [...] aus vier Raumfacetten [...]: der materiellen Gestalt, des sozialen Handelns, der normativen Regulation sowie des kulturellen Ausdrucks“ (Löw/Sturm 2005: 43). Sturm hebt in diesem Zusammenhang hervor, dass jegliche „so fokussierbaren räumlichen Phänomene [...] aus Verknüpfungen lebensweltlicher und systemischer Entwicklungen in einer Gesellschaft“ (ebd.) entstünden.

Selbst wenn Habermas – auf den (vgl. 1981: Bd. II: 179) die Unterscheidung zwischen System und Lebenswelt zurückgeht – konstatiert, dass es empirisch betrachtet selbstverständlich Rückwirkungen der einen Sphäre auf die jeweils andere gäbe, sind diese von ihm analytisch doch als zwei grundverschiedene Modi der Integration in Gesellschaft konzipiert. So kann deren wechselseitige Vermittlung nur schwerlich in den Blick kommen. Löw und Sturm sprechen diese zumindest implizit an, wenn sie darauf verweisen, dass die „(An)Ordnung von Menschen und sozialen Gütern“ zwar „jeglichem Verhalten und Handeln vorgängig“ (Löw/Sturm 2005: 42), jedoch „zugleich auch Folge von Verhalten und Handeln“ (ebd.) sei. Allerdings ist auch bei ihnen schon eine Seite später bloß noch von einer „stets ineinander verschränkten Doppelung“ (ebd.: 43) die Rede, wenn sie auf die aus ihrer Sicht forschungspraktische Notwendigkeit verweisen, die „*doppelte Konstituiertheit von Raum*“ (ebd.: 42) einmal „eher aus der Perspektive der *Strukturen*“ (ebd.: 43) oder „eher aus der Perspektive der *Strukturierung*“ (ebd.) zu analysieren.

Hinzu kommt, dass die von Habermas mit dem Begriff der „Lebenswelt“ thematisierte „Integration [...] durch einen normativ gesicherten oder kommunikativ erzielten Konsens“ (1981 Bd. II: 179) äußerst idealistisch erscheint. So fehlen diesem Kommunikationszusammenhang doch – wie Negt/Kluge (vgl. 1981: 997) verdeutlicht haben – „Stachel und zunächst eine Wurzel der Kommunikation“ (ebd.). Demgegenüber fehlt der dem funktionalen Modus systemischer Integration zugerechneten „fremdbestimmten Arbeit [...] die ihr angehörende eigensinnige Unterseite, die gerade auf die Fremdbestimmung antwortet“ (ebd.). Noch problematischer erscheint jedoch, dass Habermas mit seinem „System“-Begriff gesellschaftliche „Mechanismen [...], die nicht-intendierte Handlungsfolgen stabilisieren“ (1981 Bd. II: 179), rein „funktional“ als „Beitrag zur Erhaltung des Systembestandes“ (ebd.) thematisiert. Denn er vermag damit weder die mit dem Begriff „objektive Relevanzstruktur“ in den Blick gerückten Widersprüchlichkeiten der Reproduktion unserer Gesellschaft als kapitalistische zu erfassen. Noch kann so für ihn in den Blick kommen, wie diese Widersprüchlichkeiten in der subjektiven Rele-

vanzstruktur verarbeitet werden. Geprägt ist eine solche subjektive Relevanzstruktur ja zudem keineswegs rein kommunikativ verständigungsorientiert, wie dies der Habermassche „Lebenswelt“-Begriff postuliert, sondern durch die Bewältigung der gleichermaßen umfassenden wie komplexen Herausforderungen individuellen Reproduktionshandelns, das zugleich auch immer Teil der gesellschaftlichen Reproduktion ist.

Zu Recht haben Löw und Sturm darauf verwiesen, dass „die Konstitution von Raum“ nur dann theoretisch wie empirisch adäquat erfasst werden kann, wenn „sowohl die ‘Bausteine’ des Raums als auch deren Beziehungen zueinander“ (2005: 43) analysiert werden. Als solche ‘Bausteine’ einer – wie wir es im „Handlungsraumprojekt“ genannt haben – „ortsbezogenen Raumstruktur“ haben wir neben den materialen Gegeben- und Gelegenheiten (= dingliche Objekte), die kodifizierten Nutzungsregeln (= kulturelle Objekte) eines konkreten Ortes sowie die dortige Platzierung und Positionierung sozial Handelnder (= soziale Objekte) thematisiert. Obwohl früher entwickelt, scheint in diesem analytischen Instrumentarium jene vier „Raumfacetten“, aus deren „Zusammenspiel“ Läßle und Sturm die „Vorstellungen und Wirklichkeiten gesellschaftlicher Räume“ (Löw/Sturm 2005: 43) zu rekonstruieren versuchen, durchaus aufgehoben. Allerdings werden hier die von Läßle und Sturm getrennt thematisierten „Raumfacetten“ der „normativen Regulation sowie des kulturellen Ausdrucks“ in der Kategorie „kulturelle Objekte“ zusammengefasst.

Die „Beziehungen“ dieser ‘Bausteine’ des Raumes zueinander haben wir im „Handlungsraum“-Projekt dann – wie bereits angedeutet – in gleich doppelter (wenngleich miteinander vermittelnden!) Weise zu analysieren versucht: Um die räumlichen Strukturen gesellschaftlicher Reproduktion adäquat in ihrem gesellschaftlichen Funktions- und Entwicklungszusammenhang für die Vergesellschaftung von Jugendlichen in den Blick zu bekommen, galt es diese verschiedenen Objekten einer „ortsbezogenen Raumstruktur“ zum einen als eine „objektive Relevanzstruktur“ zu erfassen, in der die widersprüchlichen Notwendigkeiten der Kapitalreproduktion eine konkrete Gestalt gewinnen. Entsprechend hat das „Handlungsraum“-Projekt daran festgehalten, dass in dem Maße wie Gebrauchswerte tendenziell nur noch in Warenform angeeignet werden können und auch der Raum selbst den Charakter einer Ware annimmt, diese „objektive Relevanzstruktur“ eine ambivalente ist. Schon Henri Lefebvre (vgl. 1990: 24ff.) hatte in seiner Gegenüberstellung „Das Für und Wider der Straße“ eine Dichotomie der vom Raum ausgehenden Nutzungsimplicationen angedeutet. Diese wurde vom „Handlungsraum“-Projekt nun dahingehend aufgegriffen, dass sich Sozialraumkonstitution in einem Spannungsfeld zwischen einer gebrauchswertorientierten Rauman eignung und einem (im Sinne der Warenmystifikation) fetischisierten Raumbezug entfaltet.

Zugleich hat das „Handlungsraum“-Projekt damit die in *interpretativen* und *strategischen Bezügen* auf diese verschiedenen Objekte einer solchen

„ortsbezogenen Raumstruktur“ sich zeigenden *Motivationen* der Jugendlichen als „subjektive Relevanzstruktur“ zu rekonstruieren versucht. Dabei ging es ihm darum, „ein den Erforschten bekanntes, von ihnen aber selbst nicht expliziertes handlungsleitendes (Regel-)Wissen (abduktiv) zur Explikation zu bringen“ (Bohnsack u.a. 2001: 12), und so „einen Zugang zur Handlungspraxis und zu der dieser Praxis zugrunde liegenden (Prozess-)Struktur“ (ebd.) zu gewinnen. Konkret hat das Projekt mit dem Begriff der „**raumbezogenen Interessenorientierungen**“,

- einzelne raumbezogene Handlungsmuster von Jugendliche als exemplarische Beispiele entsprechender allgemeiner *Strategien* daraufhin untersucht,
- ob sie die auf eine spezifische Weise (welche auch für das Handeln selbst von Bedeutung ist) von den Jugendlichen *interpretierte Raumstruktur* so beeinflusst oder verändert,
- dass eine ihren *Motivationen* entsprechende Beziehung zu den **dinglichen, kulturellen und sozialen Objekten** dieser „ortsbezogenen Raumstruktur“ hergestellt wird oder nicht.

Kriterien, um von einer gebrauchswertorientierten Rauman eignung zu reden, waren für das „Handlungsraum“-Projekt dann im Anschluss an Chombart de Lauwe (vgl. 1977), dass

1. bezogen auf die **dinglichen Objekte einer ortsbezogenen Raumstruktur** die Vorstellung über die Konstitution der gebauten Umwelt in Übereinstimmung zu bringen ist, mit dem realen stofflichen Raum (⇒ *kognitive Vertrautheit*);
2. bezogen auf die **kulturellen Objekte einer ortsbezogenen Raumstruktur** Nutzungswünsche mit Nutzungsvorstellungen und der tatsächlichen Nutzung der im Raum verteilten Objekte vermittelt werden können (⇒ *affektive Vertrautheit*);
3. bezogen auf die **sozialen Objekte einer ortsbezogenen Raumstruktur** eigene Vorstellungen über andere Subjekte mit den Beziehungen zu diesen in Übereinstimmung zu bringen sind und auf diese Weise ein Ausgleich zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, Bezogenheit und Absonderung, Öffnung und Rückzug erreicht werden kann (⇒ *soziale Vertrautheit*).

Vor diesem Hintergrund ging das „Handlungsraum“-Projekt davon aus, dass **Sozialräume** in konkreten raum-zeitlich eingegrenzten Situationen erst über die Vernetzung der raumbezogenen Interessenorientierungen der in dieser Situation befindlichen Subjekte konstituiert werden. Im Anschluss an Pankoke (1977) hat es Sozialraum also als ein solches gruppen-, institutions- bzw.

praxiszusammenhangspezifisches Netzwerk raumbezogener Interessenorientierungen zu fassen versucht. Die Annahme des „Handlungsraum“-Projektes war, dass dies in enger Verkopplung mit bestimmten raumstrukturellen Qualitäten ganz unterschiedlich umgrenzter Orte sich über die Unmittelbarkeit des Sozialen in Form entsprechender *kognitiver*, *affektiver* und *sozialer* Vertrautheiten aufbaut. Und so hat es den Konstitutionszusammenhang solcher Sozialräume als empirisch vorfindbare Beziehungen zu rekonstruieren versucht zwischen:

- den Reproduktionsbedingungen von Jugendlichen, wie sie sich in einer bestimmten gesellschaftlich konstituierten „ortsbezogenen Raumstruktur“ konkretisiert, die vom „Konflikt zwischen Gebrauch und Austausch“ (Lefebvre 1990: 169) gekennzeichnet ist, und
- den auf diese – damit in ambivalenter Weise gesetzten – Situationsbedingungen bezogenen „raumbezogenen Interessenorientierungen“, wie sie für bestimmte Gruppen von Jugendlichen charakteristisch sind.

Abbildung 3: Sozialraumkonstitution



Quelle: Eigene Darstellung

Aus dem Zusammentreffen *kognitiver*, *affektiver* und *sozialer* Aspekte sich bildende Ansprüche und Erwartungen sowie allgemeine Strategien der Strukturierung von Sozialräumen wurden vom „Handlungsraum“-Projekt sowohl auf spezifische sozialräumlichen Milieus bezogen, in denen die Jugendlichen

heranwachsen, als auch auf ihre aktuellen soziokulturellen Lebenszusammenhänge als Jugendliche (vgl. z.B. Becker/May 1985: 166f.). Und in dieser Weise hat das Projekt dann auch seinen Anspruch konkretisiert, mit dem Begriff „raumbezogene Interessenorientierungen“ einzelne raumbezogene Handlungsmuster als Exemplare entsprechender *allgemeinerer Strategien* im Schnittpunkt von gesellschaftlicher (objektiver Relevanzstruktur) und individueller Reproduktion (subjektive Relevanzstruktur) zu rekonstruieren.

Der Prozess der Konstitution solcher Sozialräume über die situative Vernetzung „raumbezogener Interessenorientierungen“ wurde mit dem Begriff des „Handlungsraumes“ gefasst und hat damit dem Projekt seinen Namen gegeben. Der Begriff fokussiert damit genau solche Praktiken der Konstitution von Sozialräumen, für deren Rekonstruktion „Bourdieu's gesellschaftstheoretische[] Feldtheorie“ – wie Fabian Kessl und Christian Reutlinger (2008: 14) im Begründungskontext des von ihnen vorgeschlagenen Konzeptes von Sozialraumforschung kritisieren – „zu grobkörnig“ (ebd.) erscheint. Der Zusatz „von Jugendlichen“ im Projektnamen deutet darauf hin, dass das „Handlungsraum“-Projekt diesbezüglich sogar über die von Kessl und Reutlinger thematisierten „wissenschaftlichen, pädagogisch-professionellen oder sozial-administrativen Formate[]“ (ebd.) hinausgegangen ist. Denn mit seinem „Handlungsraumbegriff“ hat es auch solche von Jugendlichen ausgehenden – um im Sprachgebrauch von Kessl/Reutlinger zu bleiben – „Formierungen von Sozialräumen“ in den Blick genommen, die durchaus in Spannung zu den von Kessl/Reutlinger thematisierten „Formaten“ stehen.

So scheint der auf die „Gestalt räumlicher Praktiken“ (ebd.: 12) zielende Begriff von „Formaten des Räumlichen oder Räumlichkeitsformaten“ (ebd.) von Kessl/Reutlinger bei etwas näherer Betrachtung doch eher auf jene „Beziehungen“ zwischen den verschiedenen Objekten einer „ortsbezogenen Raumstruktur“ zu zielen, wie sie als eine handlungspraktische „objektive Relevanzstruktur“ formierend im Rahmen der gesellschaftlichen Reproduktion wirksam werden. Kessl/Reutlinger sprechen ja selbst davon, dass sie mit diesen ihren Begriffen „einen gewissen Objektivitätscharakter“ (ebd.) verdeutlichen wollen, den „solche Produkte und/oder Ausgangspunkte menschlicher Räumlichkeitspraktiken [...] für das menschliche Tun einnehmen“ (ebd.). Nahegelegt wird diese Interpretation vor dem Hintergrund des im „Handlungsraum“-Projekt entwickelten begrifflichen Analyseinstrumentariums auch durch den Satz: „Räumliche Formate sind somit zugleich das Ergebnis als auch die Voraussetzung sozialer, politischer und kultureller Gestaltung, denn diese Gestaltungsprozesse können immer nur verortet stattfinden, also in Bezug auf gegebene räumliche Zusammenhänge, und zugleich finden diese innerhalb dieser Prozesse ihre Bestätigung oder werden verändert“ (ebd.).

Wenn Kessl und Reutlinger das Ziel des von ihnen propagierten Ansatzes von „Sozialraumforschung“ dahingehend bestimmen, dass „Raumordnun-

gen in ihrer historischen und aktuellen Formation und deren (Re)Produktion“ (ebd.: 18) zu analysieren seien, richten sie ihren Blick somit auf die einer „objektiven Relevanzstruktur“ folgenden gesellschaftlichen Reproduktionsprozesse. Zu Recht heben sie dabei hervor, dass diese gesellschaftlichen „Raumordnungen [...] wirkmächtige Materialisierungen politischer Kämpfe dar[stellen]“ (ebd.: 17f.) und „immer zugleich in bestimmten historischen Zusammenhängen eingewoben *und* im Laufe der Geschichte veränderbar“ (ebd.: 18) sind. Deshalb hat das „Handlungsraum“-Projekt die mit seinem Analyseinstrumentarium untersuchten Ansätze jugendlichen Raumeignung und Sozialraumkonstitution dann auch in Beziehung gesetzt zu den in den 1980er Jahren im Vergleich zu heute ohne Zweifel sehr viel deutlicher ausgeprägten Auseinandersetzungen um die Schaffung neuer gesellschaftlicher Organisationsformen individueller Reproduktion. Ebenso bezogen wurde sie auch auf jenen zentralen, ihre konkreten Reproduktionsinteressen selbst bedrohenden Konflikt zwischen der zur erweiterten Reproduktion der Produktivkräfte notwendigen wachsenden Vergesellschaftung bei der Nutzung von Raum und der ihr entgegenstehenden privaten Nutzung dieses Raumes im Kapitalismus (vgl. Becker/May 1985: 164ff.).

Zwar bedienen sich Kessl und Reutlinger nicht solcher Kategorien aus dem Bereich der Kritik der politischen Ökonomie und konzentrieren sich eher diskursanalytisch auf die „konstitutive[] Gleichzeitigkeit von sozialer Konstruktion und Wirkmächtigkeit (vor)herrschender Raumordnungen und Reden vom Raum“ (2008: 14). Dennoch dürften solche „politischen Kämpfe“ (ebd.: 18) auch in den Blick des von ihnen propagierten Ansatzes von „Sozialraumforschung“ kommen. Ob allerdings mit den von ihnen in diesem Kontext entfaltenen analytischen Instrumentarium in gleicher Weise auch jene sozialraumbezogenen Mikropolitiken von Jugendlichen untersucht werden können, die in ihrer spezifischen „subjektiven Relevanzstruktur“ im Fokus des „Handlungsraum“-Begriffes und konkret der Kategorie „raumbezogener Interessenorientierungen“ stehen, wird sich erst noch erweisen müssen. Und ebenso offen bleibt, ob im Kontext des von ihnen propagierten Ansatzes von „Sozialraumforschung“ solche mikropolitischen Ansätze von Raumeignung und Sozialraumkonstitution Heranwachsender auch in ihrer Konflikthaftigkeit gegenüber „pädagogisch-professionellen oder sozial-administrativen Formaten“ (Kessl/Reutlinger 2008: 14) analysiert werden können. Im „Handlungsraum“-Projekt war diese Konflikthaftigkeit zumindest im Hinblick auf Einrichtungen der Jugendhilfe (vgl. Becker/Hafemann/May 1984) expliziter Untersuchungsgegenstand.

Der Hauptgrund aber, weshalb in der Rheingau-Taunus-Kreis-Studie dem über 20 Jahre alten analytischen Rüstzeug des „Handlungsraum“-Projektes der Vorzug gegeben wird gegenüber jenen aktuellen Ansätzen von (Sozial-)Raumforschung, ist jedoch noch ein anderer. Denn im Unterschied zu Letzteren lassen sich mit der Kategorie der „raumbezogenen Interessenorientierung-

gen“ auch jene „objektiven Möglichkeiten“ herausarbeiten, wie sie in den von den Jugendlichen in ihren jeweiligen Praxiszusammenhängen in höchst spezifischer Weise unternommenen Ansätzen Gestalt annehmen, sich einen Rahmen von Sozialraum zu schaffen, innerhalb dessen sie ihre Motive und Eigenschaften zu verwirklichen und ihre Erfahrungen zu organisieren trachten. Zwar zeigen sich in der Blockierung solch „objektiver Möglichkeiten“ „Macht- und Herrschaftsverhältnisse“, wie sie auch von Kessler/ Reutlinger (vgl. 2008: 18) als „zentrale Analysedimensionen“ ihres Ansatzes von „Sozialraumforschung“ angesprochen werden. *Ob* – und wenn ja – *wie* die Blockierungen solch „objektiver Möglichkeiten“ in den Blick einer auf die Foucaultsche „Werkzeugkiste“ (Foucault 1978: 216) gestützten Machtanalyse kommen können, ist jedoch einstweilen ebenfalls noch offen.

3. Methodologische Konsequenzen aus dem theoretischen Bezugsrahmen

3.1 Zur methodologischen Problematik der empirischen Rekonstruktion (sozialräumlicher) Interessenlagen

Ziel des „Handlungsraum“-Projekts war es, mit der Kategorie „raumbezogene Interessenorientierungen“ empirisch vorfindbare Beziehungen zu rekonstruieren zwischen:

- den Reproduktionsbedingungen von Jugendlichen, wie sie sich in einer bestimmten gesellschaftlich konstituierten „ortsbezogenen Raumstruktur“ konkretisieren, die vom „Konflikt zwischen Gebrauch und Austausch“ (Lefebvre 1990: 169) gekennzeichnet ist, und
- den auf diese – damit in ambivalenter Weise gesetzten – Situationsbedingungen bezogenen interessegeleiteten raumbezogenen Handeln, wie es für bestimmte soziale Milieus von Jugendlichen charakteristisch ist und sich in spezifischen Versuchen einer Konstitution von Sozialräumen konkretisiert.

Diesen Ansatz haben wir im Rahmen der zur Bedarfsermittlung in der Jugendhilfeplanung des Rheingau-Taunus-Kreises durchgeführten Studie insofern aufgegriffen, als auch deren Fokus auf die sozialen und räumlichen Bedingungen zielt, die Heranwachsende benötigen, um ihre spezifischen Bedürfnisse zur Entfaltung und Verwirklichung zu bringen. Auf diese Weise sollte ja die mit den beiden klassischen Ansätze von „bedarfs-“ und „bedürfnisorientiertem“ Ansatz von Jugendhilfeplanung verbundene doppelte Gefahr überwunden werden von

- a) einer Ableitung in eine objektivistische, über die Köpfe der Betroffenen hinweg und damit entpolitisiert erfolgreich Bedarfsbestimmung auf der einen Seite bzw.
- b) einer subjektivistischen Orientierung an vergleichsweise zufälligen und ständig sich wechselnden Bedürfnissen auf der anderen Seite,

wie sie sich dann häufig auch in weiteren Syntheseversuchen beider Ansätze fortgesetzt hat.

Versuche von Sozialraumkonstitution von Jugendlichen wurden im „Handlungsraum“-Projekt als Prozess fokussiert, der eine zumeist zu Beginn noch eher diffuse Ahnung im Hinblick auf ein soziales und räumliches Umfeld, das die eigenen spezifischen Bedürfnisse zu entfalten erlaubt, zu verbind-

den sucht mit den gesellschaftlich bereits konstituierten Objekten einer konkreten „ortsbezogenen Raumstruktur“. Allerdings hat das Projekt methodologisch immer betont, dass jenes Moment einer subjektiven Überschreitung der Objektivität einer gesellschaftliche konstituierten Raumstruktur auf jene andere Objektivität hin, die sich über die Unmittelbarkeit des Sozialen in den Praxiszusammenhängen der Jugendlichen real an Sozialraum aufbaut bzw. aufbauen soll, sich nicht begrifflich bestimmen, sondern nur „verstehen“ lässt. Von daher haben sich die Forschenden des „Handlungsraum“-Projektes auch im Rahmen eines Konzeptes „beobachtender Teilnahme“ (vgl. May 1986: Kap. 7.3) hineinbegeben in solche synthetisierende Bewegungen von Sozialraumkonstitution, um die vorreflexive, nicht-teleologische Intentionalität (vgl. Bloch 1979 2. Teil: bes. Kap. 9.-12) der entsprechenden Handlungsvollzüge praktisch mit zu vollziehen. Allerdings ist der Untersuchungsprozess dabei nicht stehengeblieben. Ziel war vielmehr, aus den durchaus variierenden aber immer wiederkehrenden Formen solcher Versuche von Sozialraumkonstitution einer bestimmten Gruppierung von Jugendlichen im Einlassen auf deren Wirkungen deren „generatives Prinzip“ zu rekonstruieren.

Ernst Panofsky (1989: 22) – und im Anschluss an ihn auch Pierre Bourdieu (vgl. z.B. 1979: 164) – hat dieses *Wie* von Praxis als „modus operandi“ bezeichnet. Um dieses für bestimmte Praxiszusammenhänge von Jugendlichen spezifische *Wie* von Rauman eignung und Sozialraumkonstitution zu rekonstruieren, ist es aber nicht nur notwendig, „sich auf deren Wirkungen selbst“ (ebd.: 148) einzulassen, was von Bourdieu als „praxeologische Erkenntnisweise“ (ebd.) gekennzeichnet wurde. Erforderlich ist darüber hinaus auch eine – wie Karl Mannheim (1980: 85) sie genannt hat – „genetische Einstellung“. Denn jene dialektische Struktur von Überschreitung, welche auch Grundlage des Prozesses von Sozialraumkonstitution ist, erschließt sich nur in einer rekonstruktiven Annäherung über Wissensbestimmungen, die aus dem in konkreten Situationen sich vollziehendem elementaren praktischen Verstehens fließen, sofern das theoretische Wissen diese Situationen gemeinsamer Praxis erhellt und entschlüsselt.

Und so setzt auch die hier zur Darstellung kommende Rheingau-Taunus-Kreis-Studie im Anschluss an das „Handlungsraum“-Projekt auf eine sehr wohl auf ‘Strukturen’ bezogene Form der Rekonstruktion. Denn letztlich zielt die in diesem Rahmen jugendhilfeplanerisch präferierte Form der „Bedarfsermittlung“ ja auf Muster eines sozialräumlichen Rahmens, innerhalb dessen bestimmte soziale Milieus von Jugendlichen ihre spezifischen Bedürfnisse zu entfalten und verwirklichen sowie ihre Erfahrungen zu organisieren vermögen. Es sind dies Muster, die als „strukturierte und strukturierende“ (Bourdieu) relativ unabhängig von den beteiligten Einzelpersonen existieren und so im Weiterführen der im empirischen Material vorgefundenen Beziehungslinien auch auf entsprechende gesellschaftliche sozialraumbezogenen Interessenlagen verweisen. Solche ‘Strukturen’ können jedoch nicht von außen an

das empirische Material herangetragen werden, sondern müssen aus den durchaus variierenden Mustern von Ansätzen zur Sozialraumkonstitution, wie sie für ein bestimmtes Sozialgefüge von Jugendlichen charakteristische ist, quasi herausdestilliert werden.

Noch bevor das Verfahren der Typenbildung im Rahmen der maßgeblich von Ralf Bohnsack weiterentwickelten „Dokumentarischen Methode“ methodisch diffizil ausgearbeitet wurde, trachtete das „Handlungsraum“-Projekt danach, am empirischen Material – und damit keineswegs spekulativ oder begrifflich-deduktiv – in der Tradition dessen, was in der Max Weber-Rezeption auch als „genetische Rekonstruktion“ bezeichnet wird (vgl. Seyfarth 1979: 156; Gerhardt 1986: 36ff.), entsprechende „Idealtypen“ im Weberschen Sinne zu rekonstruieren:

- Dazu waren im Rahmen eines hermeneutischen Verfahrens systematischer Wiederholung von Applikation und Re-Applikation von Grundstruktur (= Muster raumbezogener Interessenorientierung) und Erscheinung (= für spezifische Praxiszusammenhänge von Jugendlichen typische Varianten von Versuchen der Sozialraumkonstitution) zum Einen eine Vielzahl unterschiedlicher empirischer Motive zu einer in sich geschlossenen Zentralorientierung zusammenzuschließen.
- Zum anderen waren die so gewonnenen sozialraumbezogenen Orientierungsmuster im Rahmen von Minimal-/Maximalvergleichen zuzuspitzen im Hinblick auf Konsequenz und Widerspruchsfreiheit.
- Über das In-Beziehung-Setzen bzw. Abgrenzen dieser Muster zu anderen Formen der Typenbildung – im „Handlungsraum“-Projekt waren das vor allem die Kategorien von Geschlecht und ethnischer Zugehörigkeit – galt es dann zu einer Generalisierung der entsprechen Muster „raumbezogener Interessenorientierungen“ zu kommen (vgl. Becker/ Eigenbrodt/May 1984: Kap. 5.1; May 1986: Kap. 8.5.3).

So hat das „Handlungsraum“-Projekt mit seinem Konzept „sozialer Milieus von Jugendlichen“ versucht auch „das, was an Selbstdefinitionen und Abgrenzungen in und zwischen verschiedenen Jugendlichengruppierungen virulent ist, in einer Struktur zu erfassen“ (Becker/Eigenbrodt/May 1984: 22). Diese beansprucht, „im Geflecht jugendlicher Zugehörigkeitsdefinitionen jene Bezugspositionen fest[zuh]alten, welche die Interaktions- und Äußerungsformen in den Gruppierungen durchziehen“ (ebd.). Dabei ist das Projekt davon ausgegangen, dass diese Bezugspositionen auf ganz spezifische Organisationsformen von Erfahrung verweisen, die dann auch den Rahmen definieren, den die so orientierten Jugendlichen als Sozialraum zu schaffen versuchen, um die je eigenen Bedürfnisse zu entfalten (vgl. May 1986: 153).

Um genau diese Dimension einer „kohärenten kulturellen Struktur“ zu fassen, welche die interaktive Vermittlung einer Vielzahl konkreter Erfahrungen und Handlungen regeln, griff das „Handlungsraum“-Projekt unter dem

Begriff „Kristallisationspunkte“ auf das ursprünglich von Walter B. Miller (vgl. 1968) entwickelte und dann von Phil Cohen (1972) materialistisch gewendete Konzept der „focal concerns“ zurück. Konkret bezogen wurde es hier auf die kulturelle Dialektik zwischen hegemonial dominanter Warenwelt und den bedrohten korporativen Lebenszusammenhängen der Herkunftskulturen der Jugendlichen (vgl. Becker/Eigenbrodt/May 1984: 20ff.). Zugehörigkeit zu einem sozialen Milieu wurde dem entsprechend im „Handlungsraum“-Projekt als aktive Demonstration bestimmter Merkmale gefasst, die darauf verweisen, dass man sich als Jugendlicher eingebunden fühlt in einen kollektiven Rahmen von Interessen, den man mit anderen Jugendlichen teilt und der sich unterscheidet von dem anders charakterisierter Milieus (vgl. May 1986: 153). Und mit diesem Konzept trachtete das „Handlungsraum“-Projekt auch die Beziehungen zu erfassen zwischen objektiven Aspekten von historisch konstituierten Dimensionen – wie den in sozialräumlichen Milieus der Herkunftskultur der Jugendlichen tradierten Mustern von Objektbezügen als dem objektiven Kern ihrer sozialraumbezogenen Interessenlagen – und der Bedeutung, die solche Aspekte beinhalten auf dem Gebiet der kollektiven Identifikation von Jugendlichen mit anderen Jugendlichen ihrer Generation (vgl. ebd.: 151ff.).

Trotz der methodologischen Notwendigkeit des Wirksamkeitsnachweises solcher Orientierungsmuster in fallspezifischen Kontexten hat schon das „Handlungsraum“-Projekt seine Typenbildung auch quantitativ über die faktorenanalytische Auswertung einer standardisierten schriftlichen Befragung zu untermauern versucht. Dabei wurden auch die vom Projekt theoretisch hypostasierten Zusammenhänge zwischen

- den „Kristallisationspunkten“ sozialer Milieus von Jugendlichen
- der gesellschaftlichen Verortung der Jugendlichen bezogen auf ihre Herkunftskultur und ihr Verhältnis zur Gesellschaft selbst
- ihre Verfügung über soziale Orte als Rahmen von Sozialraumkonstitution und schließlich
- ihrer raumbezogenen Interessenorientierungen in ihren geschlechtsspezifischen Differenzierungen und ihrem Bezug auf Sinnlichkeit

einer interferenzstatistischen Überprüfung unterzogen (vgl. Becker/Eigenbrodt/May 1984: Kap. 5.1).

Gut zehn Jahre später habe ich im Rahmen der jugendhilfeplanerischen Bedarfsermittlung der Stadt Koblenz die vom „Handlungsraum“-Projekt ermittelten Typen „raumbezogener Interessenorientierungen“ für eine repräsentative schriftliche Befragung im Hinblick auf weitergehende Freizeitinteressen von Jugendlichen zu operationalisieren versucht. Auch dort konnten die vier für bestimmte soziale Milieus von Jugendlichen grundlegenden Interessenlagen, wie sie vom „Handlungsraum“-Projekt empirisch herausdestilliert wurden (s.u. Kap. 3.2), bestätigt werden. Allerdings luden alle sportlichen

Freizeitaktivitäten mit Ausnahme von Kampfsport, Bodybuilding und Pferdesport auf einem eigenen Faktor, was möglicherweise auf ein entsprechendes eigenes Interessenprofil schließen lässt, das über die sozialräumliche Fragestellung des „Handlungsraum“-Projektes so nicht in den Blick gekommen ist.

Zwar war der rein quantitativ verfahrenende Ansatz in der Koblenzer Jugendhilfeplanung vor allem im sehr begrenzten Finanzbudget begründet und dass die Stadt als Entscheidungsgrundlage über Zahlen zur Verteilung entsprechender jugendlicher Interessenlagen in den einzelnen Planungsräumen verfügen wollte. Methodologisch muss jedoch eingestanden werden, dass diese Interessenlagen nicht empirisch *re*-konstruiert wurden. Vielmehr handelte es sich – scharf formuliert – bloß um ein statistisches Konstrukt. Allerdings hat auch Bourdieu in seiner berühmten Studie über die „feinen Unterschiede“ (vgl. 1982) aus der statistischen Verteilung bestimmter Kapitalsorten auf das Obwalten eines bestimmten Habitus geschlossen. Methodologisch betrachtet hätte auch er die von ihm habitustheoretisch hypostasierte Verknüpfungslogik von sozialer Lage und einer damit korrespondierenden „Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix“ (Bourdieu 1979: 169) empirisch *re*-konstruieren müssen. Die von ihm selbst gesehene Unzulänglichkeit seines Messinstrumentes – das er explizit als „Notbehelf“ bezeichnete, dem „nahezu alles“ entgehe, „was die Modalität der Praktiken betrifft“ (Bourdieu 1982: 787) – hat er dabei jedoch gewissermaßen positiv zu wenden versucht: Dass die so gewonnenen Daten „derart markante und vor allem systematische Differenzen“ (ebd.: 790) im Hinblick auf klassentypische Habitusformationen darzulegen vermochten, wertete er als Beleg für die „Stärke der gemessenen Dispositionen“ (ebd.: 790f.).

Zu Recht hat meiner Ansicht nach Ralf Bohnsack (1997: 207f.) diese von ihm als „kausalgenetisch“ bezeichnete Verfahrensweise Bourdieus als eigentlich seinem eigenen theoretischen und methodologischen Anspruch widersprechend kritisiert und demgegenüber eine „soziogenetische Interpretation“ gefordert. Denn immerhin hat später dann auch Bourdieu selbst im methodischen Kapitel zum „Elend der Welt“, das mit „Verstehen“ überschrieben ist, „ein generelles und genetisches Verständnis der Existenz des anderen“ (2002: 786) methodologisch eingeklagt, „das auf der praktischen und theoretischen Einsicht in die sozialen Bedingungen basiert, deren Produkt er ist: Eine Einsicht in die Existenzbedingungen und gesellschaftlichen Mechanismen, deren Wirkungen alle Mitglieder seiner Kategorie [...] betreffen“ (ebd.).

Ganz ähnlich wie Bohnsack hat auch Reckwitz (vgl. 2006: 309ff.) Bourdieus methodischen Ansatz der „feinen Unterschiede“, Habitusschemata über statistische Regelmäßigkeiten zu erfassen und durch eine soziale Kapitalstruktur zu erklären, kritisiert. Die von Bourdieu habitustheoretisch zu fassen behauptete „Logik der Praxis“ sei empirisch eigentlich nur daraus zu rekonstruieren, „wie die kollektive Sinnstruktur des Habitus im subjektiven Horizont des seine Praktiken vollziehenden Akteurs angewandt wird“ (ebd.:

325). Erst recht aber erlaubt der von mir im Kapitel 2.3 skizzierte Ansatz der „Reproduktionskodes“ – der in gewisser Weise auch als eine soziogenetische Weiterentwicklung des Konzeptes der „focal concerns“ begriffen werden kann – methodologisch nur diesen Weg. Denn dieser Ansatz verweist nachdrücklich darauf, dass es durchaus verschiedene (lebensweltlichen) Logiken geben kann, nach denen äußerlich gleich erscheinende Praktiken und Lebensweisen von den Betreffenden jeweils gedeutet und gestaltet werden.

Fast wieder 10 Jahre nach der Koblenzer quantitativen Studie habe ich ebenfalls im Rahmen eines jugendhilfeplanerischen Projektes – diesmal im Hochtaunus-Kreis – anhand mit Hilfe partizipativer Methoden der Bedarfsermittlung gewonnen qualitativen Datenmaterials zeigen können, dass (sozialraumbezogene) Interessenlagen von Jugendlichen durch solche Reproduktionskodes zumindest mit-disponiert werden. Daraus ließen sich dann auch entsprechende Anforderungen an eine „lebenslagenbezogene Bildung von Jugendlichen“ (vgl. May 2003) ableiten.

Im Folgenden will ich noch einmal kurz die entsprechenden Zusammenhänge skizzieren zwischen:

- a) den Kristallisationspunkten jener vier schon vom „Handlungsraum“-Projekt ermittelten und in meinen folgenden Studien immer wieder empirisch nachgewiesenen vier sozialen Milieus;
- b) den damit korrespondierenden „Reproduktionskodes“;
- c) der für das jeweilige Milieu zentralen „Problematik“, mit der sich – Lefebvre (1977 Bd. II: 128; s.o. Kap. 2.) zufolge – ihre lebensweltliche Realität „mitsamt ihren Möglichkeiten und ihrer Art, sie zu verwirklichen“ (ebd.) charakterisieren lässt; und schließlich
- d) den entsprechenden „raumbezogenen Interessenorientierungen“, die dann auch den Rahmen markieren, den die so orientierten Jugendlichen als Sozialraum zu schaffen versuchen, um ihre Erfahrungen zu organisieren und ihre je eigenen Bedürfnisse zu entfalten und verwirklichen.

Denn da diese vier sozialraumbezogenen Interessenlagen von Jugendlichen sich in all meinen Studien konstant durchgetragen haben, schien es uns nicht notwendig, in unserer Rheingau-Taunus-Kreis-Studie Gruppierungen von Jugendlichen, die sich eindeutig diesen sozialen Milieus zuordnen ließen, noch einmal einer eingehenden empirischen Untersuchung zu unterziehen.

3.2 Zur Typologie Sozialer Milieus von Jugendlichen und ihrer sozialraumbezogenen Interessenlagen

Dass das „Handlungsraum“-Projekt „idealtypisch“ vier für spezifische soziale Milieus von Jugendlichen charakteristische sozialraumbezogene Interessenlagen herauszudestillieren vermochte, lässt die Vermutung hegen, diese folgten den vier ebenfalls „idealtypisch“ rekonstruierten Reproduktionskodes von „Erbschaft“, „Lehre“, „Werdegang“ und „Berufung“. Dies ist jedoch nicht so. So habe ich in der Erläuterung von Phil Cohens Modell im Kap. 2.3 schon dargelegt, dass sich auch zwischen diesen vier Kodes klassenkulturelle Ausdrucksformen der Kodes entwickelt haben, die sie sich historisch dann auch „in bestimmten Paradigmen oder Bezugsmodellen der Sozialisation niedergeschlagen haben“ (Cohen 1985: 81). Beispielhaft hingewiesen habe ich in diesem Zusammenhang auf jene durch eine starke Kombination der Kodes von „Lehrzeit“ und „Erbe“ gekennzeichneten „klassenkulturellen Ausdrucksformen“ des oberen rechten Quadranten in Cohens Modell, die er als „das Erbe der Fertigkeit“ bezeichnet hat. Und ebenfalls habe ich mit Cohen darauf hingewiesen, dass selbst bei *Lebenslagen*, welche sehr stark durch dieses „Kodegitter“ geprägt sind, sich ein „Spannungs- und Transformationsfeld“ zu anderen symbolischen Kodes aufzutut.

So ist im Hinblick auf die von Cohen angesprochenen herkunftskulturellen „Paradigmen oder Bezugsmodellen der Sozialisation“ allen diesen im oberen rechten Quadranten seines Modells zusammengefassten *Lebenslagen*, die noch durch den Erfahrungszusammenhang körperlicher Arbeit geprägt sind, gemeinsam, dass die für sie charakteristische starke Kombination der Kodes von „Lehrzeit“ und „Erbe“ im Sozialisationsparadigma des „Erbes der Fertigkeiten“ den derzeit vorherrschenden Bildungsideologien geradezu konträr gegenüber steht. Wenngleich durchaus unterschiedlich akzentuiert, sind diese im linken unteren Quadranten von Cohens Modells zu verortenden dominanten Bildungsideologien ja durch eine starke Verbindung der Reproduktionskodes von „Berufung“ und „Werdegang“ gekennzeichnet und finden im Hinblick auf den damit verbundenen Sozialisationsmodus vor allem ihren Ausdruck in dem, was Cohen treffend „Impression Management“ genannt hat.

3.2.1 Zum subkulturellen Milieu

Sehr stark durch das Sozialisationsparadigma des „Erbes der Fertigkeiten“ geprägt ist die vom „Handlungsraum“-Projekt als „subkulturelles Milieu“ bezeichnete sozialraumbezogene Interessenlage. Es ist dies ein Milieu, dessen Kristallisationspunkte den von körperlicher Arbeit geprägten Erfahrungs- und Handlungszusammenhang ihrer Herkunftskultur über die positive Besetzung

von Körperlichkeit – auch als Basis ihrer Realitätsaneignung – in der sinnlichen Unmittelbarkeit des für sie charakteristischen Cliquenlebens in vielfältiger Weise akzentuieren.

Damit halten sie zwar an einer durch die gesellschaftliche Entwicklung zur objektiven Ungleichzeitigkeit (vgl. May 1989: 65ff.) gewordenen positiven Besetzung „einfacher“ – sprich: körperlicher – Arbeit fest. Dies muss jedoch nicht zwangsläufig zu einer Fixierung auf autoritäre Zusammenhänge führen, wie dies manchen subkulturellen Lebensstilen gerne nachgesagt wird (und was sicher zum Teil auch der Fall sein mag). Vielmehr kann darin auch eine Chance liegen. Dazu müsste es aber einer „praktisch-einhakenden“ Dialektik gelingen, die in der verlorenen Vergangenheit noch mögliche Zukunft in die Gegenwart zu setzen. Diese findet sich in den noch nicht abgeholzten Elementen der handwerklichen Produktionsweise wieder, wie sie in entsprechenden „Produktions-“, „Inhalts-“, „Selbst-“ und „Solidaritätsorientierungen“ zumindest auf symbolische Weise aufbewahrt werden und in dieser Weise auch jugendarbeiterisch aufzugreifen wären.

Die lebensweltliche Realität dieses Milieus ist jedoch zentral durch die Problematik gekennzeichnet, dass sich für ihre jugendlichen Mitglieder Anstöße für Bildungsprozesse vor allem aus der existentiellen Notwendigkeit ergeben, als marginalisierte soziale Gruppe ihr Lebensschicksal zu verändern. Gerade aber durch einen Überhang des Drucks der gesellschaftlichen Verhältnisse werden häufig ihre selbstorganisierten Formen von Erfahrungsproduktion verzerrt. Oder es vermögen sich auf diese Weise nur Bruchstücke reduzierten Bewusstseins zu entwickeln, die sich dann als unzulängliche Erfahrung auswirken bzw. im Extremfall sogar zu selbstzerstörerischen Konsequenzen führen können (vgl. May 2003: Kap. 3).

Lefebvre (1977 Bd. II: 68) hat dargelegt, dass auf einer *zweiten Schicht* der Bewusstwerdung der eigenen Stellung in der Gesellschaft in der Vermittlung von objektiver und subjektiver Relevanzstruktur ein unklares „Unbehagen“ gegenüber der Alltäglichkeit und der sie verschleiernden Modernität zu heftigen Reaktionen führt. Bei den Jugendlichen des „subkulturellen Milieus“ zeigt sich dies vor allem in ihrem aus subjektiver Ungleichzeitigkeit geschürten Widerstand gegen die vom Verwertungsprozess gestellten und von ihnen besonders stark im Rahmen der Schule erfahrenen Anforderungen nach Unterordnung ihrer Motivationen und Äußerungsformen unter die funktionell bedeutsamen Strukturen der Formalisierung im Sinne einer „Instrumentalisierungsorientierung“.

Sperren, wie sie Jugendliche des „subkulturellen Milieus“ in dieser Weise bei sich selbst erfahren wider die an sie gerichteten schablonenhaften Forderungen von Schule, Ausbildung etc., können so auch den Charakter von identitätsstiftenden Merkmalen gewinnen. Entsprechend kann eine in dieser Weise mit Bedeutung besetzte Abgrenzung die Einheit einer entsprechenden Gruppe dann auch in relativer Unabhängigkeit von ihrer momentanen Zweckbestim-

mung sicherstellen, indem die Jugendlichen vom Zentrum ihrer soziokulturellen Zugehörigkeitsdefinition aus ihr Alltagsleben zu organisieren versuchen. Diese Einheit droht sich jedoch aufzulösen, wenn sie nicht in zusammenhängenden Praxisfeldern der Jugendlichen als „Inhalts-“ und „Produktorientierung“ aufgenommen werden kann. Zugleich steht diese kollektive Identität dann in Gefahr, sich abzuschotten, als die „Andersartigkeit“ der Gruppe auf Eigenschaften reduziert wird, die sie sich quasi naturwüchsig qua „Erbschaft“ zuschreibt bzw. zuschreiben lässt (z.B. im Hinblick auf Ethnizität).

Ist dies der Fall, kann sich auch eine mit dieser kollektiven Identität verbundene „Solidaritätsorientierung“ nur als „gebrochene“ entwickeln. Gebrochen ist diese „Solidaritätsorientierung“ dann insofern, als sie sich im Extremfall nur auf ein einziges Kollektiv richtet: „Wir gegen die anderen“. Jugendarbeit fällt in diesem Zusammenhang die Aufgabe zu, über jeweils gemeinsame Interessen bzw. gemeinsame Problembetroffenheit (vgl. May 2008d: Kap. 5) die Heranwachsenden in unterschiedliche Kollektive einzubinden oder auch Gruppen zu entsprechenden Koalitionen zusammenzubringen. So erleben sie „Gesellschaft“ als vielfältig und sich und andere als besondere Personen in ihr.

Ein weiteres zentrales Problem des „subkulturellen Milieus“ – das dann auch schon auf ihre „raumbezogenen Interessenorientierungen“ verweist – ist, dass sie, um die (Cliques-)Strukturen ihres Sozialgefüges zu stabilisieren, auf entsprechende Treffgelegenheiten im öffentlichen Raum angewiesen sind, deren Aneignung umgekehrt jedoch auch nur kollektiv möglich ist. Bei den Mädchen ist dieses Dilemma noch einmal besonders stark akzentuiert, u.a. weil die Cliques sehr stark männlich dominiert sind (vgl. dazu auch May 2004: Kap. 8.3). So erklärt sich auch warum Mitglieder des „subkulturellen Milieus“ bei entsprechenden Befragungen (z.B. im Rahmen von Jugendhilfeprogrammen) immer wieder auf einen von der eigenen Clique selbstbestimmt zu nutzenden Raum insistieren als oft einzigen, zumindest aber vordringlichsten Wunsch. Dies bedeutet jedoch nicht, dass sich ihre Bedürfnisse darin erschöpfen. Vielmehr ist diese Raumforderung als unabdingbare Notwendigkeit zu sehen, damit sie ihre Bedürfnisse mit anderen zusammen überhaupt entfalten können. Denn auch bei der Entwicklung und Entfaltung von Raumbezügen steht für diese Jugendliche nicht das einzelne Ich im Zentrum. Vielmehr scheinen inhaltliche Impulse für raumbezogene Aneignungen solcher jugendlicher in erster Linie aus dem sozialen Zusammenhang ihrer Cliques heraus zu erwachsen. Ja, vielfach erhalten entsprechende Raumbezüge und Raumnutzungen überhaupt erst durch diesen sozialen Zusammenhang als wesentliches Moment ihren Sinn.

Deshalb ist es nicht nur im dörflichen Kontext, sondern auch in vielen ehemaligen Arbeiterquartieren der Großstädte und zum Teil auch Trabantenstädten nach wie vor noch so, dass jugendliche Cliques die Grenzen ihres heimatlichen Quartiers kaum verlassen. In der Fachliteratur wird dieses Phä-

nomen als „Territorialität“ diskutiert. Keinesfalls geht es dabei bloß um die Angst, im fremden Stadtteil bzw. Dorf durch die Übermacht der dort heimischen Cliques bedroht zu sein. Und auch die mangelnden Mittel zur Fortbewegung, die im ländlichen Kontext häufig ein starkes Problem darstellen, dürften nicht die Hauptursache sein, ist dieses Phänomen doch auch da zu beobachten, wo es gute Nahverkehrsverbindungen gibt. Zudem stellt dann ‘Schwarzfahren’ nicht selten ein Abenteuer eigener Art da. Vielmehr ist die zentrale Funktion der „Territorialität“ solcher subkulturellen Cliques – wie schon im Kapitel 2.4 kurz angesprochen – vor allem darin zu sehen, „den jugendlichen Raum zu verschaffen“ (vgl. Clarke u.a. 1979: 94) in einem gleich dreifachen Sinn: Es geht dabei

- ganz grundsätzlich um den „tatsächlichen Raum auf der Straße an der Straßenecke“ (ebd.), darüber hinaus aber auch
- um den „kulturellen Raum in der Nachbarschaft und in den Institutionen“ (ebd.) und schließlich
- um die „Markierung und Aneignung von ‚Territorien‘ in der gegebenen Umwelt“ (ebd.), als „symbolischer Prozeß der magischen Aneignung, Beherrschung und Kontrolle der materiellen Umwelt, in der man lebt, die jedoch in Wirklichkeit von ‘Außenstehenden’ besessen und kontrolliert wird“ (Cohen 1979: 238).

Über ihre regelmäßige Benutzung durch immer wieder die gleichen Heranwachsenden werden solche (halb-)öffentlichen Orte – im dörflichen Kontext häufig die Bushaltestelle (nicht zuletzt wegen der Überdachung), Parkplätze von Einkaufszentren, aber auch Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit – zu einer Art informellen Institution für diese. D.h. sie bestehen unabhängig davon, ob sich einzelne Heranwachsende dort verabreden. Umgekehrt sind sie jedoch nur für diejenigen ‘offen’, die häufiger dort anwesend sind. Raumstrukturell zeichnen sich solche Orte sowohl durch ihre konkreten sinnlichen Erlebnisqualitäten, wie ihre kommunikativen Dimensionen aus. Das sich dort entfaltende soziale Leben bietet Anregungen für Spiele und Abenteuer. Häufig wird dabei an öffentlichen Orten die Straßenmöblierung von den Heranwachsenden einer „Inhalts-“ und „Produktorientierung“ folgend auch umgenutzt, was nicht selten zu Konflikten mit entsprechenden „Raumwärtern“, wie Hilfspolizisten, Hausmeistern etc., führt.

Heute suchen jedoch viele „subkulturelle“ Cliques, die sich an bestimmten jugendlichen Lebensstilen (wie z.B. Punk, Skinhead, Hip-Hop etc.) orientieren, wenn diese im eigenen Dorf oder Stadtteil nicht allzu stark vertreten sind, ihre Orte im Zentrum größerer Städte – und dort häufig an symbolträchtiger Stelle. Zu den in dieser Weise subkulturell angeeigneten Orten können – neben bestimmten Plätzen und Ecken – auch Kneipen und Jugendzentren gehören. Trotz aller Ausdifferenzierung in den Äußerungsformen und Lebensstilen lässt sich aber durchaus ein gemeinsamer Kern raumbezogener

Interessenorientierungen ausmachen, den alle dem „subkulturellen Milieu“ zuordenbare Gruppierungen teilen – wenngleich auch unterschiedlich akzentuiert: Es geht vor allem um sinnliche Qualitäten. Diese beziehen sich nicht allein auf eine raumstrukturelle Verfügbarkeit (durchaus im Sinne einer „Inhalts-“ und „Produktorientierung“), sondern gerade auch auf die Unmittelbarkeit des Sozialen, die sich an solchen Orten zu entfalten vermag. Gegen die Entsinnlichung von Erfahrung und die Ausgrenzung des Körperlichen in den allermeisten Alltagssituationen halten die Jugendlichen an solchen Qualitäten fest. Sie werden für diese sogar zu so etwas wie einem Mittel von Selbstvergewisserung („Selbstorientierung“). Denn immer geht es bei ihnen auch um den Versuch, dem Mangel an Erlebnisqualitäten entgegenzusteuern, der für sie gleichbedeutend ist mit einem Mangel an Sein. Und dies ist auch der Hintergrund für solche spektakulären Aktionen, wie z.B. S-Bahn-Surven.

Je stärker solche Jugendliche jedoch auf ein Erwachsenendasein zustreben, umso mehr Gewicht erhalten auch bei ihnen die kommunikativen Dimensionen. Bei Mädchen finden sich entsprechende Bedürfnisse deshalb schon weit früher, aber eben auch 'intimer' akzentuiert, was sich auch in entsprechenden Vorstellungen der Raumgestaltung ausdrückt. Ist für Mädchen die 'Kuschelecke', das gemütliche Sofa etc. der bevorzugte Ort der Kommunikation, so ist es für die Jungen eher die Theke, der Billard-Tisch oder der Kicker (vgl. Becker/Hafemann/May 1984: Kap. 4.4). Im Hinblick auf geschlechtsspezifische Angebote der Jugendarbeit scheint darüber hinaus bedeutsam, dass Jungen aus diesen Milieus vor allem in der Adoleszenz sehr stark dazu tendieren, Mädchen an den von ihnen angeeigneten Orten auszugrenzen. Zunächst scheinen verheimlichte Insuffizienzgefühle in Folge der früheren Geschlechtsreife der Mädchen der Grund dafür zu sein. Später sind es eher antizipierte Rivalitäten und Eifersüchteleien um eine potenzielle Partnerin, welche ja das fragile Cliquengefüge der Jungen zusätzlich bedrohen und die „Solidaritätsorientierung“ durch „Konkurrenz“ aufweichen würden. Demgegenüber haben Mädchen gleicher soziokultureller Herkunft wegen ihres früheren Interesses an einer Zweierbeziehung in dieser Zeit gerade wenig Interesse an einer geschlechtshomogenen Raumnutzung. Erst später – vermutlich nach entsprechenden Enttäuschungen mit männlichen Partnern – scheinen sie dann wieder stärker Zuflucht bei ihren Geschlechtsgenossinnen in entsprechend exklusiven Räumen zu suchen.

Insgesamt betrachtet werden jugendarbeiterische Ansätze, die auf das Milieu der „subkulturell“ Orientierten zielen, jedoch nur dann erfolgreich sein, wenn sie berücksichtigen, dass inhaltliche Impulse für Aktivitäten – und damit auch Anstöße für von ihr zu begleitende Bildungsprozesse – bei diesen Jugendlichen ganz zentral aus dem sozialen Zusammenhang entsprechender Cliques, Freundschaften und Sozietäten heraus erwachsen. Ebenso lassen sich auch die Fähigkeiten und Vermögen dieser Jugendlichen sehr viel eher innerhalb eines solchen punktuell gesicherten sozialen Zusammenhangs aktivieren.

Es geht um die Entwicklung von Selbständigkeit („Selbstorientierung“) in kooperativen Zusammenhängen („Solidaritätsorientierung“). Und jede jugendarbeiterische Unterstützungstätigkeit muss dieses substantiell in der Erfahrung „subkulturell“ orientierter Jugendlichen begründete Prinzip anerkennen, wenn sie bei diesen eine Chance haben will.

3.2.2 Zum Milieu institutionell Integrierter

In der Typologie von sozialraumbezogenen Interessenorientierungen des „Handlungsraum“-Projektes stellte das Milieu der „institutionell Integrierten“ insofern eine Art ‘Restkategorie’ dar, „als die in ihren Orientierungen [...] diesem Milieu zugeordneten Jugendlichen hinsichtlich ihrer kulturellen Herkunft nicht klar verortet werden können“ (Becker/Eigenbrodt/May 1984: 217). Vielmehr benutzen sie ihre Selbstdefinition als ‘Normale’ „vor allem als Abgrenzung gegen die eher expressiven, auffälligen Lebenszusammenhänge der anderen sozialen Milieus“ (ebd.: 218). Neben dieser Abgrenzung ist das in seinen Alltagszusammenhängen vielfach ausdifferenzierte soziale Milieu von Jugendlichen jedoch dadurch gekennzeichnet – und darauf zielt auch der Begriff –, dass die entsprechend orientierten Jugendlichen ihre Interessen über gesellschaftliche Institutionen zu organisieren vermögen. So haben die Mitglieder dieses Milieus von Kleinkind an gelernt, ihre kreativen Bedürfnisse auf den Töpferkurs, ihr Bedürfnis nach körperlichem Ausagieren auf den Sportverein und ihre Geselligkeit auf den Spielkreis der Kirchengemeinde bzw. die Jugendverbandsgruppe zu kanalisieren, zu terminieren und damit auch in spezifischer Weise funktional in institutionalisierten Räumen zu verorten.

Im städtischen Kontext folgen selbst private Verabredungen im Kontext der heimischen Wohnung einer solchen Terminierung. Und wenngleich im dörflichen Kontext wechselseitige Besuche und Treffen in privaten Räumlichkeiten noch nicht dergestalt reglementiert erscheinen, unterliegen auch dort die privaten Freundschaften der entsprechend Heranwachsenden – zum Teil bis hinein in die Adoleszenz – einer hohen Kontrolle und Selektion durch die Eltern. Dies gilt sicher in besonderem Maße für die Mädchen. Es betrifft jedoch auch die so Heranwachsenden männlichen Geschlechts – möglicher Weise in etwas abgeschwächter Form. Und von daher finden sich – was die privaten Freundschaften angeht – bei den Jungen aus dem Milieu „institutionell Integrierter“ durchaus Strukturen, wie sie im Rahmen der geschlechtsspezifischen Forschung (vgl. die Zusammenfassung in May 2004: Kap. 7.4) als für Mädchen typisch ausgewiesen wurden. Diese beobachtete in den im Vergleich zu Jungen-Peers wesentlich kleineren Mädchengruppen weniger Hierarchien und offene Auseinandersetzungen. Umgekehrt betrifft die in diesen Forschungen gewonnene Erkenntnis, dass Jungen ihre Freundschaften eher an

Hand gemeinsamer Interessen organisieren, von der Tendenz her alle an funktionalen Orten geknüpften Kontakte im Milieu der „institutionell Integrierten“ und in diesem Zusammenhang durchaus auch die der entsprechenden Mädchen.

Da in unserer Gesellschaft Institutionen sich sehr stark am Lebenslauf orientieren bzw. der Lebenslauf über entsprechende institutionelle Zuständigkeiten reguliert wird, ist der Sozialisationsmodus in diesem Milieu sehr stark durch den Reproduktionskode des „Werdegangs“ geprägt. Dieser entfaltet über die Institutionen des Lebenslaufes entsprechende gemeinsame Kristallisationspunkte für die in diesem Milieu Heranwachsenden, selbst wenn herkunftskulturell betrachtet – gerade bezogen auf die noch dörflich geprägten Teile der Provinz – nicht von einer homogenen „klassenkulturellen Ausdrucksform“ dieses Reproduktionskodes ausgegangen werden kann. So finden sich in diesem Milieu Heranwachsende, deren *Lebenswelt* noch sehr stark durch die bäuerliche oder handwerkliche Produktionsweise geprägt ist. Daneben gibt es Jugendliche aus Elternhäusern kleiner selbständiger Kaufleute, von Angestellten und Beamten. Und wenn im „Handlungsraum“-Projekt noch darauf verwiesen wurde, dass die am Milieu der „institutionell Integrierten“ orientierten Jugendlichen „hinsichtlich ihrer sozialen Herkunft [...] insgesamt eher als Mittelschichtjugendliche zu kennzeichnen“ (Becker/ Eigenbrodt/May 1984: 217) seien, hat selbst diese beschreibende Kategorie auf dem Land wenig Aussagekraft. So verfügt beispielsweise gerade die angestammte Dorfbevölkerung, selbst wenn sie verarmt ist, zumeist noch über Wohneigentum und versucht ihre Armut so gut es geht zu kaschieren.

Unabhängig vom Einkommen ihrer Eltern und deren Klassenzugehörigkeit wird jedoch der Reproduktionskode des „Werdegangs“ für die am Milieu der „institutionell Integrierten“ orientierten Jugendlichen verbindend wirksam, wenn sie an den im ländlichen Kontext noch dorfförmlich begangenen Vorbereitung auf die entsprechenden kirchlichen Sakramente (wie Kommunion, Firmung oder Konfirmation), den damit verbundenen offiziellen, wie informellen, aber dörflich durchaus ritualisierten Feierlichkeiten teilnehmen oder sich dann als Jahrgang an der Ausrichtung der Dorfkirmes beteiligen. Hinzu kommt die im ländlichen Kontext noch sehr stark verbreitete Einbindung in ebenfalls lebenslaufspezifisch strukturierte Vereins- und Verbandsstrukturen.

Mit ihrer Sozialisation über den Modus des „Werdegangs“ – vor allem aber dass sie gelernt haben, ihre Bedürfnisse durchaus im Sinne einer „Konsumorientierung“ über entsprechende institutionelle Angebote zu befriedigen – wurde den am Milieu der „institutionell Integrierten“ orientierten Jugendlichen unabhängig von den besonderen Inhalten jene zeitlichen Strukturen eingeprägt, die charakteristisch sind für die Logik des Aufschubs direkter sinnlicher Genüsse bzw. deren Ablenkung und Befriedigung über Umwege. Im Hinblick auf Lefebvres Systematik von Schichten der Bewusstwerdung der

eigenen Stellung in der Gesellschaft sowie der Eingemeindung in die hegemoniale *Lebensweise* bzw. der Intensität anti- oder gegenhegemonialer Zugehörigkeitsentscheidungen wären sie damit in erster Linie „auf der *untersten Stufe*“ (Lefebvre 1977 Bd. II: 69) anzusiedeln. Gekennzeichnet ist diese durch den oberflächlichen Rahmen jener Anpassung (durchaus im Sinne einer „Instrumentalisierungsorientierung“) an die partikularisierten Bereiche institutionalisierter Bedürfnisbefriedigung (im Sinne von „Konsumorientierung“). Solange sich die Jugendlichen darauf begrenzen (lassen), fungiert diese „*unterste Stufe*“ zugleich als „*effektivste*“ im Sinne einer Eingemeindung in die hegemoniale *Lebensweise* sowie einer Anpassung an die für sie charakteristische Alltäglichkeit.

Die Problematik, welche – im Sinne der Methodologie von Lefebvres Analyse des Alltagslebens – die *Lebenswelt* der in dieser Weise institutionell integrierten Jugendlichen beschreibt, ist von einem dieser Jugendlichen treffend so formuliert worden: „Unser Problem ist, dass wir keins haben“. Zu ergänzen wäre in dieser Aussage vermutlich als letztes Wort noch „dürfen“, ist doch eine solche Norm gerade im dörflichen Kontext mit seinen noch sehr stark ausgeprägten persönlichen Formen von Sozialkontrolle nicht weniger verbreitet als in den städtischen Aufsteigermilieus der ‚Macher‘. In ihrer Bedeutungstiefe ist diese Aussage jedoch auch dahingehend relevant, als sich ein stärkeres Bewusstsein der eigenen Interessenlage nur dann entwickeln kann, wenn – wie Lefebvre an anderer Stelle formuliert – „Probleme [...] mit Widersprüchen in der Wirklichkeit hervortreten und, indem sie [...] Antworten fordern, als Probleme eben auch Möglichkeiten eröffnen“ (ebd.: 128). Da sie ohne ein solches Interessenbewusstsein auch wenig Befriedigung erfahren, sind die am Milieu der „institutionell Integrierten“ orientierten Jugendlichen dazu disponiert, weiter in den partikularisierten Bereichen dieser institutionalisierten Formen danach zu suchen (im Sinne einer „Konsumorientierung“) und deren Bedürfnisinterpretationen sowie Normen der Befriedigung (im Sinne einer „Instrumentalisierungsorientierung“) zu akzeptieren. Und von daher lassen sich ihre „raumbezogenen Interessenorientierungen“ auch am ehesten als Streben nach unauffälliger Einfügung in vorstrukturierte Formen der Bedürfnisbefriedigung an institutionalisierten Orten fassen.

Für entsprechend orientierte Jugendliche verbinden sich auf diese Weise die sozialen Orte von Privaträumen, Vereinsheimen, Kirchengemeinden und anderen institutionalisierten Räumen zu einem typischen Geflecht, das über Termine und Verabredungen ihr Sozialgefüge strukturiert (vgl. Becker/Eigenbrodt/May 1984: vor allem Kap. 3.2 und 217ff.; May 2006: 82f.). Und von daher korrespondiert eine angebotsorientierte Jugendarbeit auch sehr gut mit den für das Milieu der „institutionell Integrierten“ charakteristischen „raumbezogenen Interessenorientierungen“. Solche Jugendlichen sind es auch, die sich noch im Rahmen der Jugendverbandsarbeit engagieren oder auch bereit sind, im schulischen und ehrenamtlichen Bereich Verantwortung

zu übernehmen (vgl. Rauschenbach 1991a). Dabei finden die mit bestimmten klassenkulturellen Ausdrucksformen des Reproduktionskodes des „Werdegangs“ sehr eng verbundenen Orientierungen auf Karriere „ihr strukturelles Pendant und ihre Verstärkung in der formal geregelten Form dieser Institutionen, die im Binnenverhältnis – vor allem in den formalisierten Sozialbezügen – die norm- und hierarchiebezogene Orientierung auch personell in Form unterschiedlicher Positionen repräsentiert“ (Becker/Eigenbrodt/May 1984: 218).

Interessant ist, dass in den quantitativen Untersuchungen zur Koblenzer Jugendhilfeplanung Jugendliche, die dem Milieu der „institutionell Integrierten“ zuzuordnen waren, als eines ihrer zentralsten Probleme benannt haben, dass sie über keine Vertrauenspersonen oder enge Freundschaften verfügen, mit denen sie über ihre Probleme reden können. Mit Blick auf ihre starke Einbindung in Vereine und Verbände erscheint dieser signifikante statistische Zusammenhang geradezu paradox. Vermutlich ist ihre innere Einsamkeit jedoch ein starkes Motiv, Mitglied in einem Verein zu werden. Allerdings orientieren sich viele Vereine heute sehr stark auf ihren Vereinszweck und weniger auf die häufig im Rahmen von „Impression Management“ auch eher versteckten sozialen Bedürfnisse ihrer jugendlichen Mitglieder nach Geborgenheit und Aufgehobensein. Hier ergeben sich Aufgaben für die Jugendarbeit, die solchen Heranwachsenden Räume zu eröffnen hat, in denen sie mit ihren oft verheimlichten Problemen Resonanz finden und entdecken können, dass sie damit nicht allein dastehen. Zum andern gilt es ihnen (spielerische) Gelegenheiten zu eröffnen, in deren Rahmen sie mit den eigenen Sinnen zu sich („Selbstorientierung“) und andern („Solidaritätsorientierung“) finden können ohne „konkurrieren“ oder sich „instrumentalisieren“ zu müssen.

3.2.3 *Zum Milieu manieristischer Strömungen*

Der im „Handlungsraum“-Projekt geprägte Begriff von „manieristischen Strömungen“ zielt auf ein soziales Milieu von Jugendlichen, dessen Kristallisationspunkte die kulturindustriell diversifizierten und heute sogar vorproduzierten, jeweils top-aktuellen Kleidungs-, Accessoire-, Hobby-, Sport- und Musikmoden sind. Schon das „Handlungsraum“-Projekt hat anhand seines empirischen Materials nachzuzeichnen versucht, wie bestimmte Momente des für die klassische Angestelltenkultur charakteristischen Lebensstils und Selbstverständnisses sich in den für dieses Milieu typischen Orientierungs- und Organisationsweisen von Jugendlichen reproduzieren. Besonders hervorgehoben hat es in diesem Zusammenhang, wie „das aus der Furcht vor Proletarisierung genährte symbolische Distanzierungsbedürfnis von Angestellten bei den Jugendlichen im Streben nach dem ‘Besonderen’, im Sich-abgrenzen vom ‘Pöbel’ und nicht zuletzt in ihrem – lediglich in der Erscheinungsform

etwas anders als bei ihren Eltern gelagerten – Bedachtsein auf Äußeres“ (Becker/Eigenbrodt/May 1984: 215f.) seinen Niederschlag findet.

Darin die Wirksamkeit jenes im Zusammenspiel der Reproduktionskodes von „Werdegang“ und „Berufung“ sich entfaltenden Sozialisationsmodus zu erkennen, den Cohen treffend „Impression Management“ genannt hat, drängt sich geradezu auf. Allerdings habe ich (vgl. May 2003: Kap. 4) zu zeigen versucht, dass bei den an „manieristischen Strömungen“ orientierten Jugendlichen der Reproduktionskode der „Berufung“ nur schwach akzentuiert ist: nicht zuletzt aufgrund der sozialisatorischen Bedeutung entsprechender Ideale, wie sie nicht allein über Idole kulturindustriell propagiert werden. Da das, was die Jugendlichen im „Impression Management“ in dieser Weise zu repräsentieren versuchen, die Macht über jene Gefühle, Eigenschaften und Vermögen zu bekommen droht, die sich in ihnen nicht mehr adäquat auszudrücken vermögen und so über entsprechende Verdrängungen in ihrer Freisetzung blockiert werden müssen (vgl. May 2004: Kap. 6.5), habe ich auch von einer „pervertierten Form“ von „Berufung“ und einer Gebrochenheit ihrer „Selbstorientierung“ gesprochen.

Im Sinne der Methodologie von Lefebvres Analyse des Alltagslebens lässt sich darin auch die für das Milieu der „manieristischen Strömungen“ zentrale Problematik erkennen, die zudem gekoppelt ist mit einem Mangel an „Solidaritätsorientierung“. Dass andere als Mittel zum Zwecke der eigenen Selbstbestätigung eingesetzt werden, betrifft dabei nicht nur das Verhältnis zum anderen Geschlecht. Besonders Mädchen müssen repräsentieren, um einen Jungen entsprechender Position zu gewinnen, dem sie dann als Schmuck und sexueller Gebrauchsartikel zu dienen haben. Darüber hinaus dient in diesem sozialen Milieu jedoch ganz allgemein die Abgrenzung von allen geringschätzig bewerteten *Lebenslagen*, *Lebensweisen* und *Lebensstilen* vor allem dem Zwecke eigener Selbstaufwertung. Die mit dem Bestreben, sich aus der Durchschnittlichkeit herauszuheben, verbundene zumindest latente „Konkurrenzorientierung“ prägt dabei selbst die Kommunikationsstruktur innerhalb des eigenen sozialen Milieus zu einem Ritual, in dem das zur Schau gestellte Image wechselseitig anzukratzen versucht wird. Es geht darum festzustellen, wer ‘in’ und wer ‘out’ ist, wer ‘dazugehört’ und wer ‘Möchtegerne’ ist (vgl. Becker/Eigenbrodt/ May 1984: 114ff. und 215ff.).

Nun verweist das Nacheifern von Idealen im „Impression Management“ „manieristisch“ orientierter Jugendlicher immer auch auf ungelebte eigene Möglichkeiten. Damit schimmert in diesen Selbstobjektivierungen – wie immer gebrochen und verquer – zumindest ein Stück „Selbstorientierung“ durch. Angehörige dieses Milieus bewegen sich damit gewissermaßen auf einer Zwischenebene der von Lefebvre unterschiedenen Schichten einer „auf der *untersten* und *effizientesten Stufe*“ (1977 Bd. II: 69) erfolgenden Anpassung an die partikularisierten Bereiche alltäglicher Lebensvollzüge im Sinne einer „Instrumentalisierungsorientierung“ sowie einem unklaren „Unbehagen“

gegenüber der diese Bereiche systematisierenden Alltäglichkeit, wie es seiner Ansicht nach für eine „zweite Schicht“ charakteristisch ist.

So suchen Jugendliche, die sich an „manieristischen Strömungen“ orientieren, Sinn und Entfaltung erst gar nicht mehr in der Arbeit, was sich durchaus auch als Versuch lesen lässt, eine „Trennung von Prinzip des Spielens in der Anfangsphase des Arbeitsprinzips“ zu vermeiden (vgl. May 1998: 92f.). Ungleichzeitig ist dies insofern, als sie damit zumindest implizit auch ein Stück weit die verlorene Vergangenheit der Kindheit – besonders aber deren nicht eingelösten Versprechungen – in ihre jugendliche Gegenwart zu retten trachten. Allerdings nimmt Freizeit und „Konsumorientierung“ – welche bei ihrer der Angestelltenkultur zugehörigen Elterngeneration noch reproduktive oder kompensatorische Funktionen erfüllte – bei ihnen auf diese Weise einen geradezu suspendierenden Charakter an. Die Jugendlichen grenzen sich so zwar von der Alltäglichkeit eines arbeitbestimmten Erwachsenenlebens ab, werden aber über die von der Medienöffentlichkeit konstituierte ‘Jugendlichkeit’ in die hegemonial dominante ‘Kultur’ der Warenwelt eingebunden. In dem Maße wie es ihnen nicht gelingt, ihre in Repräsentationen und Selbstobjektivierungen verborgenen Wunschströme freizusetzen, um die Verhältnisse zum Fließen zu bringen, droht ihre Flucht aus der Alltäglichkeit vermittels der von ihnen gewählten spezifischen Form der Stilisierung so bloß die abstrakte Kehrseite der totalen Verdinglichung nochmals zu reproduzieren.

Dies schlägt sich dann auch in ihren „raumbezogenen Interessenorientierungen“ nieder. Es sind dann ganz bestimmte ‘In’-Discos, -Bistros und Event-Orte, die von den Jugendlichen, die Anschluss an entsprechende „manieristische Strömungen“ suchen, höchst exklusiv und spezifisch angeeignet werden, um ihrer Orientierung an den jeweils aktuellen kulturindustriellen (Freizeit-)Moden zur Geltung zu bringen. Zusammengefasst geht es dabei vor allem um ein in jeweils ganz besonderer Art und Weise zelebriertes Herausgehobensein an den entsprechenden Kultorten der „Zerstreuung“, welches mit dem in der Angestelltenkultur seit jeher sehr verbreiteten Streben nach dem Besonderen und einem sich Abgrenzen vom ‘Pöbel’ korrespondiert.

„Zerstreuung“ ist in diesem Zusammenhang durchaus doppeldeutig gemeint (vgl. Bloch 1976: 31): als Ablenkung einerseits und Auflösung kollektiver Strukturen andererseits. So vermögen sich an diesen Orten keine festen Sozialgefüge auszubilden, weil die Beziehungen selbst „zerstreut“ sind. Die Jugendlichen begegnen sich höchst ritualisiert, beinahe schon als Abziehbild immer wieder anderer kulturindustriell vorproduzierter Schablonen, wie beispielsweise als Raver. Es ist die spezifische raumstrukturelle Qualität, welche an den jeweiligen Kultorten im Ineinandergreifen räumlich-physischer und medialer Faktoren (Musik; Licht; Projektionen etc.) jene für den entsprechenden „Manierismus“ typische Form vermeintlicher Unmittelbarkeit stimuliert. Nahezu ausschließlich kommerzielle Angebote bieten den Jugendlichen in dieser Weise unabhängig vom jeweiligen Wohnort Gelegenheiten, entspre-

chende Interessenorientierungen zu entfalten. Privaträume, die durchaus vorhanden sind, interessieren demgegenüber lediglich als privater Rückzugsraum. Und auch von der Jugendarbeit werden diese Heranwachsenden bestenfalls noch über den schulischen Kontext erreicht.

Anknüpfungspunkte für entsprechend erst noch zu entwickelnden Ansätze von Jugendarbeit wären neben dem Versuch, etwas mehr von dem zu verwirklichen, was im Nacheifern der kulturindustriell vorproduzierten Ideale im „Impression Management“ bloß repräsentiert, aber nicht wirklich gelebt wird, vor allem das häufig von diesen Jugendlichen (auch vor sich selbst) versteckte Leiden an mangelnder sozialer Anerkennung. So werden sie ja nicht nur häufig von Jugendlichen anderer soziokultureller Zugehörigkeit abgelehnt – auch als Reaktion auf ihre zur Schau gestellte eigene Überheblichkeit. Anders als die Mitglieder der übrigen sozialen Milieus von Jugendlichen sehen sie sich darüber hinaus jedoch auch in ihrem eigenen Milieu ständig davon bedroht, als ‘Möchte-Gerne’ tendenziell ausgegrenzt zu werden.

3.2.4 Zum gegenkulturellen Milieu

Unter anderem gegen jene skizzierten Formen kapitalistischer Verdinglichung, in der Subjektivität (in Sinne von „Selbstorientierung“) und Gemeinschaft (im Sinne von „Solidaritätsorientierung“) zum Typischen gerinnt, richten sich jedoch auch bestimmte Praxiszusammenhänge von Jugendlichen. Im „Handlungsraum“-Projekt wurden solche, „durch einen explizit oppositionellen und potentiell politischen Bezug auf die hegemonial-dominante ‘Kultur’ der Warenwelt und die sie reproduzierenden Institutionen“ (Becker/ Eigenbrodt/May 1984: 212) gekennzeichneten Praxiszusammenhänge von Jugendlichen – aufgrund dessen, dass in dieser Weise kulturoppositionelle Inhalte für sie zu einem Kristallisationspunkt werden – als „gegenkulturelles Milieu“ bezeichnet. Der dabei von den Jugendlichen zumindest mitassozierte Anspruch von Individualismus und Entfaltung der ganz spezifischen eigenen Bedürfnisse und Fähigkeiten wurde schon vom „Handlungsraum“-Projekt damit in Verbindung gebracht, dass ihnen als Kinder, die in Milieus sozialer und kultureller Intelligenz groß wurden, in der dort gewährleisteten „erzieherischer Provinz“ so etwas wie Empathie entgegengebracht wurde.

In diesen Herkunftsmilieus hat der Reproduktionskode der „Berufung“ sich in die Idee umgesetzt, es ginge in der Kindheit um die allseitige Entwicklung des Lebewesens Mensch im Sinne einer „Selbst-“, „Inhalts-“ und „Produktorientierung“ und nicht um die Zurichtung zur Ware Arbeitskraft im Sinne einer „Instrumentalisierungsorientierung“. Ein solches „kindliches Verhältnis“ kann aber – und sei es auch nur ansatzweise – bloß dann entstehen, wenn Kinder von der mit der spezifischen Form kapitalistischer Arbeit verbundenen Selbstentfremdung nicht direkt betroffen sind. Am wenigsten ist

dies bei denjenigen der Fall, deren Eltern auf Grund ihrer Berufstätigkeit im sozialen und kulturellen Bereich selbst vergleichsweise geringer Entfremdung unterliegen. Darüber hinaus finden sich in diesen Herkunftsmilieus nicht nur ansatzweise neue Formen sozialer Organisation von Elternschaft. Es wird von Seiten der Bezugspersonen auch sehr stark versucht, den gesellschaftlichen Zumutungen, denen Kinder unterworfen sind, zumindest kompensatorisch entgegenzusteuern.

Gerade Jugendliche, welche in dieser Weise im Reproduktionskode der „Berufung“ heranwachsen konnten, versuchen die dort erst spät erfolgende Trennung vom „Prinzip der Kindheit“ häufig dadurch zu verarbeiten, dass sie den eigenen Körper als die sensible Basis von Erfahrung gegen die Entfremdung zu reaktivieren trachten. Dabei kann dieser andere Bezug auf den Körper nicht als Instrument, sondern als Leib, dann auch das Fundament liefern für einen alternativen Umgang mit sich selbst, mit den anderen und den gegenständlichen Objekten im Sinne einer „Selbst-“, „Inhalts-“, „Solidaritäts-“ und „Produktorientierung“.

Wirksam wird auf diese Weise ein ungleichzeitiger Widerspruch, der in der Bewältigung der Konfrontation mit dem kapitalistischen Arbeitsprinzip ein Stück weit die verlorene Vergangenheit des kindlichen Verhältnisses in die Gegenwart zu holen sucht. Dies gilt besonders für die mit der entsprechenden Variante des Reproduktionskodes der „Berufung“ verknüpften, nicht abgegoltenen – und damit objektiv ungleichzeitigen – Versprechungen in Bezug auf allseitige Entwicklung und umfassende Bedürfnisbefriedigung. Und so beziehen sich auch einzig Jugendliche aus diesen Herkunftsmilieus explizit auf den utopischen Inhalt von Kindheit als einem Verhältnis prinzipiell universeller Betätigungs- und Entfaltungsmöglichkeiten. Selbst viele der für das „gegenkulturelle Milieu“ von Jugendlichen bedeutsamen politischen Aktionen gleichen oft in erstaunlicher Weise den ritualisierten Formen der Erpressung und des Trotzes von Heranwachsenden, die in ihrem symbolisch-spielerischen Charakter zum Mitspielen nötigen.

Mit ihrem schon zu Beginn dieser Charakterisierung angedeuteten doppelten Anspruch, sowohl die eigene Individualität zu wahren („Selbstorientierung“) und zugleich die ebenso hohen Wünsche nach reicher Gemeinschaft in Beziehungen und Kollektiven zu realisieren („Solidaritätsorientierung“), ist dann auch die Problematik benannt, von der die lebensweltliche „Realität“ (im Sinne von Lefebvres Analyse des Alltagslebens) „gegenkulturell“ orientierter Praxiszusammenhänge von Jugendlichen zentral geprägt ist. Mit dieser sind die entsprechenden Jugendlichen u.a. deshalb so stark konfrontiert, weil sie sich bemühen, nicht die Geschlechterpolarität dadurch zu reproduzieren, dass sie traditionsgemäß jeweils eine der beiden Orientierungen einem Geschlecht zuweisen: die Selbstorientierungen den Männern und die in vielerlei Weise männlich dominierten Gemeinschaftsorientierungen den Frauen. Dieser Widerspruch erklärt auch die Diffusität der sozialen Verkehrsformen unter

diesen Jugendlichen, aus denen sich nur sehr selten Sozialgefüge mit stärker kollektiven Strukturen herauszubilden vermögen (vgl. May 2003: Kap. 5).

Hinzu kommt der ihre „Selbstorientierung“ kennzeichnende Widerspruch zwischen einerseits einer rückhaltlosen Kritik an einer nicht mehr für lebenswert empfundenen Erwachsenenwelt, die als Opposition/Widerstand an das gebunden bleibt, gegen das sie sich wendet, und dem Anspruch auf Verwirklichung andererseits, der sich umsetzt in dem Versuch, einen Rahmen zu schaffen, in dem die ansonsten unterdrückte und im Kapitalverhältnis verdrehte menschliche Sinnlichkeit zu sich selbst kommen kann. Besonders dann, wenn Heranwachsende danach trachten, einen selbstbestimmten, autonomen, sich auch nicht weiter an der sozialen und kulturellen Umgebung orientierenden *Lebensstil* zu entfalten, zwingt ihnen ihre Umgebung die Auseinandersetzung mit sich um so heftiger auf.

Gerade in gegenkulturellen Lebensentwürfen, die bestrebt sind, eine Alternative nicht nur zu postulieren, sondern auch zu realisieren, liegt es nahe, solche Widersprüche in der eigenen emphatischen Praxis zu verleugnen. Dies kann dadurch geschehen, dass Emanzipation in einer Orientierung auf einen ganz spezifischen alternativen Lebensentwurf zu verwirklichen versucht wird. In diesem Zusammenhang ist die Gefahr, dass solche Ansätze in ein bloß alternatives „Impression Management“ umkippen, nicht zu unterschätzen. Daneben zeigen sich jedoch auch zum Teil Tendenzen, in einen Reproduktionskode 'natürlicher' bzw. 'transzendental bestimmter' „Erbschaft“ zurückzufallen. Dies betrifft zum Teil ökologisch orientierte Strömungen, vor allem aber spirituelle bzw. esoterische Richtungen und auch bestimmte Ansätze innerhalb der Frauen- und Männerbewegung, die sich z.B. sehr stark an der analytischen Psychologie C.G. Jungs orientieren (vgl. May 1999: 300f.).

Ähnlich wie dies schon für das „subkulturelle Milieu“ dargelegt wurde bewegt sich damit auch die für das „gegenkulturelle Milieu“ charakteristische Politik von *Lebensstil* in der Vermittlung von objektiver und subjektiver Relevanzstruktur auf einer Ebene, wie sie von Lefebvre (1977 Bd. II: 68) als für die *zweite Schicht* der Bewusstwerdung der eigenen Stellung in der Gesellschaft herausgearbeitet wurde. Obwohl das „Unbehagen“ gegenüber der Alltäglichkeit und der sie verschleiernden Modernität in diesem Milieu häufig politisch sehr viel klarer als im „subkulturellen“ artikuliert werden kann, weist es doch eine tief in den sozialen Phänomenen selbst verankerte Zweideutigkeit auf. Bloch hat seine „mehrzeitliche“ und „mehrräumige“ Dialektik als Instrument einer „kritischen“, nicht-kontemplativen“, „praktisch einhakenenden“ Totalität begriffen, die „den Reichtum der Substanz nicht in der vergoldeten Vergangenheit, sondern im faktischen Ende ihres Erbes im Jetzt“ (1976: 125) besitzt. Damit hat er auch die Aufgabe einer sich als Bildungsbegleitung verstehenden Jugendarbeit in diesem „gegenkulturellen Milieu“ beschrieben. Dies betrifft nicht nur ihre Ansätze, die mit dem Reproduktionskode der „Berufung“ verbundenen, nicht abgegoltenen Versprechungen ihrer

Kindheit in die Gegenwart zu holen. Ebenso ist dies auch zu beziehen auf ungleichzeitige „gegenkulturelle“ Anleihen an spirituelle Elemente exotischer traditioneller Kulturen, die dann von den Jugendlichen im Modus des Reproduktionskodes der „Berufung“ gedeutet werden.

Im Blick behalten werden muss dabei jedoch, dass gerade „gegenkulturell“ orientierte Jugendlichen häufig eher eine gewisse Skepsis gegenüber professioneller pädagogischer Begleitung hegen – es sei denn die Professionellen erweisen sich sowohl persönlich, wie politisch, als glaubwürdig und verzichten in ihrem unterstützenden Handeln auf jegliche Pädagogisierung. Trotz ihres hohen Engagements und ihrer hohen Kompetenzen im Hinblick auf Selbstorganisation, die sie zu Subjekten von Jugendarbeit machen, sind sie darüber hinaus sogar häufig nicht mehr bereit, sich in (Jugend-)Verbänden und anderen formalisierten Organisationsstrukturen zu engagieren: nicht zuletzt weil sie eine „Instrumentalisierung“ befürchten. Vielmehr versuchen sie gestützt auf die sozialen und kulturellen Privilegien ihrer Herkunft (zumeist mit Erfolg) für und vermittels ihrer netzwerkartigen Sozietäten sich in den Nischen institutionell zur Verfügung gestellter halböffentlicher Räume von Schulen, Kirchengemeinden, Jugendzentren etc. (sowie zum Teil auch der Alternativökonomie) Enklaven zu schaffen, um ihre sehr stark kommunikativ vermittelten, kreativen, sozialen und zum Teil auch explizit politisch akzentuierten Interessen zu verwirklichen (vgl. Becker/Eigenbrodt/May 1984: Kap. 3.4 und. 212ff.; May 2006: 84). Und genau dahingehend akzentuiert sind dann auch ihre „raumbezogenen Interessenorientierungen“.

3.3 Zur methodischen Anlage der Rheingau-Taunus-Kreis-Studie

Schon das „Handlungsraum“-Projekt hat nachdrücklich darauf hingewiesen, dass es ihm nicht darum gehe, mit seinem Konzept der „Zugehörigkeit zu sozialen Milieus“ „allgemeingültige Normen für Zugehörigkeit zu benennen“ (Becker/Eigenbrodt/May 1984: 198). Ebenso wenig dürften die vier empirisch herausdestillierten „Idealtypen“ sozialraumbezogener Interessenlagen als „vorgefertigte[] Klassifizierungsschubladen“ (ebd.: 199) verstanden werden, um „die Vielfältigkeit jugendlicher Ausdrucksmöglichkeiten und Organisationsformen so ‘zurechtzubügeln’“ (ebd.), dass sie in diese hineinpassten.

Deshalb legte bereits das „Handlungsraum“-Projekt in seinen qualitativen Studien besonderen Wert darauf, Gruppierungen zu untersuchen, deren spezielles Interessenprofil nicht in einer der vier „Idealtypen“ sozialraumbezogener Interessenlagen jugendlicher sozialer Milieus aufzugehen schien. Denn das Projekt hielt es nicht nur für möglich, dass an den Bruchstellen der vier

Grundtypen weitere soziale Milieus sich herausbilden könnten, sondern vermutete sogar, dass darin „die geschichtliche Totalität aufsprenkende Momente zum Ausdruck kommen [könnten], die zeigen, daß Jugendliche anders leben wollen als bisher“ (ebd.: 195; vgl. auch May 1986: 155ff.).

Diesen Ansatz haben wir aufgrund der nur sehr begrenzt zur Verfügung stehenden Ressourcen auch in der Rheingau-Taunus-Kreis-Studie zur partizipativen Bedarfsermittlung in der Jugendhilfeplanung weiter verfolgt. Unter anderem auch aus Gründen der Mittelknappheit wurde diese Untersuchung als Lehrforschungsprojekt mit Studierenden des Bachelor-Studienganges „Soziale Arbeit“ am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule RheinMain durchgeführt. Die Studierenden haben sich in erster Linie aufgrund für sie günstiger Feldzugänge bestimmte Ortsgemeinden des Kreises als Untersuchungsorte ausgewählt und dazu entsprechende Forschungsteams gebildet. Dabei wurde jedoch auch darauf geachtet, dass die unterschiedlichen sozialräumlichen Strukturen des Landkreises in der Auswahl der Orte entsprechend vertreten waren.

In einem ersten Schritt wurden von den studentischen Forschungsteams entweder aufgrund ihrer schon bestehenden Feldkenntnisse oder aber durch entsprechende Ortsbegehungen und Befragungen von Schlüsselpersonen (Professionelle aus Jugendarbeit und Schule; aber auch Jugendlicher, die sich in den Orten sehr gut auskennen) für den jeweiligen Untersuchungsort ein sogenanntes „Cliques- und Szenenkataster“ erstellt. Dabei wurden die vier „Idealtypen“ sozialraumbezogener Interessenlagen, wie sie vom „Handlungsraum“-Projekt als für spezifische soziale Milieus von Jugendlichen als charakteristisch herausdestilliert werden konnten und sich dann auch in Folgestudien zur Bedarfsermittlung in der Jugendhilfeplanung in Koblenz und im Hochtaunus-Kreis empirisch nachweisen ließen, gewissermaßen subsumtionslogisch als Oberkategorien benutzt, um die einzelnen Cliques, Sozialgefüge, Netzwerke und Praxiszusammenhänge von Jugendlichen des jeweiligen Ortes entsprechend zu qualifizieren bzw. um Gruppierungen und Szenen zu kennzeichnen, die sich nicht eindeutig unter diese „Idealtypen“ subsumieren ließen.

3.3.1 Planungswerkstatt

Eine den Studierenden gegenüber vorgeschlagene Partizipationsmethode zur Bedarfsermittlung bestand darin, auf der Basis dieses Katasters, eine möglichst heterogene Auswahl von Jugendlichen eines Ortes zu treffen, um mit ihnen gemeinsam im Rahmen einer Art „Zukunftswerkstatt“ die für den Ort typischen, aber dennoch möglicherweise recht heterogenen Problem- und Interessenlagen Jugendlicher herauszuarbeiten. Bei der Auswahl der Jugendlichen sollte – entsprechend den von Dienel für eine „Planungszelle“ mit

Betroffenen herausgearbeiteten Prinzipien – besonders darauf geachtet werden, dass es sich gerade nicht um Repräsentant(inn)en im klassischen Sinne von Jugendfunktionär(inn)en, Parteien- oder Verbandsvertreter(innen) handelt. Vielmehr sollten sie eher im statistischen Sinne einer auf der Basis der vier Idealtypen von sozialraumbezogenen Interessenlagen sowie des Cliquen- und Szenkatasters „geschichteten Stichprobe“ ausgewählt werden, um dann als Jugendliche nur sich selbst und nicht die Sache ihrer/einer Organisation zu vertreten.

Klassisch verläuft eine „Zukunftswerkstatt“ in drei Phasen:

- der *Kritikphase*, in der die verschiedenen Probleme, mit denen Jugendliche an dem jeweiligen Ort konfrontiert sind, herausgearbeitet werden sollten;
- der *Utopiephase*, in der Vorschläge zur Lösung dieser Probleme jenseits klassischer Bewältigungsmuster sowie real zur Verfügung stehender Mittel fantasiert werden sollten und schließlich
- der *Konkretisierungsphase*, in der aus den Utopien real umsetzbare Bearbeitungsvorschläge für die benannten Probleme herausgearbeitet werden sollten.

Angedacht war zunächst, dass dies gemeinsam mit allen Jugendlichen erfolgen sollte und die Jugendlichen am Schluss auch auf der Basis der zur Verfügung stehenden und mobilisierbaren Ressourcen sich auf eine gemeinsame Prioritätenliste einigen. Entsprechend sollte dieses Modell nicht nur auf die didaktisch im Rahmen von „Zukunftswerkstätten“ wohl erprobte Weise Raum für die Ausbildung politischen Ausdrucksvermögen schaffen, um auf diese Weise zu Problemschilderungen und Lösungsvorschläge zu kommen, die den Erfahrungen und Interessen der Jugendlichen entsprechen. Durch die am Schluss stehende Einigung auf einen Prioritätenkatalog wurde darüber hinaus auch eine auf das Konzept der „Planungszelle“ zurückgehende Idee aufgegriffen. Der zufolge können sich die Heranwachsenden spätestens durch diese Einigungsverpflichtung nicht mehr nur als „Spezialist(inn)en“ ihrer eigenen Lebenssituation betätigen. Vielmehr sind sie angehalten, in diesem Prozess politischer Willensbildung über die Entwicklung „des Ganzen“ einer örtlichen „Jugendhilfeplanung“ sich die für die „politische Produktionsform Kommune“ (Grauhan 1983) notwendige „generalistische“ Kompetenz des Status als politische Bürger(innen) anzueignen.

Im Zuge der Realisierung des Projektes konnte dieses Konzept der „Planungswerkstatt“ jedoch aus verschiedenen Gründen in dieser methodischen Auffächerung so nicht umgesetzt werden. Als besonders schwierig erwies sich dabei, die verschiedenen Jugendlichen dazu zu bewegen, in ihrer zum Teil knapp bemessenen, auf jeden Fall aber mit anderen Prioritäten bereits weitgehend besetzten Freizeit, sich mit anderen Jugendlichen, die sie eigentlich nicht interessieren oder zu denen sie sogar ein eher gespanntes Verhältnis

haben, auf diesen gemeinsamen Arbeitsprozess einzulassen. Dennoch gelang es an zwei Untersuchungsorten – einmal sogar mit einer kleinen gemischten Gruppe, die deshalb allerdings vermutlich auch nicht alle Interessenlagen von Jugendlichen der Gemeinde repräsentieren konnte – ein relativ breites Spektrum der an diesem Ort vertretenen sozialraumbezogenen Interessenlagen in den Blick zu bekommen. An dem anderen Untersuchungsort – einer Kleinstadt – waren die Verhältnisse zwischen verschiedenen Gruppierungen zum Teil so angespannt, dass sich eine gemeinsame Arbeit nicht realisieren ließ.

3.3.2 Lebensweltekundung

Sehr viel erfolgreicher verlief die andere Variante eines *direkten*, ebenso wie die *Planungswerkstatt* aber *nicht verfassten, initiierenden* Verfahrens partizipativer Bedarfsermittlung. Im Unterschied zu dessen *versammelnden* Charakter richtet sich die *Lebensweltekundung* auf einzelne Gruppierungen. Diese wurden auf der Basis der örtlichen „Cliques- und Szenekataster“ nach dem Kriterium ausgewählt, dass sie sich nicht bruchlos den vier „Idealtypen“ sozialraumbezogener Interessenlagen, wie sie ursprünglich vom „Handlungsraum“-Projekt herausdestilliert wurden, zuordnen ließen. Ein weiteres methodisches Prinzip auch dieser Auswahl war, dass die Studierenden aufgrund eigener soziokultureller Nähe bzw. Sympathie sich entscheiden konnten, mit welcher Gruppierung sie ein solches Projekt durchführen wollten.

Das als „*Lebensweltekundung*“ bezeichnete Verfahren setzt in methodologischer Tradition von Lefebvres Alltagsanalysen bei den Problemen an, mit denen sich eine konkrete Gruppe von Jugendlichen in einer bestimmten Situation auseinandersetzen muss. Diesbezüglich hat Freire (1975; 1977) darauf hingewiesen, dass in den Gesprächen einer Gruppe über ihre spezifischen Alltagsprobleme immer wieder in den verschiedensten Variationen bestimmte, für die Gruppe typische und ihre Situation charakterisierende Themen auftauchen. In diesen Themen ließen sich „Grenzsituationen“ ausmachen, die durch ihren Herausforderungscharakter (direkte Betroffenheit) und ihre Herausforderung zu „Grenzakten“ Intentionen auf ein eigenes Bewusstsein der für die Gruppe charakteristischen gesellschaftlichen Problem- und Interessenlagen freilegen könnten. Freire verweist darauf, dass es sich dabei vor allem um solche Problemlagen handele, die von den Betroffenen selbst als Einschränkung ihrer Entfaltungsmöglichkeiten erlebt werden. Gerade deshalb könnten sie zum Anstoß werden, die eigene Situation als Gruppe klarer einzuschätzen und sich die gemeinsamen Interessen zu vergegenwärtigen.

Solche Grenzsituationen sollten von den Studierenden im Prozess einer Lebensweltekundung herausgearbeitet werden und – indem sie als Problem formuliert werden – zum Gegenstand einer gemeinsamen Analyse mit den Jugendlichen werden. Mit dem Prinzip Kodierung/Dekodierung schlägt Freire

eine Methode vor, die nicht nur für die Jugendhilfeplanung und Forschung, sondern auch für die betroffenen Jugendlichen selbst zum Instrument werden kann, die konstitutiven Bestandteile von Grenzsituationen zu erfassen: besonders im Hinblick auf Ansatzpunkte zur Realisierung bisher unerfüllter Interessen und (Entfaltungs-)Möglichkeiten der Gruppe. Diese Methode geht davon aus, dass eine Situation ihre Diffusität verliert und auch für die Betroffenen als Handlungsherausforderung Sinn anzunehmen beginnt, wenn ihre Bestandteile und Elemente in einer analytischen Betrachtung auch und gerade in ihrer Wechselwirkung untereinander Gestalt annehmen.

Demzufolge versucht der *Kodierungsprozess* im Sinne Freires eine sprachliche bzw. bildliche Re-Präsentation von Grenzsituationen, die einige ihrer konstitutiven Bestandteile in ihrer Interaktion zeigt. Kodierungen können in der Praxis von Lebenswelterkundungsprojekten durch einige Worte erfolgen, die ein bestimmtes Gruppenproblem beschreiben. Didaktisch anspruchsvollere Möglichkeiten der Kodierung sind z.B. die Dramatisierung von Lebenssituationen oder auch Fotografien sowie Videosequenzen. Dabei soll die Situation für die Gruppe zwar jeweils klar wiederzuerkennen sein. Um den Betroffenen eine Möglichkeit zu geben, ihre eigene Sichtweise zu entfalten, müssen sich jedoch mehrere Möglichkeiten und Ansatzpunkte einer Entschlüsselung in der Dekodierung (d.h. der Analyse der kodierten Situation durch die Gruppe) ergeben können.

Solche Kodierungen können auch mit den Heranwachsenden selbst produziert werden. Sie selbst bestimmen dann die Motive, die mit der Kamera eingefangen werden. Die fachlich-pädagogische Begleitung hätte auf die unterschiedlichen Perspektiven hinzuweisen, mit der ein solches Motiv abgeleitet werden kann. Alle diese unterschiedlichen Perspektiven sind zu realisieren. Wenn die Gruppe dann die unterschiedlichen Bilder bzw. Kameraeinstellungen sichtet und sich für ihre Perspektive entscheidet, geht es dabei nicht allein um ästhetische Maßstäbe. Vielmehr werden hier die Motive (die Doppeldeutigkeit dieses Wortes als Bildthema und Bedürfnis verweist auf diese Beziehung!), Bedürfnisse und Konnotationen der Gruppe deutlich, die sich an solche Situationen binden.

Damit ist aber die *Dekodierung* bereits in vollem Gange. Dieser Prozess endet jedoch keineswegs damit, dass die Gruppenmitglieder die für sie in der entsprechenden Kodierung erkennbaren Bestandteile und Elemente aufschlüsseln, um das implizite Thema bzw. die impliziten Themen zu begreifen. Vielmehr wird er erst mit der Wiederherstellung der Gesamtheit des zerlegten Ganzen der „Grenzsituation“ vollendet, das nun klarer auch in seinem Charakter als Herausforderung zu entsprechenden „Grenzakten“ verstanden wird. Indem es immer mehrere Möglichkeiten der Antwort auf die von einer Gruppe erfahrenen und nun dekodierten Grenzsituationen gibt, die dann auch als implizite Themen in der Dekodierung zur Sprache kommen, beinhaltet das Konzept zugleich im Prozess der Einigung auf eine für die Gruppe als opti-

mal für einen „Grenzakt“ erachtete Lösung eine Verständigung über die in der Gruppe wirksamen Interessen.

Entscheidender Punkt der Lebenswelterkundung als einer Form partizipativer Bedarfsermittlung von Jugendhilfeplanung ist darüber hinaus, dass die im Prozess der Dekodierung sich vollziehende Klärung der für eine Gruppe zentralen Problematik, sowie ihrer damit in Verbindung stehenden Interessenlage nicht einfach privates Produkt dieser Gruppenarbeit bleibt. Vielmehr sollen die Ergebnisse mit Hilfe verschiedener Medien – wie z.B. Video; Ton-Dia-Schau bzw. Powerpoint-Präsentation (bei der die Kodierungs-Fotos bzw. Szenen eine erneute Verwendung finden können) – festgehalten und auf diese Weise die Gruppe bei der Artikulation ihrer Interessen unterstützt werden. Der Prozess der Erstellung einer entsprechenden Dokumentation durch die Jugendlichen vertieft bei diesen erfahrungsgemäß noch einmal die Einsicht in die Problem- und Interessenlage ihrer Gruppe.

3.3.3 Zur Zuverlässigkeit des methodischen Vorgehens und Gültigkeit der gewonnenen Erkenntnisse

In der traditionellen empirischen Forschung wird viel Sorgfalt darauf verwendet, Nachweise für die Reliabilität (Zuverlässigkeit) der verwendeten Forschungsinstrumente und die Validität (Gültigkeit) der mit ihnen gewonnenen Untersuchungsbefunde zu erbringen. Allerdings lässt sich schon auf der Basis von Poppers Auseinandersetzung mit der Induktionsproblematik die Möglichkeit eines positiven Beweises für eine Erfüllung des Kriteriums externer Validität bezweifeln. Darüber hinaus ist „*Standardisierung*“ und „*Reproduzierbarkeit*“ verstanden als Entwurf von „Instrumenten“, die man – *unter Absehung von der Bedeutung gesellschaftlichen Sinnverständnisses und sozialer Kompetenz* – nach dem Muster eines physikalischen Messgerätes personenspezifisch übertragen und anwenden kann,“ nicht nur von Jürgen Ritsert (1975: 46) auf schärfste problematisiert worden, dass es keine adäquate Lösung im Hinblick auf die Reliabilitätsproblematik darstelle. Allerdings entbindet dies nicht – wie schon Ritsert an gleicher Stelle hervorgehoben hat – von der „Notwendigkeit, anderen zeigen zu können, was es (etwa) heißt, ein Aktionsforschungsprojekt zu machen“ (ebd.). Mit den vorhergehenden Abschnitten ist dies zumindest für einen ersten Teil bereits in Angriff zu nehmen versucht worden.

Allerdings erschöpfte sich das methodische Vorgehen der Studie im Rheingau-Taunus-Kreis nicht in der Durchführung von Planungswerkstätten und Lebenswelterkundungsprojekten. Über das vermittels dieser beiden partizipativen Methoden von Bedarfsermittlung gewonnene Datenmaterial hinaus, setzte das Lehrforschungsprojekt zur entsprechenden Erkenntnisgewinnung – wie zuvor auch schon das „Handlungsraum“-Projekt – vor allem auf einen

Ansatz „beobachtender Teilnahme“ der Studierenden an Ansätzen von Sozialraumkonstitution der betreffenden Jugendlichen: angefangen von den Ortsbegehungen zur Erstellung der „Cliques- und Szenekataster“, über die Kontaktaufnahme und -intensivierung besonders im Hinblick auf die für Lebenswelt-erkundungsprojekte ausgewählten Gruppierungen, bis hin zu einer über die Arbeit an diesen Projekten hinausgehenden ungezwungenen Teilnahme an deren entsprechendem Alltag (besonders vor und nach der jeweiligen Arbeitstreffen mit diesen).

Einen Zugewinn im Hinblick auf die Gültigkeit der so gewonnenen Erkenntnisse über die für die jeweiligen Gruppierungen typischen Versuche von Sozialraumkonstitution sehen wir in dem, was wir „Näheprinzip“ genannt haben. „Näheprinzip“ bezieht sich dabei nicht nur auf die geringe biographische Distanz zwischen Studierenden und Jugendlichen, sondern auch auf entsprechende soziokulturelle Affinitäten. Nicht zuletzt deshalb haben wir den Studierenden ja die Möglichkeit gegeben, sich selbst für eine bestimmte Gruppierung zu entscheiden, die sie dann im Rahmen des von ihnen gemeinsam mit den Jugendlichen ausgestalteten Projektes von Bedarfsermittlung entsprechend forschend begleiteten. Um dieses „Näheprinzip“ nicht zu gefährden, wurden den Studierenden auch keine externen Analysedimensionen für diesen Feldforschungsprozess vorgegeben. Vielmehr sollten sie sich so offen als nur möglich auf die Unmittelbarkeit dessen, was sich zwischen den Jugendlichen untereinander und auch im Verhältnis zu ihnen entfalten vermag, einlassen. Den Jugendlichen wurde zu Beginn des Prozesses garantiert, dass allein schon aufgrund ihrer Persönlichkeitsrechte nichts veröffentlicht wird, was auf sie als Person rückschließen oder bestimmte Handlungen mit ihnen als Individuum in Verbindung bringen lasse.

Empirisch kontrolliert haben wir dieses „Näheprinzip“ dadurch, dass wir zum Abschluss des Gesamtprojektes ein Fest im Freien gefeiert haben, zu dem die Jugendlichen eingeladen wurden. Im Rahmen dieses Festes haben dann der Jugendhilfeplaner und ich die Interaktionen zwischen den Jugendlichen und den Studierenden beobachtet, ohne dass diese zu diesem Zeitpunkt davon wussten. Da es sich um ein für alle Jugendlichen unbekanntes Ort handelte, wurden wir darüber hinaus noch Zeuge deren unterschiedlichster Versuche, innerhalb ihrer gewohnten Gruppierungen – aber zum Teil auch deren soziale Grenzen überschreitend – Sozialräume zu konstituieren, und konnten beobachten, wie die Studierenden darin eingebunden waren.

Wenn Moser das Ziel von Aktionsforschung als „theorieorientierte Verarbeitung von Erfahrung“ (1983: 67) beschrieben hat, um „das Allgemeine im Besonderen einer Handlungssituation festzumachen und diese auf allgemeine Handlungsbedingungen hin zu transzendieren“ (ebd.), so gilt dies in gewisser Weise auch für unsere Studie. Und auch unser erster Schritt zur empirischen Rekonstruktion „raumbezogener Interessenorientierungen“ der ausgewählten Gruppierungen von Jugendlichen lässt sich durchaus so skizzieren, dass wir

die entsprechend von den Studierenden dokumentierten gemeinsamen Handlungssequenzen mit den Jugendlichen, in denen es um Sozialraumkonstitution ging, versucht haben – ähnlich wie von Moser vorgeschlagen – „von innen zu bearbeiten und auszuarbeiten, Serien festzustellen, Elemente aufzufinden, Einheiten zu definieren und Beziehungen zu beschreiben“ (ebd.: 70).

Moser glaubt jedoch das „Allgemeine“ in dieser Weise hermeneutisch herausarbeiten zu können. Demgegenüber gehen wir auf der Basis unserer theoretischen Überlegungen zu „objektiven“ und „subjektiven Relevanzstrukturen“ davon aus, dass die konkrete Allgemeinheit eines praktischen Lebens- bzw. Reproduktionszusammenhangs als „objektive“ – und damit unabhängig vom Bewusstsein sich verwirklichende – „Relevanzstruktur“ nicht nur gegenüber der „subjektiven Relevanzstruktur“ alltagspraktischen Denkens, sondern auch gegenüber Theorie vorgängig angesehen werden muss. Bracher (1978) und Ritsert (1978) haben vorgeschlagen, die Theorie, die dies zu begreifen versucht, als Vorannahmen der Forschenden hinsichtlich der theoretischen Interpretation der „Aktsinn“-Deutungen der Betroffenen in Form „rekonstruktiver Dimensionen“ vorzusystematisieren. Ziel ist es, auf diese Weise den mit einer „objektiven Relevanzstruktur“ vermittelten „Aktionssinn“ zu erfassen. Dem einer rein „subjektiven Relevanzstruktur“ folgenden „Aktsinn“ der Handelnden muss dieser nicht unmittelbar gegenwärtig sein. Allerdings betonen Bracher und Ritsert, dass diese „rekonstruktiven Dimensionen“ nicht wie „operationale Definitionen“ als im Vorhinein entworfenen Kategorien eine Klassifikation erhobenen Materials erlauben, zielt doch das, was sie „Aktionsinn“ nennen, auf eine Vermittlung von „objektiver“ und „subjektiver Relevanzstruktur“. Deshalb muss jedes einzeln abgrenzbare Motiv im Material die Möglichkeit haben, eine eigene empirische Kategorie zu bilden, die dann erst in einem zweiten Schritt dem hypothetischen Raster der „rekonstruktiven Dimensionen“ zuzuordnen ist. Ritsert (z.B. 1977) spricht in diesem Zusammenhang auch von „theoretischen Verweisungszusammenhängen“.

Aus den „rekonstruktiven Dimensionen“ haben wir Fragen abgeleitet, die zum einen den Studierenden helfen sollten, ihre Erfahrungen *mit* und ihre Erkenntnisse *über* die Jugendlichen zu systematisieren. Allerdings sollten auch hier Eindrücke und Erlebnisse, die sich darin nicht abbilden lassen, ebenfalls explizit festgehalten werden. Vor allem aber dienten diese systematisierenden Fragen dazu, in einer abschließenden, vom Jugendhilfeplaner und mir moderierten Runde die gewonnenen ‘Fremd’-Erkenntnisse der Studierenden über die Jugendlichen gemeinsam mit diesen zu diskutieren. Wie schon Moldaschl dargelegt hat, kann es bei solchen gemeinhin als „kommunikative Validierung“ bezeichneten diskursiven Prozessen nicht darum gehen, „die ‘Richtigkeit’ oder ‘Angemessenheit’ der Situationsdeutung einzelner Befragter oder Gruppen zu beurteilen [...]“; denn als Faktum sind sie wirksam, und eben diese Wirksamkeit soll untersucht werden“ (2002: 307). Deshalb haben wir bei etwaigen Diskrepanzen zwischen ‘Fremd’-Bild der Studierenden und

dem Selbstbild der Jugendlichen (die im Übrigen im realen Projektverlauf allerhöchstens in Nuancen aufgetreten sind!) gemeinsam die Frage erörtert, wie es zu solch unterschiedlichen Wahrnehmungen kommen kann und welche praktischen Implikationen sich damit jeweils verbinden.

Zwar trachtet unser ganzes methodisches Setting auf Einlösung des von Moser erhobenen Anspruchs, „die theorieorientierte Arbeit der Aktionsforschung“ (1983: 72) müsse übergehen in eine „Aufarbeitung von Erfahrungen durch die Betroffenen“ (ebd.). Moser glaubt jedoch mit seinem Modell von Aktionsforschung, unbegriffene Momente von Herrschaft und Ideologie, die Diskurse unter empirischen Bedingungen systematisch verzerren können, – ja, sogar Entfremdung – durch fortlaufende Argumentationspraxis und dadurch entstehende Diskursgeschichten aufarbeiten zu können.

Demgegenüber sind unserem theoretischen Bezugsrahmen zufolge Möglichkeiten zur Überwindung von Entfremdung sehr viel eher in elementare Handlungssituationen zu suchen, in denen die unterdrückte und im Kapitalverhältnis verdrehte menschliche Sinnlichkeit in einer Verwirklichung besonders jener Arbeitsvermögen und Lebenseigenschaften zu sich selbst kommt, die aus dem Prozess kapitalistischer Akkumulation herausgefallen bzw. gegen diesen überhaupt resistent sind (vgl. May 2009). Und so trachtete schon das „Handlungsraum“-Projekt mit seinem Begriff „raumbezogener Interessenorientierungen“ danach, soziale und räumliche Rahmenbedingungen in gleichermaßen empirischer, wie antizipatorischer Weise herauszukristallisieren, die als für bestimmte soziale Milieus von Jugendlichen je spezifische Bedingungen gegeben sein müssen, damit solch elementare Handlungssituationen sich zu entfalten vermögen.

Erst Recht aber ist der diskurstheoretisch zu fundieren versuchte Wahrheitsanspruch zurückzuweisen, wie ihn Moser mit seinem zyklischen Modell von Aktionsforschung vermeint in der „materielle[n] Aufarbeitung des entfremdeten Alltags“ (1983: 58) durch fortlaufende Argumentationspraxis einlösen zu können. Denn die theoretische Behauptung, mit den „rekonstruktiven“ Auffächerungen des antizipatorischen Begriffes von „raumbezogenen Interessenorientierungen“ könnten die lebenspraktischen Vermittlungsversuche der Betroffenen erfasst werden zwischen

- den faktischen Gegebenheiten des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses mit seiner „objektiven Relevanzstruktur“ und
- ihren darin eingelassenen – aber einer „subjektiven Relevanzstruktur“ folgenden – Problemen individueller Reproduktion (vgl. May 2005: 234f.)

lässt sich nur praktisch, und nicht im Rahmen eines dialogischen Wahrheitsmodells überprüfen.

Von daher lag – wie schon bei den Lebenswelterkundungsprojekten – auch in den Rückkopplungsdiskussionen der Schwerpunkt darauf, entspre-

chende für die *Lebenswelt* der einzelnen Jugendlichengruppierungen (im Sinne von Lefebvres Kritik der Alltäglichkeit) zentrale Probleme als solche zu thematisieren, die eine Lösung auf der Ebene von Handeln verlangen. Und von daher richtete sich der Fokus dieser Diskussionen auch nicht allein auf entsprechende ('Lösungs'-)Ansätze, wie sie bisher von den jeweiligen Jugendlichen erprobt wurden, sondern darüber hinaus zugleich auf solche, die bisher von ihnen noch nicht gesehen, geschweige denn zu verwirklichen versucht wurden. In diese Richtung haben wir dann auch die praktischen Implikationen unterschiedlicher Sichtweisen von Studierenden und Jugendlichen weiterzudiskutieren versucht. Dass es dabei nicht darum gehen konnte, welche mehr Wahrheitsgehalt birgt, ergibt sich allein schon aus dem Mangel an Kriterien, dies von außen entscheiden zu können.

Nun waren bei solchen Rückkopplungsdiskussionen in aller Regel nicht nur die Vertretung einer Jugendlichengruppierung, sondern gleich mehrere samt der sie begleitenden Studierenden beteiligt. Und so entwickelten sich gerade im Vergleich zu den von anderen Jugendlichengruppierungen präferierten Formen der Sozialraumkonstitution und den von ihnen favorisierten Strategien verschiedenste ('Lösungs'-)Vorschläge, deren Vor- und Nachteile dann kritisch erörtert wurden. Dabei brachten nicht nur die aus verschiedenen Gruppierungen stammenden Jugendlichen, sondern auch die Studierenden, der Jugendhilfeplaner (und zum Teil selbst ich) ihr Wissen und ihre Erfahrung hinsichtlich der Wirkung bestimmter Strategien mit ein. Zugleich wurden die einzelnen Jugendlichengruppierungen über die Moderation darin unterstützt, die Auseinandersetzung mit anderen Sichtweisen zur Schärfung ihres jeweils eigenen Profils „raumbezogener Interessenorientierungen“ zu nutzen. War die auf diese Weise angestrebte Vertiefung der Erkenntnisse im Hinblick auf die entsprechende (sozial-räumliche) Interessenlage der einzelnen Jugendlichengruppierungen somit das Hauptziel der Rückkopplungsdiskussionen, erlaubte deren Auswertung auch, die eigene Interessenlage als Forschende selbstkritisch zu analysieren.

Zwar ging es uns dabei ganz ähnlich wie Bohnsack in seinem Konzept *dokumentarischer Evaluationsforschung* darum, „zunächst Einblicke in die Standortgebundenheit der unterschiedlichen Perspektiven zu gewinnen“ (2006: 152). Bohnsack setzt jedoch auch im Hinblick auf die eigenen Wertungen der Praxisforschenden – und damit durchaus im Sinne einer einheitlichen Methodologie – auf eine wissenssoziologische „Einklammerung des Geltungscharakters“ (Mannheim 1980: 88) und damit zugleich auf eine „Suspendierung von Bewertungen hinsichtlich des faktischen Wahrheitsgehalts und der normativen Richtigkeit kultureller und gesellschaftlicher Tatsachen“ (Bohnsack 2006: 145). Demgegenüber richtete sich unser Interesse letztlich auf den Aufbau eines intersubjektiven Verständigungsrahmens mit den Jugendlichen auf der Basis eines gemeinsamen Veränderungs- und Erkenntnisinteresses.

Wie Bohnsacks Konzept grenzt sich auch unser Ansatz damit gegenüber einer ‚advokatorischen‘ Interessenvertretung“ (ebd.: 149) ab. Sieht Bohnsack die im Rahmen „dokumentarischer Evaluationsforschung“ durch Explikation „impliziten Wissens“ geleistete „Artikulationshilfe“ als „integrale[n] und elementare[n] Bestandteil der Methodologie selbst“ (ebd.), so gilt dies auch für unseren Versuch mit der Kategorie „raumbezogener Interessenorientierungen“ – wie Bracher und Ritsert es nennen – „Aktionssinn“ zu rekonstruieren. Und wenn Bohnsack im Sinne einer einheitlichen Methodologie fordert, die „nicht zum Prozess der empirischen Forschung im engeren Sinne“ (ebd. 153) zugehörige „Methodik der Moderation [...] rekonstruktiv-empirisch“ (ebd.) zu fundieren, weil diese sich „an den Bedingungen der Möglichkeit erfolgreicher Kommunikation mit den [...] Beteiligten und somit an den methodischen und ethischen Prinzipien ihrer Erfahrungsräume, Kulturen und Milieus zu orientieren“ (ebd.: 153f.) habe, dann bemühten auch wir uns, diesen Anspruch umzusetzen.

Dabei hatten wir nicht nur die Rückkopplungsdiskussionen, sondern gerade auch die studentischen Moderationen von Lebenswelterkundungsprojekten und Planungswerkstätten im Blick. Nicht zuletzt deshalb haben wir die Interaktionen zwischen den Studierenden und den Jugendlichen beim Abschlussfest beobachtet. Es ging uns dabei jedoch darüber hinaus zugleich auch darum, mögliche Verzerrungen in den Blick zu nehmen im Sinne dessen, was in sozialpsychologischen und therapeutischen Kontexten unter dem Begriff „Kollusion“ als unbewusst abgestimmtes – und von daher auch nur von außen zu beobachtendes – Zusammenspiel zweier oder mehrerer Personen gefasst wird.

Was unser angesprochenes Interesse am Aufbau eines intersubjektiven Verständigungsrahmens mit den Jugendlichen auf der Basis eines gemeinsamen Veränderungs- und Erkenntnisinteresses betrifft, so begrenzten sich die entsprechend zu schließen versuchten „Arbeitsbündnisse“ mit den Jugendlichen zunächst auf den Projektrahmen einer partizipativen Bedarfsermittlung. Selbstredend ist eine solche Bedarfsermittlung im Rahmen von Jugendhilfeplanung jedoch kein Selbstzweck, sondern soll sich dann auch umsetzen in entsprechenden Ansätzen von Jugendarbeit.

Burkhard Müller hat in Kritik des in bestimmten Kreisen von Profession und Disziplin verbreiteten Selbstmissverständnisses „raumorientierter“ Konzepte als „nicht pädagogischer“ begründet dargelegt, dass „kein Konzept von Jugendarbeit denkbar [ist] (sei es qua fachlichem Modell ‚raumorientiert‘ oder auch anders konzipiert), das sich selbst als nicht ‚pädagogisch‘, d.h. ohne bestimmte Vorstellung von Prozessen und Zielen der Förderung von Jugend, begründen wollte“ (Müller 1998: 40). Seine Kritik richtete sich damals gegen entsprechende Interpretationen von Böhnisch/Münchmeiers Vorschlag von „Raumorientierung“ als einem „konzeptionellen Sockel“, auf dem „dann pädagogisch-politische Orientierungen aufgebaut werden“ (1987: 26)

könnten. Sie trifft jedoch auch den angeblich „antipädagogischen“ Impetus, von dem bis heute Wolfgang Hinte (vgl. z.B. 2009) „Fachkonzept Sozialraumorientierung“ durchzogen ist. Demgegenüber hat Müller bezüglich einer Theorie und Konzeptionierung von Jugendarbeit angemahnt, „den besonderen Charakter dieses pädagogischen Feldes gegenüber einem Alltagsverständnis von Pädagogik offensiv zu vertreten, das auf Familie, Schule und Partnerschaft zu jurisdiktorischer Sanktionspraxis verengt ist“ (1998: 43).

Müllers These, dass es „eine Theorie der Jugendarbeit, die ihre verschiedenen Rahmenbedingungen zueinander und zu den Handlungsmöglichkeiten einer Pädagogik der prinzipiellen – als Tatbestand nicht hintergehbaren – Freiwilligkeit ins Verhältnis setzen könnte“ (ebd.: 45), nicht gäbe, hat leider bis heute ihre Gültigkeit behalten. Dennoch versuchen die schon bezüglich der vier vom „Handlungsraum“-Projekt ermittelten Sozialen Milieus unterbreiteten konzeptionellen Vorschläge, offensiv ein solches – in der Bestimmung von Michael Winkler (1988) – explizit *sozialpädagogisches* Verständnis umzusetzen. Dieses ist geleitet von der Frage, „wie ein Ort beschaffen sein muß, damit ein Subjekt an ihm leben und sich entwickeln kann, damit er auch als Lebensbedingung vom Subjekt kontrolliert wird“ (ebd.: 278f.). Es zielt damit in der Schaffung solcher Orte der Eröffnung von Aneignungsmöglichkeiten zum einen auf ein Durchbrechen gesellschaftlicher Blockierungszusammenhänge menschlicher Fähigkeiten und Möglichkeiten (vgl. May 2009a). Zugleich werden die Jugendlichen durch ein solches „sozialpädagogisches Ortshandeln“ jedoch „in eine veränderte soziale Position gebracht“ (Winkler 1988: 294), durch die sie „nicht nur [...] zu einer – in des Wortes mehrfacher Bedeutung – Stellungnahme“ (ebd.), sondern auch zu einer neuen „Perspektive gegenüber der [...] umgebenden Welt“ (ebd.) herausgefordert werden.

Vor diesem Hintergrund erscheint es auch wenig sinnvoll, solche konzeptionellen Vorschläge „sozialpädagogischen Ortshandelns“, wie wir sie auf der Basis unseres Projektes partizipativer Bedarfsermittlung im Anschluss an die so rekonstruierten „raumbezogenen Interessenorientierungen“ bestimmter Gruppierungen und Szenen von Jugendlichen entwickelt haben, abstrakt als Konzepte mit den Jugendlichen zu diskutieren. Denn aus der in den vorhergehenden theoretischen und methodologischen Kapiteln dargelegten (*sozialpädagogischen*) Position (die ebenso wenig sinnvoll wäre, mit den Jugendlichen zu diskutieren), können auch Blockierungszusammenhänge menschlicher Vermögen und Eigenschaften in den Blick kommen, die dem alltäglichen Bewusstsein der Jugendlichen nicht unmittelbar gegenwärtig sind und zu denen sie auch erst auf der Basis einer veränderten Erfahrung eine entsprechende „Stellungnahme“ abgeben können.

Deshalb geht es nun vielmehr um die Frage, ob sich auf dieser Basis – vor dem Hintergrund dessen, was Müller als „prinzipielle[], als Tatbestand nicht hintergehbare[] Freiwilligkeit“ (1998: 45) thematisiert hat – mit den

Jugendlichen entsprechende „Arbeitsbündnisse“ schließen lassen. Deren Ziel wäre es, jene sich für die Jugendlichen immer wieder neu stellenden „lebenspraktischen Probleme“ und „Notempfindungen“ (Dewe/Otto 2002: 188) für diese plausibel als ein solcher Blockierungszusammenhang menschlicher Möglichkeiten „kommunikativ auszulegen, indem soziale Verursachungen rekonstruiert werden“ (ebd.). Damit verbunden ging es auch darum, ihnen gleichermaßen „emotional ertragbare“ (ebd.) wie „aufgeklärte Begründungen für selbst zu verantwortende lebenspraktische Entscheidungen anzubieten und subjektive Handlungsmöglichkeiten zu steigern“ (ebd.). Erste Ansatzpunkte dazu haben die Rückkopplungsdiskussionen bereits geliefert.

4. Strukturen des Untersuchungsgebietes

4.1 Der Rheingau-Taunus-Kreis

von Horst Stockem

Am nordwestlichen Rand der Wirtschaftsregion Rhein-Main liegt der hessische Rheingau-Taunus-Kreis. Im Südosten grenzt er an die Landeshauptstadt Wiesbaden, im Südwesten bildet der Rhein die Grenze zu Rheinland-Pfalz. Auf der anderen Rheinseite befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft die rheinland-pfälzische Universitäts- und Landeshauptstadt Mainz.

Zwei Hauptverkehrsachsen durchziehen den weitgehend ländlich strukturierten Landkreis: Die Bundesstraße 42 von Wiesbaden entlang am Rhein nach Koblenz und im nordöstlichen Landkreisteil die Autobahn A3 mit Anschluss in Idstein und Niedernhausen. Diese ist eine der wichtigsten europäischen Nord-Süd-Verbindungen mit schneller Anbindung an den Frankfurter Flughafen und die Städte Frankfurt, Darmstadt und Offenbach. Parallel zur Autobahn verläuft die ICE-Schnellbahntrasse Frankfurt-Köln.

Einerseits profitieren Teile des Rheingau-Taunus-Kreises von einer, überregional gesehen, zentralen Lage und von der Nachbarschaft zu Wiesbaden. Andererseits ist der ländliche Nord- und Nordwestteil bereits deutlich von den nächsten erreichbaren Mittelzentren entfernt. Die Verkehrswege bestehen hier durchweg aus Landes- und Kreisstraßen. Schul- und sogar Kindergartenwege von bis zu 30 Minuten sind keine Seltenheit. In diesem Teil des Landkreises liegt beispielsweise Heidenrod, eine der größten Flächengemeinden in Hessen mit unter 8.000 Einwohnern in 19 Ortsteilen. Manche der angehörigen Dörfer haben weniger als 100 Einwohner, sie sind so klein, dass die jüngsten Kinder dort fünf Jahre alt sind.

Der Rheingau-Taunus-Kreis wurde im Zuge der hessischen Gemeindereform 1977 aus zwei ehemals eigenständigen Landkreisen gebildet: dem Rheingaukreis und dem Untertaunuskreis. Trotz aller politischen und gesellschaftlichen Bemühungen, den neu entstandenen Landkreis um die zentral gelegene Kreisstadt Bad Schwalbach zu verschmelzen, ist nach wie vor eine gewisse Heterogenität spürbar. Dies liegt begründet in den unterschiedlichen Strukturen und Merkmalen der Landkreisteile: Im Süden und Südwesten der Rheingau als geschichtsträchtige Weinanbau- und Kulturlandschaft mit überregionaler Bedeutung, geprägt durch internationalen Tourismus (z.B. in die weltbekannt Drosselgasse nach Rüdesheim am Rhein). Der Untertaunus im

Norden und Nordosten des Kreises eignet sich in seiner Mittelhöhenlage mit großen Waldflächen und landwirtschaftlicher Umgebung durch eben seine unmittelbare Verkehrsanbindung an das Rhein-Main-Gebiet und die gut ausgebaute Infrastruktur seiner Städte und Gemeinden besonders als Wohnort für Familien mit Kindern. Als Gemeinsamkeit besitzen beide Kreisteile je eine Welterbestätte. Der Rheingau ist am UNESCO-Welterbe Oberes Mittelrheintal beteiligt, während der Limes, der Grenzwall des ehemaligen römischen Weltreichs, den Untertaunus durchzieht.

Dem Rheingau-Taunus-Kreis mit 183.103 Einwohnern gehören 17 Kommunen an. Dies sind acht Städte und neun Gemeinden mit insgesamt 115 Orts- bzw. Stadtteilen. Kiedrich, die kleinste Gemeinde hat 3.944 Einwohner; Taunusstein, die größte Stadt im Landkreis, 28.923 Einwohner (alle Einwohnerzahlen vom 30.06.2010). Viele Kommunen setzen sich aus einer Anzahl ehemals eigenständiger Dörfer zusammen, darunter auch Taunusstein mit zehn Ortschaften, bzw. „Stadtteilen“. Im Fortlauf der Studie werden die gemeindeeigenen Dörfer formal korrekt als „Ortsteile“ und die den Städten zugehörigen Ortschaften als „Stadtteile“ bezeichnet, wenngleich es sich auch bei einigen dieser Stadtteile um dörfliche Siedlungen mit wenigen hundert Einwohnern handelt.

Im gesamten Landkreis gibt es keine Kommune, die wirklich urbane Merkmale aufweist. Den größten innerstädtischen Kern besitzt die Fachwerks- und Hessentags-Stadt Idstein, als zweitgrößte Stadt im Kreis. Jedoch kann man auch hier bestenfalls von einem kleinstädtischen Milieu sprechen. In Idstein gibt es, wie z.B. in Geisenheim, Rüdesheim am Rhein, Aarbergen und anderen größeren Kommunen im Kreis, wie Niedernhausen, Siedlungen in der Nähe der Kernstadt mit mehrgeschossigem und sozialem Wohnungsbau in größeren Wohneinheiten und Wohnblöcken, zum Teil mehrere Straßen groß. Aufgrund der höheren Bevölkerungsdichte, dem durchweg niedrigerem Einkommen und sozialem Status sowie der multikulturellen Mischung der hier lebenden Menschen kann von einer Verdichtung sozialer Problemlagen in diesen Stadt- bzw. Ortsteilen ausgegangen werden.

Nicht nur die beiden Landkreisteile Rheingau und Untertaunus besitzen ihre jeweils individuelle Struktur, auch die 17 Städte und Gemeinden haben einen höchst unterschiedlichen und eigenständigen Charakter. Jede Kommune besitzt eine eigene Stadt- oder Gemeindeverwaltung mit Rathaus und beschäftigt einen hauptamtlichen Bürgermeister.

Die Aufgaben der offenen Jugendarbeit werden von den Städten und Gemeinden selbstverantwortlich wahrgenommen, während das Jugendamt der Kreisverwaltung für die Jugendhilfe im Leistungsbereich der ambulanten, teilstationären und stationären Maßnahmen nach dem Sozialgesetzbuch (SGB) VIII zuständig ist. Dieser erstreckt sich von Beratung in allgemeinen Fragen der Erziehung über Familiengerichtsfälle, Jugendgerichtshilfe, Kinderschutz, Erziehungsbeistandschaft, Familienhilfe bis hin zu Maßnahmen in

Tagesgruppen, Pflegefamilien und Heimeinrichtungen – auch für seelisch behinderte Kinder und Jugendliche – und wird von zwei Dienststellen in Rüdesheim am Rhein und in Bad Schwalbach koordiniert.

Je nach Größe der jeweiligen Kommune im Landkreis stehen für die offene Jugendarbeit vor Ort hauptamtliche Personalkapazitäten zur Verfügung. Dies kann eine halbe, können aber auch mehrere Teil- oder Vollzeitstellen in unterschiedlichen Zuständigkeitsbereichen sein. In manchen Gemeinden gibt es überhaupt keine Jugendpflegerinnen oder Jugendpfleger. Zum Teil existiert noch das veraltete Stellenmodell einer kombinierten Jugend- und Seniorenpflege, die in kleinen Kommunen oft einer Amtsleitung mit breit angelegtem Zuständigkeitsbereich – von Ordnungsaufgaben bis zu Kindertageseinrichtungen – oder auch dem Bürgermeister direkt unterstellt ist. Dies kann im Bedarfsfall durchaus einen Vorteil darstellen, da es den kürzest möglichen Dienstweg bedeutet. In der Praxis mangelt es dadurch jedoch manchmal am notwendigen kollegialen Fachaustausch. So sind die Professionellen in der offenen Jugendarbeit kleiner und ländlich strukturierter Gemeinden oft Einzelkämpfer. Zudem ist es schwierig, in solch kleinen Verwaltungseinheiten sozialpädagogisch ausgerichtete Jugendarbeit zu positionieren und mit einem innovativen Profil zu versehen. Dörflichen Gemeinden fällt es zumeist schwer, in einem kleinen Finanzhaushalt entsprechende Mittel bereit zu stellen, um einer zahlenmäßig eher geringen Bedarfsgruppe ein entsprechend professionelles Angebot vorzuhalten.

Hier findet sich im Rheingau-Taunus-Kreis oftmals die klassische Struktur selbstverwalteter Jugendräume oder Jugendclubs. Voraussetzung hierfür ist ein kostenfrei und niedrighschwellig zur Verfügung stehendes Raumangebot. In Absprache mit der zuständigen Gemeindevertretung oder Stadtverwaltung übernehmen vielerorts Jugendliche in Selbstverantwortung die Öffnungszeiten, den Thekendienst im offenen Bereich und veranstalten kleine Feste oder Aktivitäten. Die Hauptfunktion der Jugendclubs ist der Treffpunkt, zum gemeinsamen „Chillen“, zum „Abhängen“, um Musik zu hören und um unter sich zu sein. Die Möglichkeit der Aneignung und Gestaltung von Räumen ist ein zentraler Aspekt in der offenen Jugendarbeit. Die Selbstverwaltung eines Jugendclubs bindet die Jugendlichen in einen demokratischen Lernprozess ein. Fähigkeiten zur Selbstorganisation werden entwickelt, das Verständnis von Toleranz und Integration wird gefördert.

Demgegenüber lastet ein hoher Druck auf den Schultern derjenigen Jugendlichen, die der Verwaltung gegenüber für einen halbwegs ordnungsgemäßen Zustand der öffentlichen Jugendräume oder bei Beschwerden aus der Nachbarschaft (üblicherweise Lärm oder Müll auf der Straße) verantwortlich sind. Um die Jugendlichen, insbesondere benachteiligte und ausgegrenzte Jungen und Mädchen, in diesem Lern- und Erfahrungsprozess zu unterstützen und zu beraten, ist eine hauptamtliche, sozialpädagogische Begleitung der selbst verwalteten Jugendarbeit notwendig. Trotz der Verantwortungsüber-

nahme und der Beteiligung durch die Jugendlichen handelt es sich um Einrichtungen der öffentlichen Jugendhilfe und damit um eine Aufgabe der Kommune.

Über die Notwendigkeit hauptamtlicher sozialpädagogischer Jugendarbeit in ländlichen Regionen existieren seit jeher konservativ ausgerichtete Meinungen, beispielsweise als ob aufgrund geringer Bevölkerungsdichte und daraus resultierender hoher sozialer Kontrolle – „hier kennt doch jeder jeden“ – soziale Problemlagen alleine dadurch wie von selbst bewältigt werden könnten. Außerdem erführen Kinder und Jugendliche eine große Unterstützung beim Erwerb sozialer Kompetenzen durch das gut ausgebaute Vereinswesen, wie beispielsweise Fußballvereine, Schützenvereine oder die Jugendfeuerwehren.

Mittlerweile sind jedoch auch dörfliche Strukturen vom Wertewandel und von gesellschaftlichen Veränderungen betroffen. Einerseits wirkt sich der demografische Wandel in einigen Kommunen bereits so stark aus, dass sich im Laufe der letzten zehn Jahre die jüngsten Altersjahrgänge fast halbiert haben. In Dörfern mit geringem Wanderungssaldo brechen die Kinderzahlen regelrecht nach unten weg; Kindergartengruppen werden mangels Bedarf geschlossen; Grundschulstandorte sind von Schließung bedroht. Dies wiederum hat unmittelbaren Einfluss auf die Mitgliederzahl in Vereinen, die dadurch nicht mehr in der Lage sind, bestimmte (Jugend-)Abteilungen aufrecht zu erhalten und beginnen, um Mitglieder zu konkurrieren.

Andererseits machen soziale und familiäre Probleme wie Erziehungsdefizite, Suchterkrankungen oder Trennungen und Scheidungen nicht vor dem ländlichen Raum halt. Tatsächlich weisen nach Erkenntnissen der Jugendhilfeplanung manche Neubaugebiete im Rheingau-Taunus-Kreis – egal ob in der Stadt oder einer Gemeinde – nach einigen Jahren einen auffällig höheren Anteil an jugendhilferelevanten Trennungs- und Scheidungssituationen auf. Führt die Trennung in der Familie zum Verlust von vormals gemeinsam genutztem Wohneigentum, verbleiben die neu entstandenen Familienkonstellationen meistens vor Ort und wechseln in der räumlichen Nähe oder im Einzugsgebiet der Schule in möglichst preiswerten Mietwohnraum. Dies führt zu einer Kumulierung von Belastungen und Problemlagen – z.B. zu Arbeitslosigkeit oder zu Alleinerziehungssituationen –, die mit oder ohne Berufstätigkeit meist von Frauen bewältigt werden müssen. Dabei entstehen im Rheingau-Taunus-Kreis keine sozialen Brennpunkte, wie sie in großstädtischen Strukturen oder in urbanen Hochhaus-Wohnsilos zu finden sind. Jedoch ist in Stadtteilen oder Dörfern mit einem höheren Anteil an billigen Mietwohnungen und mit guter Busanbindung in die größeren Kommunen, sowie in der Nähe von Schulzentren, eine höhere Falldichte in der Jugendhilfe bei Leistungen nach dem Sozialgesetzbuch (SGB) II oder auch in der Arbeit des sozialpsychiatrischen Dienstes des Kreisgesundheitsamtes ablesbar.

Um Kinder, Jugendliche und ihre Familien frühzeitig und bedarfsgerecht zu erreichen, hält das Jugendamt der Kreisverwaltung verschiedene Angebote und Maßnahmen vor. Dazu gehören beispielsweise Ferienfreizeiten, die im Sommer von der Abteilung Jugendhilfe durchgeführt werden, und ein Aktivitäten-Programm im Bereich der außerschulischen Jugendbildung, von multimedialen Angeboten, über Seminare für Mädchen, bis hin zu Jugendbildungsreisen im Inland und internationalen Jugendbegegnungen.

Als wirkungsvollste präventive und proaktive Jugendhilfemaßnahme hat der Rheingau-Taunus-Kreis seit dem Jahr 2002 stufenweise Schulsozialarbeit an allen weiterführenden Schulen im Landkreis flächendeckend eingeführt. Freie Träger arbeiten mit hauptamtlichen Sozialarbeiter(inne)n und Sozialpädagog(inn)en nach einem einheitlichen Rahmenkonzept im Auftrag des Jugendamtes ganzjährig am Ort Schule. Die Koordination der 22 Stellen liegt beim Jugendamt. Mit einbezogen sind Lehrkräfte, Schulleitungen, andere an der Schule tätige Träger (z.B. von Hausaufgabenhilfen), die Erziehungsberatungsstellen, die Bezirkssozialarbeit und die Jugendarbeit der Standortkommune. Schulsozialarbeit reicht also aus der Schule weit in das örtliche Gemeinwesen hinein.

In der Jugendberufshilfe ist die Volkshochschule, die „vhs Rheingau-Taunus e.V.“, seit über 20 Jahren für den Landkreis tätig. An zwei Standorten im Untertaunus und im Rheingau wird eine breite Palette von Jugendbildungsmaßnahmen angeboten. Mit über 60 Fachkräften unterstützt die vhs in enger Kooperation mit der Arbeitsverwaltung und den Job-Centern des Rheingau-Taunus-Kreises Jugendliche, die auf Grund ihrer Vorgeschichte keine Chance haben, in einem 'normalen' wirtschaftlich orientierten Betrieb einen Ausbildungsplatz zu erhalten oder noch nicht die notwendigen Fähigkeiten haben, eine Ausbildung zu beginnen und erfolgreich abzuschließen und die Unterstützung in der betrieblichen Ausbildung benötigen.

Eine besonders enge Verzahnung besteht zwischen allen Beteiligten im Übergang Schule-Beruf. Ein vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gefördertes Projekt, das „Regionale Übergangsmanagement“, sorgt koordinierend dafür, dass die Beteiligten gut vernetzt und alle Aktivitäten sorgsam aufeinander abgestimmt sind. Am Beispiel der Schulsozialarbeit in den beiden beruflichen Schulen wird dies deutlich: Hier fungiert die vhs als Träger der Schulsozialarbeit, der von Kreisjugendamt und vhs gemeinsam eingerichteten „Fachstelle Jugendberufshilfe“ mit Lotsenfunktion und der Jugendbildungsmaßnahmen in den Räumen und Werkstätten der beruflichen Schulen. Die jeweiligen Schulsozialarbeiter(innen) sind zusätzlich als Bildungsberater(innen) qualifiziert. Drei beratende und in aufsuchender Arbeit tätige Kompetenz-Agenturen und die JobCenter der Kreisverwaltung sind in den Abstimmungsprozess mit einbezogen, ebenso bestehen intensive Kontakte zu ortsansässigen Betrieben und Unternehmen.

Eine Besonderheit des Rheingau-Taunus-Kreises ist seine unmittelbare Nachbarschaft zu Wiesbaden. Im Süden und Südosten grenzen die Kommunen Walluf, Eltville, Schlangenbad, Taunusstein und Niedernhausen unmittelbar an die Landeshauptstadt. Die Fahrtzeiten mit dem ÖPNV oder dem PKW betragen zum Stadtkern nur ca. 10-30 Minuten. Insofern übt Wiesbaden einen starken Sog auf den Rheingau-Taunus-Kreis – besonders die nahe gelegenen Städte und Gemeinden – aus. Viele Einwohner des Landkreises pendeln täglich zum Arbeitsplatz nach Wiesbaden. Dortige weiterführende Schulen werden in die Schulwahl mit einbezogen. Für etliche Ausbildungsberufe befinden sich die dazu gehörigen beruflichen Schulen, ebenso wie die Kammern und Verbände, ebenfalls in Wiesbaden. So tritt die zweitgrößte Stadt Hessens nicht nur als Freizeit, Kultur- und Einkaufsstadt in unmittelbare und starke Konkurrenz zu den entsprechenden Angeboten und Möglichkeiten im Landkreis. Umgekehrt bietet sich der Rheingau-Taunus-Kreis als Wohn- und Lebensraum mit hoher Lebensqualität für Menschen und Familien an, die dem Oberzentrum nahe sein, aber nicht dort wohnen wollen.

Eine Befragung von 13-18jährigen Jugendlichen in Bad Schwalbach im Jahr 2004 hat hervorgebracht, dass die Mädchen und Jungen ihre Stadt „cool“ und „eine schöne Stadt“ finden, „nicht wegziehen“ wollen, und „mehr hier unternehmen“ würden. Gleichzeitig kritisieren sie fehlende Freizeitmöglichkeiten und mangelnde Mobilität und fahren „deswegen am Wochenende meistens nach Wiesbaden“, fühlen sich aber dennoch und offensichtlich in der ländlichen Region und im Rheingau-Taunus-Kreis zu Hause. Etwa gleich viele Jugendliche gaben an, ihre Stadt besonders zu mögen oder sie bzw. ihre Bewohner abzulehnen.

Aufgrund der interessanten Ambivalenz dieser Aussagen entstand hier zum ersten Mal seitens der Jugendhilfeplanung im Landkreis der Gedanke und der Wunsch, durch ein geeignetes Projekt mehr über die speziellen Interessenslagen und die persönliche Lebenswelt der Jugendlichen im Landkreis erfahren zu können. In der Arbeitsgruppe Jugendbeteiligung im Lokalen Bündnis für Familien wurde 2007 dieser Gedanke wieder aufgegriffen und mit dem Lebensweltekundungsprojekt der Hochschule RheinMain Wiesbaden in den nachfolgend ausgewählten Städten und Gemeinden in der Feldarbeit umgesetzt.

4.2 Eltville

Bei Eltville handelt es sich um eine noch ländlich, durch Weinbau und Handwerk geprägte Kleinstadt. Anders als ihre Nachbargemeinden besitzt sie als drittgrößte Kommune im Landkreis und älteste Stadt im Rheingau einen belebten Stadtkern mit Fußgängerzone, Läden, Ärztehaus, Gastronomiebe-

trieben und guter Verkehrsinfrastruktur. Dieser grenzt unmittelbar an das Rheinufer, von dem er weder durch eine Bahnlinie, noch durch eine Durchgangsstraße getrennt ist. Eltville bezeichnet sich selbst als Sekt-, Wein- und Rosenstadt und verfügt über ein vielfältiges touristisches Angebot mit Festen und Veranstaltungen. Die Stadt verfügt über ein Schulzentrum mit Haupt- und Realschule sowie Gymnasium. Zudem gibt es hier ein eigenes Jugendzentrum mit einer hauptamtlichen Jugendpflegerin. Dieses wird nahezu ausschließlich durch eine Stammbesucherschaf genutzt, die aufgrund ihrer soziokulturellen Herkunft aus einem noch durch körperliche Arbeit geprägten Erfahrungszusammenhang und ihren daraus erwachsenden Interessenlagen an einem eigenen, nur von ihnen in sinnlicher Unmittelbarkeit zu nutzenden Raum, sich dem „subkulturellen Milieu“ zuordnen lässt. Diese männlich dominierte Clique rekrutiert sich fast ausschließlich aus entsprechenden sozio-kulturellen Milieus aus der angestammten Dorfbevölkerung und grenzt sich gegenüber anderen Cliques und Sozialgefügen von Heranwachsenden deutlich ab. Das gilt selbst gegenüber Cliques, die einer ähnlichen Herkunftskultur entstammen und vergleichbare raumbezogene Interessenorientierung, wie sie selbst, verfolgen, erst recht aber gegenüber „subkulturell“ orientierten Cliques, deren Mitglieder über einen Migrationshintergrund verfügen.

Besonders eine dieser Cliques migrantischer Jugendlichen unterliegt in Eltville aufgrund ihrer körperlich expressiven und von Männlichkeitsgehebe gekennzeichneten Gruppeninszenierungen und ihres zum Teil öffentlichen Konsums illegaler Drogen – besonders Haschisch – einer starken Stigmatisierung. Ihren prekären Status, auch unter den Gleichaltrigen, versuchen die Cliquemitglieder durch eine zur Schau gestellte Gewaltbereitschaft zu kompensieren. Von daher grenzen sich von ihr auch andere Sozialgefüge Eltviller Jugendlicher sehr stark ab. Dies gilt vor allem für nach wie vor in den entsprechenden Vereinen engagierte Jugendliche aus der kleinbürgerlichen Stammbbevölkerung Eltvilles, die dem Milieu der „institutionell Integrierten“ zugeordnet werden können.

Sowohl für stärker „gegenkulturell“ orientierte Jugendliche, wie auch für solche die sich von extravaganteren „manieristischen Strömungen“ angezogen fühlen, bietet Eltville keine angemessenen jugendkulturellen Orte. Zwar gibt es auch in Eltville solche Jugendlichen. Doch sind sie hier eher vereinzelt und treffen sich dort lediglich in Privaträumen. Um ihre jeweils präferierte Kultur zu entfalten, bzw. an dieser zu partizipieren, sind diese Jugendlichen von daher angewiesen, in die nahe gelegenen größeren Städte, wie Wiesbaden und Mainz auszuweichen.

In Eltville hat sich jedoch eine interessante Szene entwickelt, die sich „Rheinchillee“ nennt. Wie in ihrem Eigennamen schon anklingt, trifft sich diese Szene zum „chillen“ am Rhein. Da deren Mitglieder zum Teil mehr oder weniger deutliche Anklänge mal stärker in Richtung „Gegenkultur“ – besonders in Richtung der sogenannten „schwarzen Szene“ –, mal eher in

Richtung modisch nicht ganz so expressiver „manieristischer Strömungen“ zeigen, und darüber hinaus viele sich auch in Schul-AGs engagieren, schien uns diese Szene nicht bruchlos einkategorisierbar in die Typologie soziokultureller Milieus von Jugendlichen des „Handlungsraum“-Projektes. Deshalb wurde sie von uns auch ausgesucht für ein Lebenswelterkundungsprojekt (s.u. Kap. 5.1).

4.3 Walluf

Auch bei Walluf handelt es sich um eine noch ländlich, durch Weinbau und Handwerk geprägte Gemeinde. Sie grenzt an einen westlichen Vorort von Wiesbaden und wird daher auch als Pforte des Rheingaus bezeichnet. Walluf, nachweislich die älteste Weinbaugemeinde im Rheingau, ist aus ehemaligen Gemeinden Oberwalluf und Niederwalluf zu einem Ort zusammen gewachsen und besitzt keine weiteren Ortsteile. Auch hier wird die Lage am Ufer des Rheins nicht durch eine Straße oder Bahnlinie durchbrochen. Wie Eltville verfügt auch Walluf über einen eigenen Jugendtreff, im Unterschied zu dieser jedoch nicht über eine Schule der Sekundarstufe.

Der Jugendtreff ist ein Teilprojekt der „JuFö (Jugendförderung) Walluf“, die wiederum als Gemeinschaftsprojekt der Kommune, sowie der evangelischen und katholischen Kirchengemeinden von Walluf und den Nachbarorten Eltville-Erbach und Kiedrich entstanden ist. Geleitet wird die „JuFö“ und der Jugendtreff „projekt h“ von einem hauptamtlichen Sozial- und Gemeindepädagogen. Die Stammesbesucherschaft des Jugendclubs, die sich selbst als „Teamer“ begreifen, wurden von uns für ein Lebenswelterkundungsprojekt ausgesucht (s.u. Kap. 5.2), da sie sich nicht bruchlos in die klassische Typologie soziokultureller Milieus von Jugendlichen einordnen ließen.

Ähnlich wie Eltville bietet auch Walluf weder für stärker „gegenkulturell“ orientierte Jugendliche, noch für solche, die sich von extravaganteren „manieristischen Strömungen“ angezogen fühlen, angemessene jugendkulturelle Orte. Und so finden sich mit solchen Szenen sympathisierende Jugendliche auch in Walluf nur eher vereinzelt. Wie in Eltville treffen sie sich dort lediglich in Privaträumen und weichen zur Teilnahme an Events und Treffen ihrer jeweils präferierten Kultur in die nahe gelegenen größeren Städte Wiesbaden und Mainz aus.

Aufgrund der ländlichen Prägung findet sich auch in Walluf ein breites Angebot von Vereinen und Organisationen, die mit speziellen Angeboten sich an Heranwachsende adressieren, um diese „institutionell zu integrieren“. Viele Kinder und Jugendliche der angestammten Familien nutzen dieses Angebot: die jüngeren sehr viel stärker als die Älteren. Daneben gibt es jedoch eine ganze Reihe eher „subkulturell“ geprägter Cliques, die vom Vereinsan-

gebot nicht (mehr) erreicht werden und stattdessen ihre Interessen im öffentlichen Raum – besonders am Rheinufer, aber auch am Bahnhof – zu realisieren versuchen. Ähnlich wie Teile der „institutionell Integrierten“ nutzen viele von ihnen darüber hinaus entsprechende Angebote des öffentlichen Jugendclubs. Während es bei ersteren eher die kulturellen Angebote – z.B. Filmvorführungen oder Konzerte – sind, bevorzugen die „subkulturell“ orientierten Cliques stärker die Partys oder Discoververanstaltungen des Jugendclubs.

4.4 Oestrich-Winkel

Oestrich-Winkel ist eine dritte noch ländlich geprägte Kleinstadt im Rheingau. Mit drei am Rhein gelegenen Stadtteilen und dem in der Halbhöhenlage der Weinberge gelegenen Dorf Hallgarten ist sie – von der Weinanbaufläche her gesehen – die größte Weinbau betreibende Kommune in Hessen. Neben 30 Gastronomiebetrieben sind hier über 100 Firmen in der Wein- und Sektbranche tätig. Außerdem ist Oestrich-Winkel mit ca. 3000 Hektar Wald eine der walddreichsten Kommunen in Hessen.

Im Stadtteil Oestrich befindet sich die Reformschule Rheingau, die aus einer ehemaligen Grund-, Haupt- und Realschule hervorgegangen ist. Mit ihrem integrativen Konzept und der Öffnung von Schule besonders im Nachmittagsprogramm bemüht sie sich um interkulturelles Verständnis und Toleranz gegenüber Benachteiligten. Während in den benachbarten Kommunen zwei staatliche und ein privates Gymnasium gelegen sind, gibt es im ganzen Rheingau nur noch an der Reformschule die Möglichkeit, den Hauptschulabschluss zu erreichen. In unmittelbarer Nähe der Schule befinden sich im Gebäudekomplex der Stadtverwaltung das Bürgerzentrum und das städtische Jugendzentrum. Hier arbeitet ein hauptamtlicher Jugendpfleger zusammen mit Honorarkräften. Zur offenen Jugendarbeit gehört auch der Jugendtreff „Tee-Stübchen“ in Hallgarten.

In den zu Oestrich-Winkel gehörenden Stadtteilen findet sich neben den über Vereine und Verbände „institutionell Integrierten“ ein breites Spektrum „subkulturell“ orientierter Jugendlichen in ihren eher traditionell-ländlichen Cliques-Varianten. Eine davon hat auch das Jugendzentrum im Stadtteil Oestrich für sich angeeignet. Zudem gibt es eine ebenfalls diesem Milieu zuzurechnende Gruppe eingeschworener Fußballfans des Bundesliga-Vereins „Eintracht Frankfurt“. Diese orientieren sich eher an den klassischen „Kuttenträgern“ als der modernen „Ultra-Szene“, die unter den „Eintracht“-Fans in den letzten Jahren sehr an Bedeutung gewonnen hat. Jugendliche dieser Clique treffen sich auch häufig auf dem Bolzplatz, um dort zu kicken und zu feiern.

Am Skater-Platz hat sich eine Skater-Szene etabliert mit – wie üblich – nahezu ausschließlich männlichen Mitgliedern, die allesamt aus bildungsorientierten Milieus entstammen. Zum Teil gibt es hier Überschneidungen zur Stammbesucherschaft des „Tee-Stübchen“ im Stadtteil Hallgarten. Diese lässt sich nicht direkt der Typologie sozialer Milieus des „Handlungsraum“-Projektes zuordnen und ist deshalb von uns für ein „Lebenswelterkundungsprojekt“ ausgewählt worden (s.u. Kap. 5.3)

Jugendliche, die sich an extravaganteren „manieristischen Strömungen“ orientieren, treten in der Gemeinde nicht öffentlich in Erscheinung. Demgegenüber gibt es eine Gruppe explizit „gegenkulturell“ orientierter Punks, die es jedoch zu den Stammtreffpunkten der entsprechenden Szene in Wiesbaden zieht und die deshalb im Ort selbst nicht größer in Erscheinung treten.

4.5 Taunusstein

Bei der Stadt Taunusstein handelt es sich um eine kreisangehörige Kommune, die aus zehn ehemals eigenständigen Dörfern besteht. Heute wird sie aufgrund ihrer Nähe zu Wiesbaden vor allem als „Wohnort im Grünen“ genutzt. Taunusstein verfügt als Gewerbestandort und einwohnerstärkste Stadt im Landkreis über ein großes Schulzentrum im Stadtteil Hahn mit einer integrierten Gesamtschule und beruflichen Schulen. Im benachbarten Stadtteil Bleidenstadt gibt es ein Gymnasium.

Die Stadt Taunusstein bietet für Jugendliche acht dezentrale Jugendclubs mit zwei bis drei wöchentlichen Öffnungstagen; ein zentrales Jugendzentrum mit fünf Öffnungstagen; Aktionen und Veranstaltungen in den Einrichtungen; einen Proberaum, der von mehreren lokalen Bands genutzt wird; sowie Ferienprogramme in den Schulferien. Die Stadtjugendpflege beschäftigt drei hauptamtliche Mitarbeiterinnen und mehrere Honorarkräfte.

Trotz der hohen Anzahl von über 200 Vereinen in Taunusstein ist das Vereinswesen für Heranwachsende – zumindest aus den neu zugezogenen Familien – weitaus weniger von Bedeutung als in den noch ländlich geprägten Gemeinden. Dennoch findet sich hier eine große Anzahl von Jugendlichen, die dem Milieu der „institutionell Integrierten“ zuzuordnen sind, wenngleich mittlerweile für viele die im Schulzentrum angebotenen AGs und kommerzielle Angebote als Ergänzung der privaten Treffen im häuslichen Rahmen weit bedeutsamer sind als die Organisation in Vereinen und (Jugend-)Verbänden.

In den zu Taunusstein gehörenden Stadtteilen findet sich darüber hinaus eine Vielzahl „subkulturell“ orientierter Cliques. Das Spektrum reicht dabei von eher traditionellen „Bushäuschen“-Stehern aus der angestammten Bevölkerung; über Cliques, in denen sich Jugendliche mit Migrationshintergrund

betont maskulinistisch organisieren; bis hin zu jugendkulturell beispielsweise an „Gangsta“-Rap-Inszenierungen orientierten Zusammenschlüssen. An extravaganteren „manieristischen Strömungen“ orientierte Jugendliche treten zwar auch im Kontext des Schulzentrums auf. Ihre bevorzugten jugendkulturellen Orte habe sie jedoch im benachbarten Wiesbaden.

Im Unterschied zu den bisher dargestellten Städten und Gemeinden findet sich in Taunusstein auch eine größere Szene „gegenkulturell“ orientierter Jugendlicher. Diese engagieren sich sehr stark im Jugendclub in Taunusstein-Hahn und beteiligen sich auch am Jugendparlament der Stadt. Zudem sind die Grenzen zu bestimmten „subkulturell“ orientierten Cliques eher fließend, weshalb wir uns entschieden haben, mit dieser Szene und ihren Ausfächerungen, ein Lebenswelterkundungsprojekt (s.u. Kap. 5.4) durchzuführen.

4.6 Michelbach – Die Gemeinde mit den unsichtbaren Jugendlichen

Die Gemeinde Aarbergen, zu der auch der Ortsteil Michelbach gehört, liegt im Aartal zwischen Wiesbaden und Limburg. Sie ist bezüglich öffentlicher Verkehrsmittel nur über Busverbindungen erschlossen. Da es im angrenzenden Ortsteil Kettenbach einen großen Industriebetrieb gibt, ist die ansonsten eher dörfliche Bebauung durch entsprechende Siedlungen – heute verwaltet durch die Kommunale Wohnungsbau-Gesellschaft Rheingau-Taunus“ (KWB) – ergänzt. In den Wohnblocks des Wohngebiets „Bella Vista“ wurden zum Teil auch Arbeiterfamilien mit Migrationshintergrund angesiedelt. Ein früherer Tätigkeitsschwerpunkt der KWB lag seit Mitte der fünfziger Jahre in der Errichtung von Mietwohnungen im Geschößwohnungsbau, insbesondere zur Unterbringung von zunächst Sowjetzonenflüchtlingen und in den letzten 20 Jahren dann auch Spätaussiedlern.

Weil es deshalb auch zu Problemen mit der Integration besonders bei den sogenannten russlanddeutschen Jugendlichen gekommen ist, wurde in der Zeit von 2003 bis 2007 ein gemeinsames Projekt von Schule und Jugendhilfe initiiert. An der großen kooperativen Gesamtschule in Aarbergen-Michelbach wurde ein spezielles Gruppenangebot für sozial auffällige Jugendliche, deren gesellschaftliche und soziale Integration zusätzlich durch Sprachprobleme erschwert wurde, installiert. Mittlerweile scheint dieses Problem jedoch gelöst.

Die Gesamtschule erfasst nahezu alle Jugendliche der Gesamtgemeinde bis auf einige Heranwachsende, die Förderschulen oder Gymnasien besuchen. An Infrastruktur für Jugendliche stehen zurzeit lediglich ein Bolzplatz, sowie eine außerhalb des Dorfes unmittelbar an einer Bundesstraße gelegene und

mit Stacheldraht eingezäunte Skater-Anlage zur Verfügung. Vor Jahren existierte in Michelbach auch ein Jugendclub. Dieser wurde jedoch, nachdem es bei exzessiven Feiern der Jugendlichen auch zu „Verwüstungen“ gekommen ist, von Seiten des Bürgermeisters geschlossen.

Erstaunlicherweise bekamen die Studierenden trotz gutem Wetters bei ihren ersten Ortsbegehungen keine Jugendlichen im öffentlichen Raum zu Gesicht. Weder auf dem Schulhof, noch auf dem Bolzplatz oder der Skater-Anlage waren Jugendliche anzutreffen. So versuchten die Studierenden dann unmittelbar nach Schulschluss Jugendliche anzusprechen, was auch gelang. Es waren dies Jugendliche aus verschiedenen Herkunftsmilieus, die sich auch jugendkulturell durchaus unterschiedlich orientierten. Mit diesen führten sie ein kleines „Planungswerkstatt“-Projekt durch.

In der Kritikphase wurde sehr schnell deutlich, weshalb in Michelbach die Jugendlichen unsichtbar sind. Alle relevanten öffentlichen Orte, auch der Schulhof und sogar das nach Sanierung im Sommer 2010 wieder eröffnete Freibad werden mit Video überwacht. Die Erwachsenen alarmierten schon bei Motorroller-Geräuschen die Polizei wegen Ruhestörung. Der Boden der Skater-Anlage sei für Skaten ungeeignet, der Lärm der Bundesstraße dort so hoch, dass eine Unterhaltung nicht möglich wäre. Zudem wirke die Anlage mit ihrer hohen Einzäunung wie „Guantanamo“. Der Bolzplatz liege so weit außerhalb, dass viele Jugendliche den Weg scheuten, dort einfach mal vorbeizuschauen, ob jemand spielt. Deshalb verabredeten sich Heranwachsende dort höchstens einmal zu einem Spiel. An Attraktivität könnte dieser Platz gewinnen, wenn es dort eine Pergola oder eine Hütte zum Unterstellen und eine Feuer- bzw. Grillmöglichkeit gäbe.

Problematisiert wurde auch die mangelnde Anbindung von Michelbach an den öffentlichen Nahverkehr. Durch Streichen einer Busverbindung sei es Jugendlichen nicht mehr möglich, am Nachmittag nach Wiesbaden zu fahren. Am Abend gäbe es dann keine Verbindung in das noch näher gelegene Limburg. Zudem sei die Fahrt dorthin – obwohl kürzer – teurer als die nach Wiesbaden. Die Schülerfahrkarte erlaube keine Fahrten in die beiden Städte.

Was die Orientierung der Michelbacher Jugendlichen an den vom „Handlungsraum“-Projekt herausgearbeiteten Typen sozialer Milieus betrifft, so konzentrierte sich diese vor allem auf das Milieu der „institutionell Integrierten“ mit einem Engagement in Vereinen – häufig auch außerhalb des eigenen Dorfes – sowie auf nicht so expressive Varianten der „manieristischen Strömungen“. Durch die Schule stünden die Jugendlichen alle in lockerer Verbindung, trafen sich auch häufig in Privaträumen, um zu reden, Musik zu hören oder zu spielen. Allerdings gäbe es so gut wie keine festeren Strukturen. Besonders an Wochenende würden gerade von den an „manieristischen Strömungen“ orientierten Jugendlichen die entsprechenden kommerziellen Angebote in Wiesbaden oder zum Teil auch Limburg genutzt. Erforderlich dazu seien jedoch Mitfahrgelegenheiten bei älteren motorisierten Jugendlichen.

„Gegenkulturell“ orientierte Jugendliche fänden sich weder im Ort noch an der Schule.

An der Planungswerkstatt nahm auch ein Jugendlicher mit Migrationshintergrund teil, der eher „subkulturell“ orientiert war. Er verdeutlichte, dass selbst Jugendliche mit einer solchen Orientierung sich aufgrund eines mangelnden Treffpunktes nicht als feste Clique zu konsolidieren vermöchten. Zwar trafen sich diese am Parkplatz eines kleinen Supermarktes im Nachbarort. Der Weg dahin sei aber für diejenigen, die nicht über einen Roller verfügen könnten, an der Bundesstraße recht mühsam und unattraktiv.

Vermutlich ist das Zusammenwirken mehrerer Faktoren dafür verantwortlich, dass sich bei den Michelbacher Jugendlichen weder festere kollektive Strukturen, noch expressiverer Ausdrucksformen, aber auch keine schärferen Abgrenzungen untereinander herausgebildet haben. So ist der Mangel an Treffmöglichkeit in Verbindung mit den massiven Sozialkontrollen sicher dafür verantwortlich, dass sich unter den Jugendlichen keine festeren kollektiven Strukturen haben entwickeln können. Die scharfen Sozialkontrollen dürften darüber hinaus auch ein entscheidender Faktor dafür sein, dass expressiverer Lebensstile von Jugendlichen – sei es nun in „subkulturelle“, „gegenkulturelle“ oder auch „manieristische“ Richtung – in Michelbach keine Verbreitung gefunden haben. Damit fällt auch ein Faktor, der zu Abgrenzungen zwischen Jugendlichen führt, weg. Positiv unterstützt wird die eher kohäsive Tendenz umgekehrt sicher dadurch, dass nahezu alle Michelbacher Jugendlichen die gleiche Schule besuchen. Und so spielt zumindest während und zwischen dem Unterricht die sogenannte „schulische Hinterbühne“ eine bedeutende Rolle sowohl für das Sozialgefüge, wie den Austausch der Jugendlichen und selbstverständlich auch für die Verabredungen zu gemeinsamen Aktivitäten, die dann entweder in privaten Rahmen oder außerhalb des Ortes stattfinden.

Problematisiert wurden von den Jugendlichen in der Planungswerkstatt auch der Übergang von der Schule in den Beruf, bzw. damit verbundene Ängste und Unsicherheiten. Im Dorf gibt es trotz des ortsansässigen Industrieunternehmens und einiger kleiner Handwerksbetriebe keine Ausbildungs- und erst recht nicht spätere Beschäftigungsmöglichkeiten. Umgekehrt sind viele der Jugendlichen durch den Eigenheimbesitz ihrer Familie sehr stark an den Ort gebunden. Und trotz der für Jugendliche alles andere als attraktiven Freizeit- und Lebensmöglichkeiten in Michelbach fühlen sich diese in hohem Ausmaß mit ihrem Heimatort verbunden. So argumentierten die Jugendlichen in einem im Anschluss an die Planungswerkstatt von ihnen selbst verfassten Brief an den Bürgermeister, in dem sie sich für einen Jugendclub in Michelbach als oberstes von ihnen priorisiertes Ziel einsetzen, vor allem mit dessen „Beitrag zur örtlichen Gemeinschaft und zum Zusammenhalt“ sowie der stärkeren Bindung der Jugendlichen an den Ort: „Die Jugend würde hier bleiben

und vielleicht nicht mit dem Gedanken spielen wegzuziehen nach der Ausbildung.“

Für diesen Jugendclub haben sie auch schon leer stehende Räumlichkeiten in der ehemaligen Bibliothek oder dem ehemaligen Kindergarten sondiert. Positiv an beiden werten sie die gute Erreichbarkeit, aber auch dass beide Räumlichkeiten über entsprechende Außengelände verfügen, die ebenfalls mitgenutzt werden sollten. Geradezu sozialpädagogisch konzeptionell beschreiben sie den Charakter eines solchen Jugendraumes als „ein Raum für Erfahrungen, ein Ort zum Experimentieren, ein Raum, in dem Verantwortung getragen werden muss, ein Lernfeld, ein Treffpunkt in einem geschützten Rahmen im eigenen Dorf“. Demgegenüber erweisen sich ihre Forderungen an eine infrastrukturelle Ausstattung als geradezu bescheiden: Musikanlage, Fernsehen (für public viewing großer Sportereignisse) und Toiletten. Die Renovierungsarbeiten würden sie ebenso wie die sonstige Möblierung über Sperrmüll selbst übernehmen.

Mit ihrer Charakterisierung des Jugendraumes haben sie zugleich implizit auch die Aufgaben von Jugendarbeit umrissen. Es ginge vor allem um eine Art „Bildungsbegleitung“ der Jugendlichen. Über die Art der pädagogischen Begleitung ihrer Bewältigung von im Alltag des Jugendclubs unzweifelhaft entstehenden Schwierigkeiten und Konflikten – zwischen ihnen untereinander, zu anderen Jugendlichen, aber auch zur Erwachsenenwelt und deren Repräsentanzen –, könnten so wichtige Lernprozesse im Hinblick auf die demokratische Regulierung von Angelegenheiten des Gemeinwesens angestoßen werden.

4.7 Niedernhausen und sein Jugendzentrum

Mehr noch als bei Taunusstein handelt es sich bei Niedernhausen um eine Gemeinde, die heute vor allem wegen ihrer sehr guten Verkehrsanbindung – sowohl an das Schienen-, wie das Autobahnnetz des Rhein-Main-Gebietes – als „Wohnort im Grünen“ genutzt wird. Und wie bei Taunusstein ist auch in Niedernhausen das Vereinswesen für Heranwachsende – zumindest aus den neu zugezogenen Familien – weit aus weniger von Bedeutung als in den noch ländlich geprägten Gemeinden des Rheingau-Taunus-Kreises. Dennoch findet sich auch hier nach wie vor eine große Anzahl von Jugendlichen, die dem Milieu der „institutionell Integrierten“ zuzuordnen sind, eingebunden in die Organisation von Vereinen und (Jugend-)Verbänden.

Niedernhausen ist als Untersuchungsort aber vor allem deshalb interessant gewesen, weil es über einen hohen Anteil an migrantischen Jugendlichen aus den unterschiedlichsten Herkunftsländern verfügt, die hauptsächlich in zwei Wohngebieten mit Mehrgeschoss-Wohnblock-Bebauung leben. Zudem

verfügt Niedernhausen über eines der größten Jugendzentren des Kreisgebietes mit einer bewegten Geschichte.

Ursprünglich war geplant, auch in Niedernhausen eine Planungswerkstatt durchzuführen. Allerdings gelang dies nicht, weil bei den Ortsbegehungen der Studierenden sehr schnell massive Konflikte zwischen bestimmten Gruppierungen vor allem aus dem „subkulturellen Milieu“ deutlich wurden. Selbst ein Versuch, im Jugendzentrum eine Art Mediation zwischen den rivalisierenden Cliques durchzuführen war insofern nur begrenzter Erfolg beschieden, als nicht Vertretungen aller Cliques erschienen, bzw. sich manche nur sporadisch beteiligten. Allerdings war es möglich in diesem Rahmen zumindest den geschichtlichen Hintergrund der Rivalitäten und Auseinandersetzungen etwas mehr zu beleuchten und damit die Konflikte auf eine reflexivere Ebene zu heben. Darüber hinaus wurden mit verschiedensten Gruppierungen eigene kleine Zukunftswerkstätten durchgeführt, in der Hoffnung, dass zumindest deren Ergebnisse dann im Rahmen einer Rückkopplungsdiskussion gemeinsam diskutiert werden könnten. Aber auch dieses Ziel einer *gemeinsamen* Rückkopplungsdiskussion konnte aufgrund unterschiedlichster Hinderungsgründe auf Seiten der Jugendlichen so nicht umgesetzt werden.

Im Folgenden sollen zunächst einmal die Gruppierungen von Jugendlichen porträtiert werden, die sich im öffentlichen Raum treffen, aber nicht das Jugendzentrum besuchen. Sofern diese sich vergleichsweise eindeutig einem der vom „Handlungsraum“-Projekt herausgearbeiteten Typen von „sozialem Milieu“ zuordnen lassen, wird darauf verzichtet, deren zentrale Problematik und die damit für Jugendarbeit sich verbindenden Aufgaben noch einmal eigens zu spezifizieren, weil dies nur in Nuancen variieren würde gegenüber dem, was diesbezüglich in den Kapiteln 3.2.1 bis 3.2.4 für die entsprechenden Milieutypen herausgearbeitet wurde. Im Anschluss wird dann das Jugendzentrum und seine verschiedenen Nutzer(inn)engruppen vorgestellt und dabei auch die bisher dort geleistete Jugendarbeit fachlich gewürdigt.

4.7.1 *Skater*

In Niedernhausen gibt es einen Skater-Park, über dessen Nutzung sich eine entsprechende Skater-Szene herausgebildet hat. Es sind dies in charakteristischer Weise fast ausschließlich Jungen aus mittleren Sozialschichten der Gesellschaft, geprägt durch das Sozialisationsparadigma des „Impression Management“. Entsprechend ist „stylish“ ein wichtiger Begriff der Szene. Dieser bezieht sich zwar zunächst einmal sehr stark auf eine bestimmte Art des Fahrens und der Kunststücke. Aber auch das Outfit der Jugendlichen entspricht dem Kleidungsstil der Skater-Szene wie er aus den Medien bekannt ist: mit weiten, tief getragenen Hosen (Baggies), die ein Teil der darunter getragenen Boxershorts sichtbar werden lassen, und überdimensionalen Shirts bzw. Kapu-

zenpullover (Hoodies) sowie verschiedenen Kappen bzw. Mützen. Zum Teil finden sich in der Szene leichte Überlappungen zum HipHop. So sind auch die Rampen der Anlage mit entsprechenden Graffitis verziert. Allerdings stehen viele der Jugendlichen musikalisch auch auf Fun- bzw. Skater-Punk und Alternative. Nicht allein darin zeigen sich gewisse Nähe der Szene zum „gegenkulturellen Milieu“. Und so werden besonders von den älteren Szeneangehörigen gerade an den Wochenenden auch entsprechende Partys und Konzerte im Rhein-Main-Gebiet besucht.

Der Kristallisationspunkt der Szene ist jedoch das gemeinsame Skaten. Einerseits werden bezüglich dieser „Inhaltsorientierung“ mit erstaunlicher Geduld bestimmte Kunststücke immer und immer wieder geprobt, bis sie entsprechend „stylish“ präsentiert werden können. Hier zeigen sich dann auch gewisse Hierarchien in der Szene. Wer es zu einer entsprechenden – durch Leichtigkeit und Lässigkeit gekennzeichneten – Meisterschaft gebracht hat, genießt ein höheres Ansehen. Und auch den älteren gegenüber – selbst wenn sie nicht mehr so viel Üben wie in ihrer „großen Zeit“ – wird von den Jüngeren ein entsprechender „Respekt“ gezollt. Zum anderen werden solche eher mit dem systematischen Training verbundene Strukturen – auch bezüglich jener latenten „Konkurrenzorientierungen“ in der Szene – immer wieder aufgebrochen von Sequenzen geradezu „rauschhaften“ gemeinsamen Fahrens, in denen die Skater in „Flow“ geraten, der für sie die Faszination dieser Bewegungskultur ausmacht und über den sich dann auch jener für ihre Szene typische Sozialraum konstituiert.

So verbindet sich mit dem Skaten zugleich eine sehr eigenwillige Form der „Raumaneignung“, werden doch nicht nur die Rampen, Boxes und Halfpipes befahren und besprungen, sondern auch Teile der Straßenmöblierung. Bestimmte Elemente der Skater-Anlage sind diesen ja nachempfunden, wie z.B. entsprechende Rails zum entlang Gleiten (Slides), die schlicht Geländern nachempfunden sind. Die Jugendlichen nutzen jedoch selbst am Skater-Park über die zum Skaten geplante Anlage hinaus z.B. Sitzbänke oder aus dem Wald herbei gezernte Baumstämme für ihre Kunststücke, worin sich eine gewissen „Produktorientierung“ zeigt. Entsprechend konzentrieren sich die aus ihrer Zukunftswerkstatt heraus entstandenen Projekte vor allem auf neue Elemente für die Skater-Anlage, wie bestimmte Rampen oder ein Wheelie-Table, an deren Bau sie sich auch entsprechend beteiligen wollen.

Zudem wünsche sie sich eine Beleuchtung für die Anlage, um auch in der Dämmerung fahren zu können, und eine Überdachung gegen den Regen. Gerade abends nutzen besonders die Älteren der Skater den Platz, auch um zu grillen und gemeinsam zu feiern. Feiern und Skaten geht dann gewissermaßen ineinander über. Entsprechende Utensilien werden von den Älteren, die schon über ein Auto verfügen, zum Skater-Park gebracht. Allerdings wird der Platz diesbezüglich auch von anderen Jugendlichen genutzt, weshalb es zu Konflikten kommt, weil diese Scherben und Müll auf der Anlage hinterlassen.

In der Distanzierung von diesen Jugendlichen, die abwertend als (Opel)„Corsa-Tuner“ oder „Möchtegerne-Gangsta“ tituliert werden, zeigen sich deutlich auch soziale Distinktionen, die *nicht nur* in diesen „Verspottungen“ zur Geltung gebracht werden. Hier reproduziert sich deutlich auch eine zentrale Orientierung der Angestelltenkultur, für die die (symbolische) Distanzierung vom „Pöbel“ geradezu formbildenden Charakter hat. Und so legen die Angehörigen der Skater-Szene trotz ihrer zur Schau gestellten Lässigkeit doch Wert auf eine angemessene Schulausbildung, die ihnen entsprechende berufliche Möglichkeiten eröffnen soll. Allerdings ist dies kein öffentliches Thema in der Szene und die Jungen würden auch keinesfalls als „Streber“ gelten wollen.

Möglicherweise deutet sich in dieser Doppelbödigkeit auch eine „Problematik“ an, welche im Sinne von Lefebvres Methodologie der Alltagskritik zentral die lebensweltliche „Realität“ dieser Szene prägt. Paradoxe Weise scheint jedoch auch diese Szene in ihrem zur Schau gestellten, betont lässigen Lebensstil „keine Probleme“ zu kennen. Vielmehr wird selbst das angestregte Üben und Trainieren ihrer artistischen Skater-Kunststücke als ungezwungenes Spiel und Leichtigkeit repräsentiert. Dass sie beim Skaten auch verletzungssträchtige Stürze mit einem Lächeln oder bestenfalls einem Fluch wegstecken, verdeutlicht, dass dabei zudem eine gewisse Heroisierung zum Tragen kommt, die von ihnen männlich – jedoch diesbezüglich durchaus neu und keineswegs ‘machohaft’ (vgl. May 2011) – akzentuiert wird. Leid scheint in dieser Szene keinen Platz zu haben, worin eine zentrale Norm ihrer Sozialisation im Modus von „Impression Management“ sich auch in ihrem szenetypischen Lebensstil durchträgt und reproduziert.

In ähnlicher Weise werden auch die Notwendigkeiten zur „(Selbst-)Instrumentalisierung“ im Rahmen von Schule von ihrer Seite heruntergespielt, was nicht unbedingt bedeutet, dass sie auf diese Weise dort nicht doch eingebunden werden in die hegemonial dominanten Strukturen funktional bedeutsamer Formalisierung. Dennoch verbleiben die Jugendlichen nicht auf dieser ersten Ebene der Anpassung, sondern akzentuieren in ihrem Lebensstil deutlich Aspekte von Autonomie, worin auch Facetten einer „Selbstorientierung“ mitschwingen, die allerdings aufgrund des Skizzierten nur als gebrochene zum Tragen kommen. Gegenüber dem Sport immanenten Normierungstendenzen, mitsamt dem agonalen Sieg-Niederlage-Code, inszenieren sie in ihrer Szene in Bewegungskunst, Rausch und Spaß eher einen an „manieristische Strömungen“ erinnernden erlebnisorientierten Individualismus statt wett-kampfgerichtetes Athletentum. Allerdings setzen die Szene prägenden Figuren im Hinblick auf „Stil“-Fragen – vom Skate-Stil angefangen, über Kleidung bis hin zur Musik – deutliche Markierungspunkte, an denen sich die Jüngeren oder zur Szene neu hinzu stoßenden Jugendlichen auch entsprechend orientieren. Im Gegensatz zu „manieristischen Strömungen“ trachten die Trendsetter der Skater-Szene jedoch nicht danach, jene tendenziell auszu-

grenzen. Vielmehr werden sogar sehr Junge, wenn sie sich ernsthaft um das Skaten bemühen, in die Szene integriert, wobei durchaus Aspekte einer „Solidaritätsorientierung“ mitschwingen.

Dadurch, dass die Erfahreneren die Jüngeren anleiten, stellt sich die Frage, ob es überhaupt notwendig ist, diese Szene als Skater jugendarbeiterisch zu begleiten. So scheint sich das Erfahrungsspektrum der Älteren sogar auf die Konstruktion und den Bau entsprechender Elemente für die Skater-Anlage zu erstrecken, worin sie die Unerfahrenen glauben, auch anleiten zu können. In anderen Lebensbereichen werden vermutlich aber auch diese Jugendlichen Unterstützungsbedarf haben, obwohl sie dies in der kleinen Zukunftswerkstatt nicht weiter artikuliert haben. Diesbezüglich wären sie von Jugendarbeit jedoch nicht als „Skater“ anzusprechen, sondern im Sinne „kategorialer Gemeinwesenarbeit“ (vgl. May 2008d) mit Jugendlichen zusammenzubringen, die ähnliche Schwierigkeiten zu bewältigen haben. Und auch bei den Konflikten mit anderen Jugendlichen-Gruppierungen – die es im Projekt vielleicht gelang, in ihren Hintergründen etwas mehr aufzuklären, die dadurch allerdings lang noch nicht aufgelöst sind, was sich deutlich auch im Nichtzustandekommen einer gemeinsamen Rückkopplungsdiskussion zeigte – wird weiterhin eine jugendarbeiterische Mediation erforderlich sein.

4.7.2 Cliques des subkulturellen Milieus, die nicht das JUZ besuchen

In Niedernhausen gibt es mehrere Plätze, an denen sich Cliques treffen, die sehr stark am subkulturellen Milieu orientiert sind. Es ist dies z.B. der Parkplatz eines Supermarktes, ein kleiner Park oder ein Parkplatz vor dem Rathaus und dem Jugendzentrum. Über ihre regelmäßige Benutzung durch immer wieder die gleichen Jugendlichen sind diese Orte zu einer Art informellen Institution für das Geflecht verschiedener Sozialgefüge Niedernhausener Jugendlicher geworden. An diesen Treffpunkten schauen sie am Nachmittag und Abend – ohne sich dort gezielt zu verabreden – einfach vorbei und können ziemlich sicher sein, dort Ihresgleichen zu treffen, mit denen sie dann neueste Geschichten, Nachrichten und Informationen austauschen, zusammen etwas trinken, feiern oder vom Treffpunkt aus dann auch andere gemeinsame Unternehmungen starten, wie Billard-Spielen, Grillen oder in eine Kneipe z.B. zum Dart- oder Würfel- oder Karten-Spielen Gehen u.ä.. So sind an diesen Orten auch nur diejenigen willkommen, die häufiger dort anwesend sind und in dieser Weise „dazu gehören“ – obwohl es auch Jugendliche gibt, die mehrere solcher Treffpunkte besuchen.

Von daher handelt es sich bei diesen Sozialgefügen zumeist nicht um Cliques mit festen kollektiven Strukturen. Vielmehr bilden sich um bestimmte „Schlüsselpersonen“ unterschiedlich dicht geknüpfte und in ihrer Größe und

Zusammensetzung durchaus variierende Netzwerkknoten von Jugendlichen, die dann jeweils wieder mit anderen unterschiedlich stark vernetzt sind. So gab es durchaus auch Versuche derjenigen, die sich am Supermarkt treffen, sich einen Platz im Thekenraum des Jugendzentrums zu erobern. Dies führte dann jedoch aufgrund der Raumknappheit und u.a. wegen unterschiedlichen Musikpräferenzen sowie verschiedener habitueller Gewohnheiten (s.u. Kap. 4.6.3) zu Spannungen mit der dortigen Stammbesucherschaft. Und in ähnlicher Weise versuchen auch diejenigen, die einen bestimmten Treffpunkt im öffentlichen Raum für sich angeeignet haben, dort eine Hegemonie bezüglich Kleidungs- und Lebensstil sowie Ausdrucks- und Umgangsformen mit entsprechenden Ritualen (z.B. der Begrüßung) sowie habitualisierten Gesten und Posen zu etablieren. Diese Elemente fungieren dann wie ein Kode über den deutlich wird, wer „dazu gehört“ und wer als mehr oder weniger gern gesehener „Gast“ akzeptiert und in die Sozialraumkonstitution einbezogen wird oder nicht.

Zwar sind alle Jugendlichen sehr stark durch den Sozialisationsmodus des „Erbes der Fertigkeiten“ geprägt. Dennoch haben sich vor diesem Hintergrund in den verschiedenen Sozietäten der Jugendlichen durchaus unterschiedliche „Stile“ ausgeprägt, in denen sich auch die Herkunft der Jugendlichen reflektiert. So hat sich aus dem Milieu der traditionell angestammten Dorfbevölkerung ein Sozialgefüge von Jugendlichen herausgebildet, die noch eine hohe Verbundenheit zu den dörflichen Traditionen – wie z.B. Kirmes – aufweisen. Von daher ist bei dieser Gruppierung auch der Reproduktionskode des „Werdegangs“ stark ausgeprägt. Während die Jungen stärker traditionell „subkulturelle“ Momente akzentuieren, wie z.B. bestimmte Trinkrituale und männliche Posen, diese aber mit einem eher dezenten, jedoch bestimmte Marken (s.u.) präferierenden Kleidungsstil kombinieren, zeigen die Mädchen stärkere Affinitäten zu den „manieristischen Strömungen“. Sie müssen sich weiblich präsentieren, um zum ‚Stolz‘ eines Jungen zu werden, wodurch die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in ähnlicher Weise wie bei ihren Eltern installiert wird.

Von hoher Bedeutung für die Jungen dieses Milieus ist ein Fahrzeug, das nicht nur als Fortbewegungsmittel (z.B. um die Kirmesfeste und ‚Dorf‘-Discos der Umgebung zu besuchen), sondern auch als Prestigeobjekt gesehen wird. Auf diese Jungen zielte dann auch die Verspottung des „Corsa-Tuners“ der Skater. Ein Opel-Corsa ist von Anschaffung und Versicherung her gesehen ein sehr günstiger PKW, den sich die Jungen von ihrer Ausbildungsvergütung bzw. Arbeitslohn leisten können. Im Aufmotzen und Pflegen ihrer Autos zeigen sich dann durchaus „Produktorientierungen“ der Jungen, versuchen sie doch ihrem Fahrzeug ein eigenes Gepräge zu verleihen.

Sehr stark – und über übliche „Konkurrenzorientierungen“ hinaus – grenzt sich dieses eher traditionell orientierte „subkulturelle Milieu“ von migrantischen Jugendlichen ab. Ja, es zeigen sich unter ihnen sogar mehr oder

weniger deutliche Affinitäten zu Rockbands, die mit rassistischen, rechtsextremistischen oder nazistischen Anspielungen kokettieren bzw. explizit dem Rechts-Rock zuzuordnen sind. Auch stilistisch geben sie subtile Hinweise auf diese ihre Orientierung, z.B. durch Haarschnitt mit entsprechend gezogenem Seitenscheitel sowie der schon angesprochenen Präferenz für bestimmte Kleidungsmarken, wie z.B. Thor Steinar. Dies alles zusammengenommen fungiert als ein Kode, der nicht nur von den eingeweihten Jugendlichen der eigenen rechten Szene, sondern auch von ihren 'Gegnern' aus dem „gegenkulturellen Milieu“ oder den „subkulturell“ orientierten Cliques migrantischer Jugendlicher entsprechend verstanden wird.

Jugendarbeiterisch ließe sich den entsprechenden rassistischen und rechtsextremistischen Orientierungen dieser Jugendlichen weniger durch klassische Formen politischer Aufklärung begegnen. Vielmehr wäre es notwendig, sie über gemeinsame Interessen mit anders orientierten, vor allem aber migrantischen Jugendlichen zusammenzubringen, um über reale Erfahrungen ihre ideologischen Vorurteilmuster zu überwinden (vgl. May 1988; 2005). Allerdings konnte im Rahmen des Lehrforschungsprojektes von den Studierenden kein engerer Kontakt zu dieser Clique aufgebaut werden, um ein solches Interesse, das sie mit anderen Jugendlichen teilen, herauszukristallisieren (s.u. Kap. 6.1). Auch nahm kein Vertreter dieser Gruppierung an dem im Jugendzentrum angesetzten Mediationsgespräch teil. Möglicherweise scheinen die Konflikte mit anderen Niedernhausener Gruppierungen für diese Jugendliche nicht so drängend zu sein – oder aber sie hatten kein wirkliches Vertrauen in das Angebot der Mediation und vermuteten eine einseitige Parteilichkeit für die anderen Gruppierungen. Ganz offensichtlich aber scheinen sie mit ihren Formen der Interessensorganisation und -realisierung recht zufrieden zu sein. Zumindest haben sie in den kurzen Kontakten zum Projekt keinen entsprechenden überschüssigen Bedarf signalisiert.

Was die migrantischen Jugendlichen betrifft, so haben sich in Niedernhausen keine ethnisch homogenen Cliques herausgebildet. Vielmehr sind in zwei verschiedenen Wohngebieten mit Mehrgeschoss-Wohnblockbebauung – die jedoch bezüglich der Qualität der Wohnungen und damit verbunden auch sozial noch einmal unterschiedlich geschichtet sind – jeweils von ihrer Herkunft her multiethnische Gruppierungen entstanden, in die durchaus – wenn gleich eher vereinzelt – auch aus Deutschland stammende Jugendliche eingebunden sind. Im schlechteren Wohngebiet, das in Niedernhausen als „Ghetto“, stigmatisiert ist, kam es in der jüngsten Vergangenheit immer wieder zur Bildung kleinerer „Gangs“, deren Orientierung am „Gangsta-Rap“ sich nicht nur auf die entsprechende Musik, den Kleidungsstil, die männlichen Posen und das damit verbundene betont sexualisierte und sexistische Gehabe sowie eine demonstrativ zur Schau gestellte Gewaltbereitschaft bezog. Vielmehr gelang es immer wieder mal auch Kleinkriminellen diese Jungen zum Beispiel als Kuriere und Kleindealer in den Drogenhandel einzubeziehen, mit

dem sich diese dann ihren eigenen Drogenkonsum finanzieren konnten. Diesbezüglich hat aber die Niedernhausener Jugendpflege und das Jugendzentrum recht erfolgreiche Präventionsarbeit geleistet (s.u. Kap. 4.6.3).

Aus dem etwas besser gestellten Wohngebiet rekrutiert sich auch ein groß Teil der Jugendlichen, die sich am Parkplatz eines Supermarktes treffen und die auch schon versucht hatten, sich ein Platz im Jugendzentrum zu erobern. Diese sind in ihrem Kleidungsstil eher an engen Jeans, modischen Shirts, Blousons bzw. (Kunst-)Lederjacken orientiert – die Jungs mit Turn-, die Mädchen mit Ballerina-Schuhen. Musikalisch präferieren sie Techno- und House-Musik sowie Mainstream. Die Jungen „markieren“ ihr Territorium durch ständiges Ausspucken und akzentuieren dies durchaus ‘männlich‘. Mädchen sind in diesem Sozialgefüge auch als „Nichtfreundin“ eines Jungen akzeptiert und haben eigene Rituale des Zusammenseins und sich Austauschens über ihre Angelegenheit entwickelt. Bezüglich Ideen zu gemeinsamen, von ihrem Treffpunkt ausgehenden Freizeitunternehmungen – wie z.B. Grillen oder Discobesuchen am Wochenende – sind sie als Geschlecht nicht prinzipiell schlechter gestellt. Vielmehr haben bestimmte zum Netzwerk-Kern des Sozialgefüges Zählende – zu der auf jeden Fall zum Zeitpunkt der Untersuchung auch ein Mädchen gehörte – einen gravierenderen Einfluss auf solche Entscheidungsprozesse als nur locker Vernetzte.

In der mit dieser Gruppierung durchgeführten Zukunftswerkstatt entwickelten diese Jugendlichen vor allem Ideen für einen weiteren Jugendraum in schon seit länger leer stehenden Geschäftsräumen Niedernhausens. In den Ideen zu dessen Ausgestaltung und Einrichtung als „Lounge“ – auch mit entsprechenden Spielmöglichkeiten – verdeutlicht sich ein symbolisches Distanzierungsbedürfnis von den als „Asis“ etikettierten, „subkulturell“ orientierten, vor allem migrantischen Jugendlichen der Stammesbesucherschaft des Jugendzentrums.

4.7.3 Das Niedernhausener JUZ und seine Stammesbesucherschaft

Zur Stammesbesucherschaft des Niedernhausener Jugendzentrums zum Zeitpunkt unserer Untersuchung zählten drei von einander differenzierbare Gruppierungen, die sich zum Teil auch unterschiedliche Räumlichkeiten des Zentrums angeeignet haben. Trotz unterschiedlicher soziokultureller Herkunft und Orientierung konnten diese – auch über die gemeinsamen Arrangements zur Raumnutzung hinaus – wechselseitige Affinitäten entwickeln.

Zum einen probt in einem schon fast studiohaft ausgebauten Musikraum im Obergeschoss regelmäßig eine Band, deren Mitglieder sich stark am „gegenkulturellen Milieu“ orientieren und noch zur Schule gehen bzw. schon angefangen haben zu studieren. Der Musikraum wird von diesen Jugendlichen jedoch nicht einfach nur zur Probe genutzt. Ausgedehnte Musiksessions

wachsen sich zu kleinen improvisierten Festen aus. Pizzas werden bestellt und gemeinsam gegessen. Der Raum wird aber auch schon mal genutzt, um Hausaufgaben oder eine Seminararbeit für die Uni zu schreiben, private Probleme zu besprechen oder gemeinsam zu diskutieren – und zwar nicht nur über Musik und ein neues Stück, sondern auch über Politik.

Weiterhin wird ein kleiner Raum im Obergeschoss von der ebenfalls stark am „gegenkulturellen Milieu“ orientierten Altbesucherschaft, die zum großen Teil auch als Honorarkräfte mit Schlüsselgewalt die Öffnungszeiten des Jugendzentrums garantieren, als quasi Rückzugsraum genutzt. Sie spielen oder essen dort zusammen, besprechen persönlichere Angelegenheiten, schauen einen Video an oder „chillen“ ganz einfach. Zum Teil arbeiten die Jugendlichen in handwerklich, kreativen Berufen oder studieren. Sehr starke persönliche Bezüge gibt es zur „Band“.

Die zahlenmäßig größte Gruppe hält sich jedoch im großen Raum des Untergeschosses mit Thekenbereich, einer Ecke mit Boxsäcken zum Austoben und einer Empore mit gemütlichen Polstermöbeln auf. Es ist dies eine multiethnische Gruppierung „subkulturell“ orientierter Jugendlichen, die bezüglich Musik, Kleidungsstil und Habitus sehr stark ihre Affinitäten zum HipHop zum Ausdruck bringen. In gewisser Weise ist für diese Jugendlichen das JUZ zu ihrer Heimat geworden, an dem sie große Teile ihres Lebens – so sie nicht gerade jobben müssen oder etwas anderes zu erledigen haben – verbringen. Der große Raum mit seinen vielen Facetten bietet ihnen dazu genügend Gelegenheit. Allerdings besteht die Schwierigkeit, dass es keine Türen dort gibt, so dass es z.B. nicht möglich ist, unterschiedliche Musik zu hören.

Zwar dominieren zahlenmäßig die Jungen. Es gehören jedoch auch Mädchen zu dieser Gruppierung. Möglicherweise aufgrund des Einflusses der „gegenkulturell“ orientierten Honorarkräfte aus dem Bereich der Altbesucherschaft artikulieren diese ihre eigenen Interessen und haben auch eigene Gesellungsformen herausgebildet. Der Umgang mit den Jungen ist sehr herzlich, was sich auch darin ausdrückt, dass alle mit Küsschen begrüßt werden. Und trotz des sexualisierten, männliche Potenz zur Schau stellenden Habitus der Jungen, entgleitet dieser nicht in bedrängende oder herabwürdigende Formen der Anmache von Mädchen oder gar sexuelle Übergriffe.

Ein Großteil vor allem der migrantischen Jugendlichen entstammt dem schon erwähnten „Ghetto“ von Niedernhausen, oder konnte dann nach Etablierung der Eltern im deutschen Arbeitsmarkt in das nächst bessere Wohngebiet übersiedeln. Von dem aus dem „Ghetto“ stammenden Jungen hatte sich viele vor ihrer Zeit im JUZ in den schon beschriebenen „Gangs“ des Wohngebietes engagiert und sind in diesem Zusammenhang – zum Teil sogar mehrfach – straffällig geworden. Im Zuge ihrer Aneignung des unteren Geschosses des JUZ sowie ihrer ‚Eingliederung‘ durch die Altbesucherschaft konnten sie sich aus dieser Vergangenheit lösen. Dass es zu keinen größeren Konflikten

mit der Altbesucherschaft kam, hat sehr mit deren aus dem „gegenkulturellen“ Milieu gespeisten Antirassismus und einer bei ihnen ebenfalls stark ausgeprägten „Solidaritätsorientierung“ zu tun – aber auch damit, dass einige von diesen aus handwerklich geprägten Herkunftsmilieus entstammen und von daher auch mit der von den HipHovern an den Tag gelegten expressiven und zudem männlich akzentuierten Körperlichkeit keine Probleme hatten.

Im Gegenteil kam es z.B. zu solchen Annäherungen, dass Altbesucher HipHovern beim Texten eines Rap-Songs unterstützten und dieser dann mit Unterstützung der Band-Mitglieder im Musikraum aufgenommen wurde. Aber auch in den lebenswichtigen Fragen, von Job, sozialer Absicherung und staatlich-bürokratischen Angelegenheiten fanden die kriminalisierten HipHoper nicht nur durch den hauptamtlichen Jugendpfleger, sondern auch die aus der Altbesucherschaft rekrutierten Honorarkräfte Unterstützung, z.B. in dem diese ihnen über ihr Netzwerk (Aushilfs-)Jobs vermittelten, über die sie ansonsten ihr Studium finanzieren. Und gerade auf dieser so auch geteilten Erfahrungsebene des Jobbens und des Austausches über die dabei erfahrenen Ungerechtigkeiten kam es zur Ausprägung von „Solidaritätsorientierungen“ eigener Art.

Ein maßgeblicher Faktor für das Gelingen dieses Prozesses dürfte neben der zugewandten Haltung des Jugendpflegers und dessen glaubwürdigem Engagement auch die aus der „gegenkulturellen“ Orientierung gespeiste Offenheit der Altbesucherschaft gewesen sein, die auch ihre herausgehobenen Positionen als „Honorarkräfte“ mit Schlüsselgewalt nicht entsprechend autoritär missbraucht haben. Ganz im Gegenteil tolerierten sie auf Vertrauensbasis auch schon einmal eine Übernachtung eines der HipHoper im Juz, was eigentlich untersagt ist, wenn es bei diesem Zuhause „Stress“ gab.

Zurzeit ist damit das Jugendzentrum bezüglich Besucherschaft weitgehend ausgelastet. Zumindest lassen sich keine kompletten neuen Cliques darin integrieren, weshalb die Forderung nach einem etwas „gestylteren“ Jugendraum mit „Lounge“-Charakter seitens der Clique, die schon einmal Aneignungsversuche bezüglich des Untergeschosses des Jugendzentrums gestartet hatte, als berechtigt erscheinen. Demgegenüber gibt sich die derzeitige Stammesbesucherschaft gegenüber neuen Jugendlichen, die sich an HipHop orientieren, durchaus offen. Konzeptionell wäre zu überlegen, ob die etwas Älteren HipHopper nicht den Raum der Altbesucher mitnutzen könnten, der ihnen ja zum Teil auch schon zum illegalen Übernachten überlassen wurde. Weiterhin zu überlegen wäre, ob nicht Einzelne von ihnen auch als Honorarkräfte – vielleicht sogar zu einem „freiwilligen sozialen Jahr“ – zu gewinnen wären, um migrantische Jugendliche aus dem „Ghetto“ in das Jugendzentrum zu integrieren. Als (ehemals) kriminalisierte genießen diese dort noch hohen Respekt. Umgekehrt zeigten sich diese Jugendlichen im Zuge der Mediation und Zukunftswerkstatt als sehr engagiert, hoch reflexiv und (sozi-

al-)pädagogisch ansprechbar. Ihre „aufsuchende“ Arbeit wäre jedoch hauptamtlich entsprechend zu supervidieren und zu begleiten.

5. Ergebnisse der Lebensweltekundungen mit einzelnen Gruppierungen von Jugendlichen

5.1 Die Clique „Rheinchillee“

In Eltville hat sich eine interessante Szene entwickelt, die sich „Rheinchillee“ nennt. Zum Teil zeigen deren Mitglieder mehr oder weniger deutliche Anklänge mal stärker in Richtung „Gegenkultur“ – besonders in Richtung der sogenannten „schwarzen Szene“ –, mal eher in Richtung modisch nicht ganz so expressiver „manieristischer Strömungen“. Sehr stark grenzt sich diese Szene jedoch von den Cliques des „subkulturellen Milieus“ (= „Asis“) ab. Deshalb stellt für sie weder der von einer „subkulturell“ orientierten Stammesbesucherschaft „besetzte“ Jugendclub des Ortes ein adäquater Treffpunkt dar, noch sehen sie im traditionellen Vereinsangebot eine angemessene Form, ihre vielfältigen Interessen zu organisieren. Letzteres erscheint ihnen aufgrund seines meist normativ stark aufgeladenen (Selbst-)Verpflichtungscharakters, sowie seiner inhaltlich eher konventionellen Ausrichtung, als häufig zu „spießig“. Vor dem Hintergrund ihrer bildungsorientierten Herkunftsfamilien und eines entsprechend offenen Angebotes der örtlichen Gesamtschule engagieren sich viele dieser Jugendlichen jedoch in verschiedensten (Freizeit-)AGs dieser Schule und haben diesbezüglich hohe Vermögen an Selbstorganisation entwickeln können. Da sie von ihren Herkunftsfamilien her zumeist auch über angemessene eigene Räumlichkeiten als Rückzugsorte und Gelegenheit zu privaten Treffen im kleinsten Kreis verfügen, und die Schul-AGs ihnen eine weitgehend unproblematische Realisierung ihrer darüber hinausgehenden (Freizeit-)Interessen ermöglichen, lässt sich diese Szene als eine neue Variante von „institutionell Integrierten“ beschreiben.

Da sie sich aber zumindest seit Beginn ihrer Adoleszenz nicht mehr an der Vereinsstruktur und den klassischen dörflichen Ritualen orientieren, hat für sie im gleichen Maße auch der sehr stark mit den Institutionalisierungsformen des Lebenslaufes vermittelte Reproduktionskode des „Werdegangs“ an Bedeutung verloren. Sehr viel stärker prägend wirkt heute bei ihnen als Sozialisationsparadigma, das was Phil Cohen als „Impression Management“ bezeichnet hat. Geprägt ist dieses ja durch eine starke Kombination der Kodes von „Werdegang“ und „Berufung“, wobei gerade in der eher affektiv aufgeladenen Befürchtung, sich im Vereinskontext „instrumentalisieren“ zu müssen, der Reproduktionskode der „Berufung“ bei den Mitgliedern der „Rheinchillee“-Szene eine besondere Bedeutung erhält. Allerdings geht dies bei ihnen nicht so weit, dass sich ihre „raumbezogenen Interessenorientierung-

gen“ – wie für das „gegenkulturelle“ Milieu charakteristisch – auf die Ausbildung kulturoppositioneller Enklaven in den Nischen institutionalisierter Räume konzentrieren würde. So nehmen sie doch die verschiedenen Angebote schulischer AGs sehr dankbar als Möglichkeit zur Realisierung ihrer Freizeitinteressen an. Auch sehen sie sich eher als Engagierte denn als Opposition. Und selbst bei denjenigen, die sich in ihrem Kleidungs- und Musikstil an die „schwarze Szene“ anlehnen, findet dies eher verhalten und im Paradigma von „Impression Management“ statt.

Allerdings lassen sich nicht all ihre Interessen über die privaten und schulisch den entsprechenden AGs zur Verfügung gestellten Orte realisieren. Vielmehr markiert die Szene der „Rheinchillee“, wie in ihrem Namen schon anklingt, deutliche Nutzungsansprüche auch gegenüber öffentlichen Räumen, besonders am Rheinufer, um dort zu „chillen“. Letzteres meint lockere Treffen dieser Szene, um gemeinsam zu reden, Musik zu hören, etwas zusammen zu trinken (auch Alkohol) und zum Teil auch zu grillen. Dieses Interesse wird von den weiblichen Mitgliedern in gleicher Weise geteilt, wie von den männlichen – wie überhaupt hinsichtlich des Partizipationsgrades an Aktivitäten und Entscheidungsprozessen kaum Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu beobachten waren. Hintergrund dieses auch für „institutionell Integrierte“ ungewöhnlichen Ausmaßes an Egalität im Geschlechterverhältnis könnte die von den Mädchen besonders stark genutzte Infrastruktur der schulischen AGs und ihr darüber erworbenes Selbstbewusstsein sein. Aber auch die Affinität einiger Mädchen zu bestimmten „gegenkulturellen Milieus“ könnte zur Untermauerung ihrer entsprechenden Partizipationsansprüche beigetragen haben, stellt Egalität im Geschlechterverhältnis doch in vielen „gegenkulturellen Milieus“ ein kulturell hoch besetzter Wert dar.

Mit diesem Interesse an einer solchen Nutzung öffentlicher Flächen stoßen sie jedoch bei Erwachsenen und Ordnungshütern – auch solchen die sich ohne offizielles Mandat dazu berufen fühlen – auf starke Widerstände. Häufig werden die Jugendlichen sogar von jenen bei ihren Treffs am Rhein vertrieben. Von daher haben sie im Rahmen des mit ihnen durchgeführten Lebenswelterkundungsprojektes auch die Forderung erhoben – und diese dann auch in einem von ihnen selbst arrangierten Gespräch dem Bürgermeister entsprechend vorgetragen –, ein brach liegendes Gartengrundstück am Rheinufer als Gruppe eigenverantwortlich nutzen zu dürfen. Auf diesem wollen sie eine Grill- und Feuerstelle einrichten, sowie eine Art Pergola, um gegen Regen und Wind geschützt zu sein, was durchaus im Sinne einer „Produkt-“ und „Inhaltsorientierung“ zu interpretieren ist. Die Natur und der naheliegende Fluss waren im Rahmen ihrer „raumbezogenen Interessenorientierungen“ nicht zuletzt auch von atmosphärisch hoher Bedeutung. Und so geht es bei ihren Zusammenkünften auch nicht primär um laute Musik und sinnlich Expressives. Vielmehr suchen sie häufig unter sich dichte Gespräche über all

das, was sie bewegt, bis hin zu intimen Fragen von Beziehung und Familie, worin sich auch eine starke „Solidaritätsorientierung“ ausdrückt.

Allerdings ist diese „Solidaritätsorientierung“ erst einmal auf die eigene Szene begrenzt. Zu den „subkulturell“ orientierten Cliques von Jugendlichen lässt sich demgegenüber schon fast von einer „Konkurrenzorientierung“ sprechen. Allerdings liegt der Grund, weshalb sich diese Szene so massiv von „subkulturell“ orientierten Cliques abgrenzt, nicht einfach darin, dass diese ebenfalls öffentliche Räume für sich beanspruchen, sondern an deren ganz anders gelagerten „raumbezogenen Interessenorientierungen“. So versuchen diese Cliques ja entsprechende Orte für ihre sehr viel lautstärkeren und körperlich expressiven, häufig sogar explizit männlich-chauvinistisch akzentuierten Cliquentreffen und -inszenierungen anzueignen. Hinzu kommt, dass sie aufgrund ihres häufig rücksichtslosen Umgangs mit der Natur – vor allem im Hinterlassen von Müll und zerbrochenen Flaschen, bis hin zu von außen als Vandalismus wahrgenommenen Akten – von den „Rheinchillees“ als mitverantwortlich gesehen werden für auch ihre Vertreibungen vom Rheinufer. Denn Ordnungshüter und Erwachsene vermögen häufig nicht zwischen den verschiedenen orientierten und sich auch raum- und naturbezogen unterschiedlich sorgsam verhaltenden Szenen und Gruppen von Jugendlichen zu unterscheiden.

Als weiterer relativierender Grund im Hinblick auf eine „Konkurrenzorientierung“ lassen sich Ängste anführen, wie sie sich besonders unter den weiblichen Mitgliedern der „Rheinchillees“ recht deutlich zumindest gegenüber Teilen dieser „subkulturellen“ Cliques zeigen. Diese beziehen sich vor allem auf Männlichkeitsgebärden, welche zum Teil sogar die Grenze zur Gewaltförmigkeit überschreiten, wie darüber hinaus auch auf ihren exzessiven Genuss – und zum Teil auch Handel – mit illegalen Drogen. All diese Aspekte fungieren ja umgekehrt auch als Grundlage für die Kriminalisierung dieser Clique in der Öffentlichkeit. Demgegenüber zeigen sich selbst die weiblichen Mitglieder der „Rheinchillee“-Szene gegenüber exzessivem Alkoholkonsum unter ihresgleichen weitaus toleranter, weil dieser hier nicht mit zur Schau gestelltem Männlichkeitsgebaren und Aggressivität verknüpft wird. Auch die weiblichen Mitglieder zeigen sich in Feier-Situationen durchaus an den durch Alkohol zu erzielenden „besonderen Zuständen“ und „Stimmungsintensivierungen“ interessiert.

Dies lässt sich durchaus im Sinne einer gebrochenen „Selbstorientierung“ verstehen, spielen dabei doch auch rauschhafte Formen der Selbsterfahrung eine bedeutende Rolle. Zudem hat der Alkohol dabei für sie die Funktion, gesellschaftliche und normative Barrieren im Hinblick auf eine sinnliche Unmittelbarkeit auch im zwischenmenschlichen Bereich in gewisser Weise ‚legitim‘ überwinden zu können. Und so zeigt sich hier, gleichsam wie in einem Prisma auch die „Problematik“, welche im Sinne von Lefebvres Alltagskritik zentral die lebensweltliche „Realität“ ihrer Gruppierung kennzeich-

net. Einerseits scheint sich in ihrem Wunsch, mit eigenen Sinnen in die Welt und zu den anderen Menschen zu finden, die treibende Kraft einer in den privaten Beziehungen der Menschen untereinander und zur Natur sich haltenden und dem Reproduktionskode der „Berufung“ folgenden Ungleichzeitigkeit gegenüber der für die Modernität charakteristischen Strukturen funktionaler Formalisierung auszudrücken in ihren – wie Bloch (1976) es ausdrückt – unvergangenen, weil nie ganz gewordenen, daher bleibend subversiven und utopischen Inhalten.

Nie ganz geworden sind diese aber, weil die in ihrer Kindheit sehr stark im Paradigma von „Werdegang“ Sozialisierten es von klein auf gelernt haben, ihre Wünsche in Richtung der den entsprechenden Abschnitt ihres Lebenslaufes regulierende Institutionen und Normen auszurichten. Und wengleich es scheint, dass sie über die vielfältigen AGs und das Szenenleben es vermögen, ein breites Spektrum ihrer Eigenschaften und Vermögen zum Tragen zu bringen, erfolgt dies nach wie vor sehr stark entlang der jeweils vorgegebenen (normativen) Regulierungsformen und den Maßgaben von „Impression Management“. Damit bleibt es eine vergleichsweise äußerliche Erfahrung. Umso bedeutsamer sind deshalb für sie jene rauschhaften Zustände, wie auch die gegen (Selbst-)Zwang gerichteten lebendigen Fähigkeiten des Zwerchfells zu lachen oder – was zumindest bei den Mädchen auch einmal vorkommt – zu weinen. Nicht unbedeutend ist in diesem Zusammenhang, dass es sich bei all dem um Eigenschaften handelt, die rascher als dies durch bewusstes Reden möglich ist, auch hohe Verständigungsstufen in der Gruppe erreichen.

Dies auf die von Lefebvre unterschiedenen drei Schichten der Bewusstwerdung der eigenen Stellung in der Gesellschaft sowie der Eingemeindung in die hegemoniale Lebensweise bzw. der Intensität anti- oder gegenhegemonialer Zugehörigkeitsentscheidungen zu beziehen fällt nicht einfach. So sind die „Rheinchillee“ ja gerade über die schulischen AGs eingebunden in die hegemoniale Lebensweise, weshalb wir diese Szene ja auch als eine neue Form „institutionell Integrierter“ bezeichnet haben. Ja, selbst in ihrem „chillen“ am Rhein folgen sie in gewisser Weise – und eben nur stilistisch etwas anders akzentuiert – einer in der Region stark ausgeprägten Tradition, treffen sich doch auch die Erwachsenen am Fluss, um dort an den Weinständen gemeinsam zu Trinken, zu reden und zu feiern. Vielleicht nicht umsonst suchen alle an den Ufern des Rheins etwas mehr „in Fluss zu kommen“ und ihre Eingebundenheit in die alltäglichen Verhältnisse und Strukturen zumindest für eine bestimmte Zeit hinter sich zu lassen. Mehr noch als diese Momente jedoch spricht der selbstorganisierte und eigenverantwortliche Vorstoß beim Bürgermeister im Hinblick auf ein von ihnen selbst zu gestaltendes, zu pflegendes und zu nutzendes Grundstück für ein Vordringen zumindest zur zweiten Schicht in Lefebvres Systematik, selbst wenn die *Lebensweise* der Jugendlichen als neue Form von „institutionell Integrierten“ weder durch ein

sonderliches „Unbehagen“ geprägt wäre, noch sich selbst als oppositionell oder anti- bzw. gegenhegemonial begreifen würde.

Eine dieses Vorhaben begleitende Jugendarbeit dürfte auf keinen Fall die Jugendlichen in ihrer Selbstorganisation enteignen. Sie könnte sich als Moderation bei eventuellen internen Problemen von Arbeitsteilungen und Entscheidungen anbieten. Auch gilt es eventuell auftretende Konflikte mit Ordnungsbehörden in einer Weise zu gestalten, dass daraus Lernprozesse (vielleicht sogar nicht nur auf Seiten der Jugendlichen) entstehen können bezüglich der Angelegenheiten eines Gemeinwesens und ihrer demokratischen und sozialen Regulierung. Auf jeden Fall aber müssten Professionelle aus dem Bereich der Jugendarbeit bei Konflikten, wie sie bezüglich des neuen Ortes aller Voraussicht nach mit anderen Jugendlichen – vor allem aus dem „subkulturellen Milieu“ – entstehen werden, als allparteiliche Mediation fungieren. Und schließlich gilt es bezüglich der Problematik, welche im Sinne von Lefebvres Alltagskritik die lebensweltliche „Realität“ dieser Gruppe kennzeichnet, die Jugendlichen sensibel darin zu stützen, das in all seiner Lebendigkeit zu verwirklichen, was sie bisher im Rahmen von „Impression Management“ eher nur bruchstückhaft auszudrücken vermochten.

5.2 Die „Ehrenamtlichen“ eines Jugendclubs

Die Gruppe der im Wallufer Jugendclub Engagierten besteht aus ca. 15 Jugendlichen, in welcher beide Geschlechter etwa gleich stark vertreten sind. Ein großer Teil dieser Jugendlichen rekrutiert sich aus der Stammbewohnerschaft von Walluf. Es finden sich aber auch neu Zugezogene bzw. sogar auch ein von Walluf weggezogener Jugendlicher unter ihnen. Die meisten der Jugendlichen befinden sich noch in Schulausbildung und streben zumindest mittlere Abschlüsse, wenn nicht sogar das Abitur an. Es gibt jedoch vereinzelt auch Jugendliche, die sich bereits in einer Berufsausbildung bzw. einer berufsqualifizierenden Maßnahme befinden.

Geprägt sind diese Jugendlichen damit sehr stark vom Sozialisationsparadigma des „Erbes der Fertigkeit“. Wirksam sind darin ja vor allem die beiden Reproduktionskodes von „Erbschaft“ und „Lehrzeit“, wobei Ersterer in diesem Falle in besonderer Weise auf die dörfliche und regionale Tradition bezogen ist und von den Jugendlichen auch entsprechend akzentuiert aufgenommen wird. Da aber das Hineinwachsen in die dörfliche Gemeinschaft und ihr Zusammenleben zugleich auch sehr stark vermittelt den Lebenslauf regulierender Institutionen und Rituale erfolgt, spielt der Reproduktionskode des „Werdegangs“ in dem die Lebenswelt der Gruppierung prägenden „Kodegitter“ eine ebenfalls bedeutende Rolle. Und wenn Cohen das sich zwischen den beiden Reproduktionskodes von „Lehrzeit“ und „Werdegang“ entfaltende

Bezugsmodell von Sozialisation, mit dem Begriff der „Weiterbildung“ zu kennzeichnen versucht hat, so ist diese Form sich deutlich vom Reproduktionskode der „Berufung“ unterscheidenden Bildungsstrebens auch bei vielen – vor allem weiblichen – Mitgliedern dieser Gruppierung zu beobachten.

Was den Einfluss auf Entscheidungen in der Gruppe und die Partizipation an deren Engagement betrifft, konnten von den Studierenden keine bedeutsamen Machtungleichgewichte zwischen den Geschlechtern oder den verschiedenen sozialen Hintergründen bzw. Bildungskarrieren festgestellt werden. Vielmehr scheint sich in der Gruppe eine Art ‚naturwüchsige‘ Arbeitsteilung eingespielt zu haben, in der die einzelnen Mitglieder ihre unterschiedlichen Talente entsprechend zur Geltung bringen können. Allerdings gibt es deutliche Hinweise darauf, dass diese ‚Naturwüchsigkeit‘ eher dem traditionsbewussten Reproduktionskode der „Erbschaft“ als dem der „Berufung“ folgt (s.u. Kap. 6.1).

Auch jugendkulturell betrachtet, scheinen in der Gruppe durchaus unterschiedliche Orientierungen neben- bzw. zum Teil auch miteinander Bestand zu haben. So zeigt ein großer Teil der männlichen Jugendlichen – besonders aber diejenigen, welche sich bereits in Berufsausbildung befinden oder Teilnehmer eine Qualifizierungsmaßnahme sind – deutliche Nähe zum eher traditionell orientierten „subkulturellen Milieu“. In diesem sind männlich akzentuierte Körperlichkeit und Handlungsbereitschaft (= „Zupacken“ können) durchaus auch im Sinne einer „Produktorientierung“ ebenso wie Kollektivität als eine bestimmte Form von „Solidaritätsorientierung“ hoch besetzt.

Solche Tendenzen finden sich selbst bei Jungen, die weiterführende Schulen besuchen, aber dort auch ein „subkulturelles“ Image pflegen und sich deutlich distanzieren von „Strebern“ und „angepassten“ Mitschüler- (inne)n, die für sie eine entsprechende „Instrumentalisierungsorientierung“ verkörpern. So orientieren sie sich in ihren Interessen deutlich an der sog. schulischen „Hinterbühne“ (= im Unterricht sich mit anderem Beschäftigen; Erzählen von Geschichten; Witze reißen; „Streber“ und Lehrkräfte „verarschen“; etc.). Allerdings wird von ihnen der Rahmen der Schule mit seinen entsprechenden Institutionalisierungsformen nicht grundlegend infrage gestellt, sondern praktisch weitgehend akzeptiert. Allerhöchstens wird an ihm symbolisch oder ironisch auch einmal „gekratzt“.

Bei den Mädchen hingegen finden sich sehr viel stärker Orientierungen ausgeprägt, wie sie für „manieristische Strömungen“ charakteristisch sind. Dies bezieht sich nicht nur auf die Bedeutung, welches sie einem entsprechend modischem „Styling“ beimessen. Vielmehr zeigen sich bei vielen der Mädchen auch deutliche Tendenzen, sich von „Asis“ (= A-Sozialen) abzusetzen. Fest machen sie dieses ‚Label‘ hauptsächlich an bestimmten Äußerungs- und Konventionsformen der so Bezeichneten. Darüber hinaus ließen sich in den Kommunikationsformen dieser Mädchen dann auch Formen der Herstellung der Dialektik von Inklusion/Exklusion bzw. Peripherisierung bestimmter

anderer am Jugendclub und der Gruppe interessierter Jugendlicher feststellen, die stark an die von „manieristischen Strömungen“ ausgeprägten Formen von „Konkurrenzorientierung“ erinnern.

Anders als bei diesen ging es jedoch bei den im Jugendclub engagierten Mädchen nicht um modische Fragen von „in“ sein oder nur „möchte gern“ oder sogar „out“. Vielmehr bestimmten bei ihnen Fragen von Kompetenz und Leistung diese Form der Herstellung der Dialektik von Zugehörigkeit zur „ingroup“, die in dieser Weise sich deutlich auch an den Maßstäben schulischer Leistungsbemessung orientiert. Und nicht zufällig zeigen sich diese Mädchen auch in schulischen Bereichen nicht bloß ambitioniert, sondern verweisen in ihren Gesprächen untereinander immer wieder auch mit Stolz auf diesbezügliche persönliche Erfolge. So tragen sich in der Bedeutung, welche die Mädchen Aspekten von Kompetenz und Leistung zumessen, durchaus auch Aspekte von „Produkt-“ und „Inhaltsorientierungen“ durch, die allerdings nicht zuletzt durch ihre Verbindung mit einer entsprechenden „Konkurrenzorientierung“ gebrochen werden.

Dass bestimmte Jugendliche von den im Jugendclub Engagierten als „A-Soziale“ bezeichnet werden, ist aber weder eine rein weibliche Angelegenheit, noch verbindet sich mit diesem ‚Label‘ eine bloße Abwertung entsprechender Jugendlicher. Vielmehr fungiert diese Bezeichnung bei Jungen und Mädchen wie eine Art semi- oder vielleicht eher pseudo-professioneller Klientifizierung – in etwa dem vergleichbar, was auch von Engagierten und Funktionsträgern aus dem Bereich Jugendverbände und Vereine bekannt ist. So sehen sich die Aktivisten des Jugendclubs den als „a-sozial“ Gelabelten gegenüber als sozial verantwortungsbewusst. Und wie die Jugendverbands- und Vereinsaktivisten adressieren sie ihre Jugendclub-Angebote als „sinnvolle“ und „gesellschaftlich-integrierende“ Alternative zu den als „a-sozial“ etikettierten Verkehrs- und Gesellungsformen der entsprechenden Jugendlichen aus dem zumeist „subkulturellen Milieu“.

Nur scheinbar im Widerspruch dazu steht, dass ja viele der Jungen aus dem Kreis der im Jugendclub Engagierten selbst gewisse Affinitäten zum „subkulturellen Milieu“ aufweisen. Denn aus ihrer „traditionellen“ Perspektive hat dies eher etwas mit den Freiräumen des Jugendmatoriums zu tun, wie es in der vermutlich auch bei ihren Eltern verbreiteten Rede vom „Hörner abstoßen“ der Jungen zum Ausdruck kommt. So sehen die Jungen aus dem Kreis der Engagierten des Jugendclubs ihre „Alltagsflips“, wie dies einmal von den Autoren der Shell-Jugendstudie (1981) jugendsprachennah begrifflich abzubilden versucht wurde, klar in einen ritualisierten Rahmen eingebettet. Und entsprechend versuchen sie mit ihren Feieranboten des Jugendclubs, den anderen „subkulturell“ orientierten Jugendlichen einerseits einen klar umgrenzten Freiraum zu eröffnen und gleichzeitig ihre „a-sozialen“ Exzesse durch diese Rahmung zu begrenzen.

Mit dieser geradezu sozialpädagogischen Perspektive einer Begegnung 'abweichenden Verhaltens' korrespondiert, dass die im Jugendclub engagierten Jugendlichen sich selbst als „Ehrenamtliche“ bezeichnen und damit einen Begriff aufgreifen, der zur sozialen Aufwertung eines freiwilligen Engagements auch von Jugendlichen herangezogen wird. Nicht zuletzt aus diesem Grund sehen wir in dieser Gruppe ebenfalls eine neue – allerdings etwas anders als bei den „Rheinchillee“ gelagerte – Variante des Milieus der „institutionell Integrierten“.

Dies ist jedoch nicht der einzige Grund. Denn ein weiteres Kennzeichen, dass diese Gruppe der „Ehrenamtler“ aus dem Jugendclub mit dem klassischen Milieu „institutionell Integrierter“ verbindet, ist die von ihnen als unproblematisch erachtete Organisation ihrer Interessen – eben auch durch die ihnen zur Verfügung stehende Infrastruktur des Jugendclubs. Mit der Bedeutung, die der Jugendclub auch über ihr Engagement in diesem hinaus für ihr Sozialgefüge hat, unterscheiden sich ihre „raumbezogenen Interessenorientierungen“ jedoch vom klassischen Milieu „institutionell Integrierter“ und stellen in gewisser Weise eine Mischform zwischen den „raumbezogenen Interessenorientierungen“ dieses wie des „subkulturellen Milieus“ da.

„Probleme“ allerdings – und dies ist ein weiteres Merkmal, das sie mit dem klassischen Milieu der „institutionell Integrierten“ teilen – haben nur die anderen, die „Asis“. Sie selbst haben alles im Griff (zu haben). In gewisser Weise ist dies in ihrer *Lebenswelt* zwar für sie zu einer soziokulturellen Realität geworden. Mehr jedoch kommt hierbei der Charakter einer starken normativen Anforderung zum Tragen, welche sie über das entsprechende Gitter von Reproduktionskodes aus ihrer Herkunftskultur übernommen haben, und die darüber hinaus in den neo-liberalistischen Strömungen der Gegenwart zusätzlich an Popularität gewonnen hat.

All dies spiegelt sich wie in einem Prisma auch in dem Anliegen, das diese Gruppe im Rahmen des Lebenswelterkundungsprojektes in Form eines nach vorher von ihnen verfasstem Script szenengetreu gedrehten Video in die Öffentlichkeit ihrer Gemeinde zu transportieren versucht hat: der Abbau von Vorurteilen von Erwachsenen gegenüber Jugendlichen. In diesem Film werden zunächst gespielte Szenen gezeigt, in denen sich Erwachsene über Jugendliche aufregen, die öffentliche Orte – wie Bänke oder das Rheinufer – nutzen, und auch auf Gesprächsangebote der Jugendlichen nicht eingehen. Wie in einem Lehrstück werden im Anschluss gelingende Begegnungen dialogischer Art zwischen Erwachsenen und Jugendlichen gespielt. Damit untermauern die Jugendlichen nicht nur die Bedeutung, die für sie Image-Fragen haben. Sie leiden offensichtlich darunter, dass Erwachsene nicht in ihnen diejenigen erkennen, die hohe soziale Verantwortung zeigen und die selbst gesellschaftliche Maßstäbe von Ordnung und Sauberkeit – darum geht es in den Spielfilmszenen, in denen sie von Erwachsenen ungerechtfertigt kritisiert werden – für sich anerkannt und auch entsprechend verinnerlicht haben. Sie

belegen damit im Hinblick auf ihre „raumbezogenen Interessenorientierungen“, dass sie Regelkonformität als Grundbedingung einer jeglichen Nutzung von Raum in ihrer Sozialisation (vermutlich vor allem über private Räume) zu akzeptieren und somit „Selbst-“ und „Instrumentalisierungsorientierungen“ auszubalancieren gelernt haben. Anders als die „raumbezogenen Interessenorientierungen“ der klassisch „institutionell Integrierten“ behaupten jedoch auch sie in ihrem Film zumindest implizit den Anspruch auf die Nutzung öffentlicher Räume.

Vor diesem Hintergrund kann die für diese Gruppierung zentrale lebensweltliche „Problematik“ im Sinne von Lefebvres Alltagskritik daran festgemacht werden, dass sie einerseits als Heranwachsende nach Autonomie und Selbständigkeit trachten und dabei – auch im Hinblick auf ihre „raumbezogenen Interessenorientierungen“ – jugendliche Differenz zur Erwachsenenwelt signalisieren, sie aber gleichermaßen bestrebt sind, von dieser Erwachsenenwelt Anerkennung zu erheischen. Dabei versuchen sie auch zwischen Tradition und Neuem zu vermitteln, wie es sich schon in der Spannung zwischen den Sozialisationsparadigmen von „Erbe der Fertigkeit“ und „Weiterbildung“ ausdrückt. Dies bezieht sich vor allem auf ihr Verhältnis von Identifizierung mit und Abgrenzung von der klassischen dörflichen Herkunftskultur, in der sie groß geworden sind, mit ihren sehr stark am „Erbe der Fertigkeit“ orientierten Werten. Denn die damit sich reproduzierenden Orientierungen erweisen sich bestenfalls noch für diejenigen unter ihnen als lebensstauglich, die das „Erbe“ gestandener Handwerker-, Weinbauern- und Kaufleutefamilien in Form einer entsprechend situierten Firma antreten können. Die anderen sind in existenzieller Weise damit konfrontiert, dass sich ihnen im Dorf und mit dieser traditionellen Orientierung nur wenige berufliche Zukunftschancen erschließen und eine Orientierung an soziokultureller und räumlicher Mobilität für sie weit erfolgversprechender erscheint. Dies gilt besonders für das weibliche Geschlecht.

Diese Gruppierung in Lefebvres Systematik der drei Schichten einzuordnen ist ähnlich schwierig, wie bei der ebenfalls als neue – aber anders geartete – Variation „institutionell Integrierter“ bezeichneten Szene der „Rheinchillee“. So begreift sich die Gruppierung von „Ehrenamtlichen“ des Jugendclubs weder als oppositionell oder anti- bzw. gegenhegemonial, sondern strebt ganz im Gegenteil nach Anerkennung der Erwachsenenwelt. Dies gilt mit Blick auf ihr Engagement und dörfliches Leben sogar für die Jungen, die gewisse Nähe zum „subkulturellen Milieu“ zeigen. Erst Recht aber betrifft es die Mädchen, die sich leicht an „manieristischen Strömungen“ orientieren und bei denen dann auch ähnliche Formen der Herstellung der Dialektik von Zugehörigkeit zur „in-group“ konstatiert wurden. Ihr Engagement im Jugendclub wird von ihnen im Gegenteil explizit als Eingemeindung „a-sozialer“ jugendlicher begriffen. Dennoch verweisen die dabei von ihnen realisierten, wie auch immer gebrochenen „Produkt-“, „Inhalts-“ und „Solidaritätsorientierun-

gen“ über die von Lefebvre als „*unterste und effizienteste Stufe*“ (1977 Bd. II: 69) bezeichnete Ebene hinaus. So wird diese von Lefebvre ja als oberflächlicher Rahmen von Anpassung an jene funktional bedeutsamen Strukturen der Formalisierung charakterisiert, wie sie in den verschiedenen, partikularisierten Bereichen der Alltäglichkeit wirksam werden und diese damit förmlich gesehen durchaus verbinden.

Selbst die Mädchen, welche im schulischen Bereich sehr starke Bereitschaft zu einer „Selbstinstrumentalisierung“ zeigen und die das für sie gerade auch hier vermittelte Leistungsprinzip sehr stark verinnerlicht zu haben scheinen, tun dies letztlich aus einer damit allerdings zugleich gebrochenen „Selbstorientierung“ heraus. So eröffnet ihnen doch allein der schulische Erfolg eine eigenständige und emanzipierte Lebensperspektive über das klassische „Erbe“ der Rolle als Hausfrau und Mutter hinaus. In der Gruppe der „Ehrenamtlichen“ wären sie zu einer solchen „Selbstinstrumentalisierung“ für fremd gesetzte Zielsetzungen ebenso wenig bereit wie die Jungen. Letztere signalisieren ja auch im schulischen Kontext durch ihre „subkulturellen“ Ausdrucksformen und Stilisierungen zumindest auf symbolischer Ebene Widerstand gegen eine Unterordnung und Anpassung an dessen formale und formalisierende Strukturen.

Dass ihrem „ehrenamtlichen“ Engagement im Jugendclub dennoch eine Gebrochenheit entsprechender „Produkt-“, „Inhalts-“ und „Solidaritätsorientierung“ zu attestieren ist, hat vor allem mit der darüber zugleich erfolgenden Distanzierung bzw. Klientifizierung der von ihnen als „a-sozial“ bezeichneten „subkulturell“ orientierten Jugendlichen zu tun. Während die Distanzierung dabei eine breitere Form der Solidarisierung auch mit diesen eher „subkulturell“ orientierten Jugendlichen verhindert, verweist die Klientifizierung die entsprechend adressierten Jugendlichen zumindest implizit auf eine „Konsumorientierung“, die andererseits ja gerade von Seiten der „Ehrenamtler“ an ihnen kritisiert wird. Und wenn sich die „Ehrenamtler“ darüber mokieren, dass ihre für sie durchaus einer „Inhaltsorientierung“ folgenden Angebote im Jugendclub von diesen manchmal nicht entsprechend angenommen werden, verkennen sie, dass sie bezüglich der „subkulturellen“ Jugendlichen damit zunächst einmal bloß an eine „Variabilitätsorientierung“ appellieren. Denn wenn diese Jugendlichen solche Angebote nicht annehmen, liegt es an deren anderen „Inhaltsorientierungen“, die sich für sie vor allem aus dem unmittelbaren sozialen Zusammenhang als Clique ergeben (s.o. Kap. 3.2.1).

Vor diesem Hintergrund hätte Jugendarbeit die Aufgabe, eher die „solidarischen“ Aspekte eines gemeinsamen Tuns zwischen den verschiedenen Jugendlichen und ihren Gruppierungsformen zu unterstützen und so zu einer Demokratisierung der Verkehrsformen im Jugendclub auch über die Gruppe der „Ehrenamtlichen“ hinaus beizutragen. Zudem wäre die in der Rückkopplungsdiskussion mit der Gruppe begonnene Thematisierung der Schul- und Berufsorientierungsproblematik weiterzuführen, um mit ihnen gemeinsam

auch kollektiv-solidarische Momente in deren Bewältigung zu erarbeiten, bzw. evtl. sogar dieses Thema im Anschluss mit ihnen in einer ähnlichen Weise in der dörflichen Öffentlichkeit zu politisieren, wie die Anerkennungsproblematik.

5.3 Die Stammbesucherschaft des „Tee-Stübchen“ Hallgarten

In der Stadt Oestrich-Winkel stießen wir auf ein weiteres Sozialgefüge Jugendlicher, das nicht eindeutig der Typologie Sozialer Milieus des „Handlungsraum“-Projektes zuzuordnen ist. Es handelt sich dabei nicht um eine Clique, auch nicht um eine durch einen bestimmten Stil gekennzeichnete Szene, sondern eher um ein Netzwerk mit unterschiedlich starken Verdichtungen, das aber als Stammbesucherschaft der zwei mal pro Woche geöffneten Jugendtreffs „Tee-Stübchen“ im Stadtteil Hallgarten – von den Jugendlichen kurz als „Tee“ bezeichnet – durchaus eine Form kollektiver Zugehörigkeit entwickelt hat. Und so treffen sich die Jugendlichen an den anderen Tagen auch an anderen Orten, wie z.B. dem Steg am Rhein im Ortsteil Winkel, am Bolzplatz oder der Skateranlage, wobei die beiden zuletzt genannten Orte weitaus häufiger von den Jungen genutzt werden. Allerdings sind die Treffen dort zumeist eher zufällig. Zum Teil verständigen sich die Jugendlichen jedoch auch über Handys.

Darüber verabreden sich die eher enger verbundenen Teilnehmer(inn)en des Netzwerkes auch zu Treffen in Privaträumen. Bei den Jungen stehen dabei häufig gemeinsames Spielen am Computer bzw. der Spielkonsole im Vordergrund. Bei den Mädchen sind hingegen gemeinsame Gespräche über Lifestyle-Fragen und Beziehungen stärker ausgeprägt. Auf den ersten Blick erscheint somit die „Konsumorientierung“ bei diesen Jugendlichen sehr stark ausgeprägt. Dies täuscht jedoch. Sicher lässt sich über das kreative Potenzial von Computerspielen streiten. Die Jugendlichen bevorzugen jedoch sehr komplexe und selbst die Jungen keine „Ego-Shooter“-Spiele. Zudem nutzen sie auch andere Medien – wie z.B. digitale Fotografie – kreativ. Und auch das Styling der Mädchen hat durchaus solche Aspekte. Es orientiert sich eher an neueren modischen Varianten der Emo-Kultur (s.u. Kap. 5.4).

Ein großer Teil der Jugendlichen – auch hier wieder stärker die Jungen – verfügt über einen eigenen Roller. Allerdings gehören sie nicht zu denjenigen, die an den Rollern herumschrauben. Vielmehr hat dieses Gefährt für sie vor allem Bedeutung, um zwischen den einzelnen Ortsteilen und Treffpunkten mobil zu sein oder auch um beim Cruising andere Jugendliche zu treffen. Hier könnte durchaus von einer „Variabilitätsorientierung“ gesprochen werden.

Vor allem bei den Jungen erscheint es zum Teil so, dass sie bei ihren Fahrten auf der Suche sind, wo gerade am meisten „etwas los“ ist. Gerade darin schimmert jedoch auch ein Stück „Inhaltsorientierung“ durch.

Zwar treffen sie an den anderen Orten außerhalb des Tee-Stübchens auch Jugendliche, die nicht zu deren Stammbesucherschaft zählen. Dies sind jedoch zumeist funktionale Kontakte – z.B. beim Kicken der Jungen oder beim Skaten. Persönlichere Beziehungen, ja sogar die ersten Liebschaften, finden nur innerhalb des „Tee“-Netzwerkes statt. Und auch zu Gartenpartys im privaten Rahmen oder zum Grillen werden nur Jugendliche aus dem Netzwerk eingeladen. Zudem können sie das der örtlichen Jugendpflege unterstellte Tee-Stübchen zu Privatpartys nutzen, was sehr gefragt ist. Sie benötigen dazu aber eine der etwas älteren, zumeist männlichen Honorarkräfte, die auch während der regulären Öffnungszeiten der Teestube „nach dem Rechten sehen“, aber von der Jugendpflege aus dem Netzwerk der Stammbesucherschaft rekrutiert werden. Diese werden auch noch nach dieser ‘Berufung’ von den anderen Jugendlichen als integraler Bestandteil des Netzwerkes und zu dessen Sozialgefüge zugehörig betrachtet.

Mit der Schlüsselgewalt gewinnen sie allerdings zugleich eine gewisse hierarchische Position im Netzwerk. Dies geschieht weniger wegen von ihnen eher unauffällig eingenommener Aufsichtsfunktionen während der Öffnungszeiten, als vielmehr deshalb, dass ja auch die beliebten Privatpartys von ihrer Bereitschaft abhängen, unentgeltlich den Schlüsseldienst zu übernehmen. Ähnlich – jedoch etwas abgeschwächt – erlangen auch diejenigen, die über einen Roller verfügen, besondere Positionen im Sozialgefüge. Denn Jugendliche, die darüber nicht verfügen können – und dies sind in der Mehrzahl die Mädchen –, sind darauf angewiesen, sich mit diesen gut zu stellen, um im weit verzweigten Ort oder auch zu dem eher abseits am Berg gelegenen Jugendtreff auf dem Roller mitgenommen zu werden.

Dennoch ziehen die Mädchen eine deutliche Grenze zwischen einem Hofieren der Schlüsselverfüger und Rollerfahrer auf der einen Seite, welches sie im eigenen Interesse durchaus strategisch einzusetzen bereit sind, und darüber hinausgehenden Formen der „(Selbst-)Instrumentalisierung“ oder sogar Unterwürfigkeit auf der anderen Seite. Ganz im Gegenteil haben sich im Hinblick auf entsprechende Autonomiebestrebungen spezielle „Solidaritätsorientierungen“ unter den Mädchen entwickelt, die sich auch zu entsprechenden engeren Freundschaften verdichtet haben. In diesen Zusammenhängen verdeutlichen sie auch während der Öffnungszeiten und Partys im Tee-Stübchen ihre Autonomie, indem sie sich mehr auf sich als Mädchen untereinander als auf die Jungs beziehen und dabei sehr viel Spaß entfalten – bis hin, dass sie auch Jungs veralbern. Diese trachten jedoch danach, ihr cooles Image zu wahren, und werten deren Ausgelassenheit als „mädchenhaft“ und „Girly-Kram“ ab. Allerdings ist allzu offensichtlich, dass sie von der demonstrativen Unabhängigkeit der Mädchen und von dem, was sie sich als Mädchen unter-

einander an Spaß und Lebensfreude zu geben vermögen, zumindest irritiert und verunsichert, wenn nicht gar gekränkt sind.

Gerade in ihrer Ausgelassenheit durchbrechen die Mädchen das auch ansonsten von ihnen sehr stark praktizierte „Impression Management“. Von diesem Sozialisationsmodus sind die Jugendlichen der Stammesbesucherschaft gerade auch in ihren Herkunftsfamilien – die allesamt aus dem Bereich der Angestelltenkultur und Kleinunternehmerschaft stammen und eher nicht zum traditionsverwurzelten dörflichen Milieu gehören – überaus geprägt worden. Entsprechend distanzieren auch sie sich massiv von den von ihnen als „Bauern“ verspotteten Jugendlichen, die noch in die dörflichen Strukturen und Institutionen „integriert“ sind, oder sich in dörflichen Cliquen als traditionelle Ausprägungsformen des „subkulturellen Milieus“ organisieren.

In diesem Abgrenzen – wie auch in dem von ihm sehr stark praktizierten „Impression Management“ – zeigen sich gewisse Anklänge an das Milieu der „manieristischen Strömungen“. Auch ihre eher diffusen und sich nur selten zu engeren Freundschaften verdichtende Beziehungen weisen Ähnlichkeiten zu diesem Milieu auf. Selbst wenn sich Differenzierungen und Hierarchien innerhalb des Netzwerkes entwickelt haben, sind der Stammesbesucherschaft jedoch jene Kommunikationsrituale fremd, in denen sich typischer Weise ansonsten „Konkurrenzorientierungen“ in jener für „manieristische Strömungen“ charakteristischen Herstellung einer Dialektik von „In-Sein“, „Möchte-Gerne“ oder „Out-Sein“ auch innerhalb des eigenen Sozialgefüges umsetzen. Und selbst wenn es als „In“ gilt, im „Tee“ zu verkehren und zu ihrer Stammesbesucherschaft zu gehören mitsamt dem dort sich in bestimmten Ritualen des Zusammenseins und -feierns sich entfaltendem „Kult“, handelt es sich bei diesem Ort doch um alles andere als einen „Kultort der Zerstreung“, wie er ansonsten für „manieristische Strömungen“ charakteristisch ist.

Viel eher spiegeln sich in der Ausgestaltung des Raumes „raumbezogene Interessenorientierungen“, wie sie ansonsten in bestimmten Teilen „gegenkultureller Milieus“ zu finden sind, was nicht zuletzt schon in der Bezeichnung „Tee-Stübchen“ anklingt. Und selbst wenn „Selbst-“ und „Solidaritätsorientierungen“ im Teestubennetzwerk nicht in dem Maße ausgeprägt sind, wie dies ansonsten für das „gegenkulturelle Milieu“ typisch ist, so versuchen die ihm zugehörigen Jugendlichen den von der örtlichen Jugendpflege zur Verfügung gestellten Ort doch ähnlich wie dieses als Enklave anzueignen, um ihre eigene Kultur zu entfalten. Dabei entwickeln sie sogar entsprechende „Produkt-“ und „Inhaltsorientierungen“. Und so klagten die Jugendlichen in ihrem Lebenswelterkundungsprojekt auch noch größere eigene Gestaltungsmöglichkeiten sowohl des Tee-Stübchen-Raumes, wie auch seines Außengeländes ein, die sie eigenständig vornehmen und umsetzen wollen.

Demnach stellt das Teestubennetzwerk in gewisser Weise eine Mischung zwischen „gegenkulturellem Milieu“ und „manieristischen Strömungen“ dar. Allerdings orientieren sich die Jugendlichen nicht vorwiegend an entspre-

chend kulturindustriell gerade ge-„hyp“-ten Modeströmungen, sondern wählen ein eher vorsichtiges Styling, das sich an popularisierte Varianten der Emo-Kultur (s.u. Kap. 5.4) anlehnt, aber deutlich eigene „Tee“-Ausprägungen entwickelt. Und hierin deutet sich dann auch die zentrale Problematik an, die im Sinne von Lefebvres Methodologie von Alltagskritik ihre lebensweltliche „Realität“ stark prägt: Es ist dies die Spannung, einerseits im Rahmen von „Impression Management“ ein bestimmtes Image zu pflegen, wodurch die Jugendlichen ihren eigenen Lebensausdruck entsprechend zureichten und eingrenzen. Andererseits gibt es aber immer wieder Momente, in denen es ihnen gelingt, diese eher äußerlichen Posen und Gesten des „Impression Management“ in spontaner Lebendigkeit und Ausgelassenheit sich ausdrückenden „Selbstorientierungen“ hinter sich zu lassen, um eher dem Reproduktionskode der „Berufung“ zu folgen. Dies spiegelt sich auch in den Interessensartikulationen ihrer Lebenswelterkundung.

Besonders wenn solch spontanen Selbstregulierungen Raum gegeben wird, sich zu verwirklichen, gelingt es den Jugendlichen, die von Lefebvre als für die zweite Ebene charakteristisch ausgewiesene Orientierung an „Modelle[n], Normen, Werte[n], Haltungen- und Verhaltenshierarchien“ (1977 Bd. II: 68) im Rahmen besagten „Impression Managements“ zu überwinden. Für Momente vermögen sie so zu jener dritten Ebene vorzudringen, indem sie dem Reproduktionskode der „Berufung“ folgend einen „affektiven Kern“ zur Geltung bringen, der sich nicht mehr an solche Konventionen hält, ja diese sogar aufzusprengen vermag. Allerdings verbindet sich dies für die Jugendlichen nicht unbedingt mit einem Bewusstwerdungsprozess der eigenen Stellung in der Gesellschaft. Vielmehr unternehmen sie eher eine Spaltung zwischen einer mit vergleichsweise wenig Reibung verbundenen „Anpassung“ an die schulisch erhobenen Forderungen, denen sie folgen, um sich nicht eine spätere berufliche „Karriere“ zu verbauen, – und dem „Reich der Freiheit“, das sie in ihrer flottierenden Freizeitgestaltung und ihren Zusammenkünften und Feiern wähen, für die dann auch die Chiffre „Tee“ steht.

Diese Spaltung ist im Rahmen des Lebenswelterkundungsprojektes noch nicht einmal gelungen adäquat zu thematisieren, geschweige denn sogar ansatzweise aufzubrechen. So sahen sich die Jungen kurz vor den Zeugnissen in einem Ausmaß in die Schule eingebunden, dass sie trotz bekundetem hohen Interesse ihren Part an der Lebenswelterkundung in Form einer eigenständig erstellten Fotoserie über sich als Jungen, nicht mehr entsprechend eingebracht haben. Möglicherweise aus Scham nahmen sie dann auch nicht an der Rückkopplungsdiskussion teil.

Um diese Spaltung zu überwinden müsste es Jugend(bildungs)arbeit gelingen, die Verschiedenartigkeit der dem praktischen Bewusstsein der Jugendlichen zugänglichen Phänomene und Konflikte – die sie zumindest zum Teil auch bei ihren Zusammenkünften im Tee-Stübchen ansprechen – zur Klarheit entsprechender Widersprüche zu verdichten. Neben dem von ihnen

zumindest momenthaft schon selbst erschlossenen Raum für affektive Selbstregulierungen, könnte so auch Bewegung im Sinne politischer Fantasieproduktion (Negt 1977: 291) angeregt werden.

Eine weitere Aufgabe von Jugendarbeit wäre, den gerade von Seiten der Mädchen in der Lebensweltekundung artikulierten Interessen an einer stärkeren Demokratisierung der Verkehrsformen unter der Stammbesucherschaft mehr Geltung zu verschaffen. Von Interesse sind dabei auf Seiten der Jugendlichen eher direkte und nicht formalisierte bzw. institutionalisierte Verfahren der Beteiligung. Dies impliziert auch eine Demokratisierung der Schlüsselgewalt. Vermutlich benötigen die Jugendlichen in ihren Entscheidungsprozessen und ihren die Institution des Tee-Stübchen betreffenden Regulierungsbemühungen auch eine beratend/moderierende Unterstützung, die jedoch keine „Raumwärter“-Funktionen einzunehmen hätte.

5.4 Eine Szene aus Punks, SHARP-Skins und Emos

In Taunusstein stießen wir auf eine schillernde Szene diverser ‘verwandter’ expressiver jugendkultureller Strömungen, die sich von uns nicht so ohne weiteres in die Typologie soziokultureller Milieus von Jugendlichen des „Handlungsraum“-Projektes einordnen ließ. Diese setzte sich zusammen aus einerseits ange-, „punk“-ten Jugendlichen, die nicht nur durch ihr Haarstyling, ihre Kleidung und ihre Musik deutliche Affinitäten zum klassischen Punk demonstrierten, sondern sich darüber hinaus politisch, sozial und ästhetisch auch eher anarchisch orientierten. Zu ihnen gesellte sich eine Gruppe sogenannter SHARP-Skins. Dabei steht *SHARP* für *SkinHeads Against Racial Prejudice* (= Skinheads gegen Rassenvorurteile), die sich trotz ihres deutlich proletarisch-maskulinistisch akzentuierten Habitus sehr stark von rassistischen, deutschnationalen, rechtsradikalen oder neonazistischen Skinhead-Gruppierungen – von ihnen auch „boneheads“ (= Dumm- oder Holzkopf) genannt – abgrenzen und dies auch durch entsprechende Buttons und Aufnäher an ihrer Kleidung zum Ausdruck bringen.

Während Punks und SHARP-Skins in der heutigen Zeit zu einem eher seltenen Phänomen geworden sind, hat die Emo-Kultur, die ursprünglich für Emotional Hardcore stand – ein durch das stärkere Betonen von Gefühlen wie Verzweiflung und Trauer sowie durch die Beschäftigung mit gesellschaftlichen, politischen und zwischenmenschlichen Themen gekennzeichnetes Subgenre des Hardcore-Punk, auch Emocore genannt –, in den letzten Jahren als jugend-kulturelles Modephänomen, das mit dem gleichnamigen Musikstil nur noch mittelbar in Verbindung steht, eine wahre Hochkonjunktur erfahren. Charakteristisch für das Emo-outfit sind: ein schwarz (vereinzelt auch platin-blond) gefärbter, meist gescheitelter Pony, Röhrenjeans, enge T-Shirts, Arm-

oder Schweißbänder, Buttons, Sportschuhe, dunkel geschminkte Augen (bei beiden Geschlechtern) sowie Nietengürtel.

Bei der Mehrheit der Taunussteiner Szene standen jedoch die ursprünglich mit Emo verknüpften Themen noch deutlich in Vordergrund, wenngleich viele von ihnen die Weiterentwicklung von Emo, sowohl vom Styling her betrachtet, als auch musikalisch (mehr in Richtung von Independent auch mit Folk Einflüssen) durchaus mit- bzw. nachvollzogen haben. Und aufgrund dieser für sie nach wie vor sehr bedeutsamen Themen sind sie auch zusammen mit den eher an traditionellem Punk orientierten Jugendlichen sowie den SHARP-Skins stark im Jugendclub und Jugendparlament engagiert.

Dass sie gerade den Jugendclub als Enklave nutzen, um die verschiedenen Facetten ihrer jeweiligen Jugendkultur zu entfalten, spricht ebenso wie ihre mehrheitliche Herkunft aus Familien, die durch die politisch/sozio-kulturelle Chiffre von „68“ geprägt wurden, eigentlich dafür, sie dem „gegenkulturell“ orientiertem Milieu zuzuordnen. Und auch dass die von ihnen in ihrem Lebenswelterkundungsprojekt nicht einfach nur beanspruchte, sondern dann auch mit hohen Fähigkeiten zur Selbstorganisation und eben solcher Kreativität realisierte Autonomie so weit ging, dass sie selbst bei der Erstellung der Ergebnispräsentation gleich ganz auf die studentische Begleitung und Unterstützung verzichtet haben, spricht für eine Zugehörigkeit zum „gegenkulturellen“ Milieu mit seinen typischen Akzentuierungen von „Selbst-“, „Produkt-“ und „Inhaltsorientierungen“.

Nicht nur im betont proletarisch-maskulinistischem Habitus der SHARP-Skins zeigen sich jedoch gleichermaßen Affinitäten zum „subkulturellen“ Milieu. Denn auch die Punk orientierten Mitglieder der Szene und selbst viele der Emos haben in ihrer Geschichte als assoziierte Szene – „als einzelne Randgruppe ist keine stark genug“ (Zitat aus der Rückkopplungsdiskussion) – immer wieder versucht, öffentliche Plätze zu besetzen und dabei auch Kontakte zu anderen deutlich „subkulturell“ orientierten Cliques, vor allem von migrantischen Jugendlichen, gesucht: Letzteres nicht zuletzt aus politischer Solidarität mit diesen gegenüber rassistisch bis rechtsradikal orientierten „subkulturellen“ Cliques von mehrheitsdeutschen Jugendlichen sowie aus ihrer Sicht „bürgerwehrtartig“ vorgehenden Erwachsenen. Diese Form der „Solidaritätsorientierung“ scheint jedoch im Unterschied zu den im Kapitel 5.2 beschriebenen „Ehrenamtlern“ des Wallufer Jugendclubs keineswegs durch paternalistische Momente gebrochen zu sein.

Auch die in der Ergebnispräsentation ihrer Lebenswelterkundung von ihnen skandalisierte Geschichte der Enteignung ihrer Heimatgemeinde sowie der Vertreibung von Jugendlichen aus deren öffentlichem Raum ist für die „subkulturellen“ Cliques ein weit existenziell bedeutsameres Thema, da sie ja auf solche öffentlichen Räume als quasi-institutionalisierte Treffpunkte angewiesen sind, um ihre Cliquesstrukturen stabilisieren zu können. Demgegenüber kann die jugendliche „Gegenkultur“ ja zumeist über Rückzugsräume im

privaten Bereich – aber auch Enklaven in halböffentlichen Räumen verfügen. Was die Ergebnispräsentation angeht, so erscheint sie selbst in der von den Jugendlichen gewählten Form als perfekte Synthese ihrer verschiedenen kulturellen Einflüsse. So werden entsprechende in einer Powerpoint-Präsentation zusammengefügte Bilder und Videosequenzen von einem selbst gedichteten und vertonten Song untermalt, der vom musikalischen Genre erst als Indi-Folk-Song beginnt und dann in brachialen Hardcore Punk wechselt.

Dass in dieser schillernden Szene in skizzierter Weise „sub-“ und „gegenkulturelle“ Elemente sich mischen, ist historisch sicher nicht neu. Es war gerade in der Entstehungszeit auch ein Merkmal der Punk-Kultur, dass dort beides zusammenzuhalten versucht wurde. Allerdings setzten sich die herkunftskulturellen Prägungen dann dahingehend durch, dass die diesbezüglich noch durch den Erfahrungszusammenhang körperlicher Arbeit und damit dem „Erbe der Fertigkeiten“ geprägten Teile des Punk sich wieder stärker „subkulturell“ zu orientieren begannen, mit zur Schau gestellter Körperlichkeit, hohem aggressiven Potenzial und starkem Alkoholkonsum (auch in Abgrenzung zu anderen „lasch-machenden“ Drogen), was dann auch zu Wechseln in die Skinheadkultur führte, vor allem in Richtung Oi-Skins, aber auch SHARP-Skins. Demgegenüber entwickelte der aus sozial- und kulturinteressierten Bildungsmilieus stammende Teil des Punk – vom Reproduktionskode der „Berufung“ geprägt – sich „gegenkulturell“ weiter zu New- oder No-Wave und eben auch Emocore, sodass die Taunussteiner-Szene in gewisser Weise auch als eine Art Wiedervereinigung der von Punk ausgehenden jugendkulturellen Diversifizierungen betrachtet werden kann.

Die Problematik, welche – im Sinne der Methodologie von Lefebvres Analyse des Alltagslebens – die lebensweltliche „Realität“ dieser Taunussteiner Szene zentral bestimmt und die auch in ihrer Lebenswelterkundung entsprechend zum Ausdruck kommt, ist, dass sie – um die fragilen Strukturen ihres kulturell wie sozial gleichermaßen komplexen Sozialgefüges zu stabilisieren – auf entsprechende Räume angewiesen sind. Sehr deutlich zeigt sich in der Skandalisierung der Enteignungs- und Vertreibungsgeschichte, wie ihren Versuchen, einen selbstbestimmten, aus ihrer eigenen Sicht auch autonomen, zumindest sich nicht weiter an der sozialen und kulturellen Umgebung ihres Heimatortes orientierenden Lebensstil zu entfalten, auf entsprechende Verhinderungsstrategien seitens dieses in sich keineswegs mehr homogenen Milieus stößt, das ihnen auf diese Weise die Auseinandersetzung mit sich um so heftiger aufdrängt. Und so bleibt ihre rückhaltlose Kritik an einer nicht mehr für lebenswert empfundenen Erwachsenenwelt als Opposition und Widerstand massiv an das gebunden, gegen das es sich wendet. Dies betrifft sowohl den traditionell-konservativ-dörflichen, den Reproduktionskode der „Erbschaft“ akzentuierenden Teil, wie auch die im Rahmen eines „Impression Management“ operierenden zugezogenen Angestellten und „Arbeitskraft-Unternehmer“ (Voß/Pongratz 1998).

Von daher vermochten sich ihre „raumbezogenen Interessenorientierungen“ – die *positiv* ausformuliert auf einen Rahmen von Sozialraum zielen, in dem die ansonsten unterdrückte und im Kapitalverhältnis verdrehte menschliche Sinnlichkeit in Form entsprechender „Selbst-“, „Produkt-“ und „Inhaltsorientierungen“ im „solidarischen“ Miteinander zu sich selbst zu kommen vermag – auch im Produkt ihrer Lebenswelterkundung nicht mehr in Form einer politischen Forderung artikulieren. Vielmehr konnte nur noch *negativ* deren Verhinderung skandalisiert und die „raumbezogenen Interessenorientierungen“ derjenigen kritisiert werden, die jetzt dem Ort eine zumindest aus der Perspektive der Jugendlichen „leblose“ Typik aufherrschen.

Ähnliches zeigt sich bei den stärker „gegenkulturell“ orientierten Jugendlichen im Hinblick auf ihr politisches Engagement im Bereich der Schule. Auch hier endete dies für viele in Resignation und Frustration, bis dahin dass einige deshalb die Schule verlassen haben bzw. von dieser verwiesen wurden. Es handelt sich dabei vor allem um Jugendliche, die aufgrund dessen, dass sich in ihren Herkunftsfamilien der Reproduktionskode der „Berufung“ in die Idee umgesetzt hat, es ginge um die allseitige Entwicklung des Lebewesens Mensch im Sinne einer „Selbst-“, „Inhalts-“ und „Produktorientierung“ und nicht um die Zurichtung zur Ware Arbeitskraft, sich dann auch im schulischen Kontext einer „Selbstinstrumentalisierung“ verweigert haben. Paradoxe Weise sehen diese sich nun häufig im Rahmen ihrer Reproduktion über Aushilfsjobs nicht nur sehr viel stärker zu einer solchen verdammt. Darüber hinaus werden sie – wie schon im schulischen Kontext – auch zur Realisierung einer „Variabilitäts-“ und in dem Sinne sogar zu einer „Konsumorientierung“ genötigt, als sie sich für diese Jobs allein aufgrund des Lohnes als Mittel zum Zweck interessieren. Allerdings stellen solche Erfahrungen, die sie mit den Jugendlichen teilen, die sich stärker „subkulturell“ orientieren, sicher eine Grundlage für jene entsprechend übergreifend ausgebildete „Solidaritätsorientierung“ der Szene dar.

Wie dies schon für das „subkulturelle“ und „gegenkulturelle Milieu“ dargelegt wurde, bewegt sich – als Mischung von Beidem – damit auch die für die Taunussteiner Szene charakteristische Politik von *Lebensstil* in der Vermittlung von objektiver und subjektiver Relevanzstruktur auf einer Ebene, wie sie von Lefebvre (1977 Bd. II: 68) als für die *zweite Schicht* der Bewusstwerdung der eigenen Stellung in der Gesellschaft herausgearbeitet wurde. So provoziert das massive „Unbehagen“ subjektiver Ungleichzeitigkeit gegenüber der Alltäglichkeit und der sie verschleiernenden Modernität – das auch die Ergebnispräsentation der Lebenswelterkundung durchzieht – bei den an dieser Szene orientierten Jugendlichen heftige Reaktionen. Allerdings ist nicht ganz klar,

- ob die von den Jugendlichen massiv in Schule, wie auch im Umfeld ihrer Wohngemeinde erfahrenen Probleme dazu geführt haben, dass sie

- sich in ihren Antworten darauf an jenen gesellschaftlichen Gruppen von Punks, Sharp-Skins und Emos zu orientierten begonnen haben oder
- ob umgekehrt dadurch, dass die Mitglieder dieser Szene ihrem Lebensstil stärker an deren „Modelle, Normen, Werte, Haltungen- und Verhaltenshierarchien“ (ebd.) auszurichten begonnen haben, zum Entstehen oder zumindest Eskalieren der entsprechenden Probleme beigetragen haben.

Es scheint dies eine ähnliche Frage zu sein wie die, was zuerst da war: das Huhn oder das Ei. Wie auch immer birgt jedoch eine solche Orientierung an bereits verbreiteten und damit in gewisser Weise auch von anderen vorgeformten Lebensstilen die Gefahr, dass sie in ein bloß alternatives „Impression Management“ umkippt. Allerdings scheint es im Alltag der Szene durchaus Momente zu geben, in denen sich ein Übergang zu jener „*dritten Schicht*“ zumindest anzukündigen beginnt, die Lefebvre als eigentliche Sphäre der „Nichtanpassung“ bezeichnet hat. Es sind das Momente von Sozialraumkonstitution, die es den Jugendlichen erlauben, ihre Kreativität und Spontaneität, aber auch mimetische Vermögen freizusetzen, erweisen sich doch alle diese Vermögen als resistent gegenüber jeglicher Direktive und Beherrschung. Zudem stellt die in diesen Eigenschaften und Vermögen sich organisierende „lebendige Arbeit“ ja die Basis jener Gefühle, Verstand und Praxisformen übergreifenden integrierenden Selbstregulationskräfte dar, in denen dann auch das individuell Mögliche Kontur gewinnt, was von Lefebvre ebenfalls als Kennzeichen des Übergangs zu jener „*dritten Schicht*“ gewertet wurde.

Jugendarbeit hätte in der Arbeit mit dieser Szene vor allem als Ferment solcher Ansätze von Sozialraumkonstitution zu fungieren, um deren lebendige Kraft gegenüber den in der Lebensweltekundung sehr deutlich sich artikulierenden resignativen Tendenzen zu stützen. Letzteres lässt sich aber ebenso wie ein weiteres ‘Verbeißen’ der Szene in eine ‘Frontstellung’ nur dann verhindern, wenn Jugendarbeit die Jugendlichen darin zu unterstützen vermag, dass sie von der Erwachsenenwelt und den Repräsentanten des Gemeinwesens als Bürger(innen) ernst genommen werden. Möglicherweise erfordert dies in Bezug auf Letztere mehr Anstrengung als bei den Jugendlichen selbst. Ein weiteres Feld – das dann ebenfalls aber den engen Rahmen von Jugendarbeit zu überschreiten hat – wäre, mit den Jugendlichen gemeinsam für diese auch Arbeitsmöglichkeiten im Rahmen einer solidarischen Gemeinwesenökonomie zu erschließen.

5.5 Eine Clique Russlanddeutscher Jugendlicher

Auch der Rheingau-Taunus-Kreis musste im Rahmen der entsprechenden Quotenregelungen Spätaussiedler aus Gebieten der ehemaligen Sowjetunion aufnehmen. Im Rahmen der entsprechenden Wellen bildeten sich in einzelnen Orten des Kreises aufgrund dessen, dass zur gleichen Zeit eine größere Gruppe in gerade leer stehende Gebäude untergebracht werden musste, entsprechende kleinere Konzentrationen dieser Bevölkerungsgruppe. So z.B. auch in der Gemeinde Aarbergen-Michelbach (s.o. Kap. 4.5), in der Spätaussiedler in leer stehende Häuser einer ehemaligen Werksiedlung angesiedelt wurden. Allerdings erreichten diese Konzentrationen im Landkreis nie das Niveau ethnischer residenzieller Segregation wie in bestimmten nordhessischen Regionen oder ländlichen Gebieten der neuen Bundesländer. Und von daher spielten in der Folgezeit Familiennachzug und Netzwerkmigration (Zuwanderer siedeln dort an, wo Bekannte aus ihrer Heimatregion bereits ansässig sind) von Spätaussiedlern im Rheingau-Taunus-Kreis auch eine vergleichsweise geringe Rolle. Wurde vor ein paar Jahren bezüglich Aarbergen-Michelbach auch die Segregation bzw. mangelnde Integration vor allem von sogenannten russlanddeutschen Jugendlichen problematisiert und im Rahmen eines kooperativen Projektes von Schule und Jugendhilfe angegangen, spielt diese Problematik in der heutigen Jugendhilfe(-politischen) Diskussion des Rheingau-Taunus-Kreises kaum mehr eine Rolle.

Allerdings wurden wir im Kontext des Katasters von Jugendlichen-Gruppierungen und -Szenen in Taunusstein auch auf eine Clique solcher russland-deutscher Jugendlicher aufmerksam. Diese traf sich auf dem Parkplatz eines Supermarktes, der in der Nähe zu einer Einrichtung der Jugendberufshilfe sowie einem großen Busparkplatz gelegen ist. In Taunusstein gibt es ein großes Schulzentrum zu dem auch die „Beruflichen Schulen Untertaunus“ gehören. Dort werden in speziellen Maßnahme-Klassen zur Integration von Jugendlichen in das duale System beruflicher Bildung auch eine ganze Reihe von russlanddeutschen Jugendlichen aus dem umliegenden Kreisgebiet betreut und beschult. Als zwei russlanddeutsche Studentinnen in das Lehrforschungsprojekt einstiegen und sich für ein Lebenswelterkundungsprojekt mit dieser Clique interessierten, hatte dieser Parkplatz jedoch seine Funktion als Treffpunkt und quasi informelle Institution dieser Clique eingebüßt. Vermutlich hatte dies auch etwas mit jenen in der Lebenswelterkundung der Szene von Punks, SHARP-Skins und Emos skandalisierten Vertreibungen zu tun. Allerdings konnte dies von den Studentinnen nicht entsprechend rekonstruiert werden. Denn die Clique von russlanddeutschen Jugendlichen, zu der sie dann über die „Beruflichen Schulen Untertaunus“ Kontakt aufnahmen, war mit jener nicht identisch und es kursierten eher diffuse Geschichten über deren Schicksal.

Zu der von den beiden russlanddeutschen Studentinnen untersuchten Clique zählten ca. 20 Jugendliche im Alter zwischen 17 und 20 Jahren, von denen keine(r) länger als 5 bis 6 Jahre in der Bundesrepublik lebte. Der Kern dieser Clique wurde von ca. 8 männlichen Jugendlichen gebildet, um die sich dann andere Jungs und Mädchen gesellten. Als Treffpunkt hatten sie sich wieder einen Platz in der Nähe einer Bushaltestelle ausgesucht, da die Mitglieder der Clique aus verschiedenen Orten stammten. Allerdings wurde dieser Platz von ihnen nicht als längerer Aufenthaltsort, sondern lediglich zum Treffen genutzt, um von dort aus dann zu gemeinsamen Freizeitaktivitäten zu starten.

Zu den Mitgliedern der Clique zählten ausschließlich Jugendliche, die ihre Kindheit noch in Russland verbracht hatten. Sofern sie sich nicht in entsprechenden Maßnahmen zur Nachholung des Hauptschulabschlusses sowie der beruflichen Orientierung befanden, wurden sie in den klassischen geschlechtsspezifischen Handwerksberufen ausgebildet: die Mädchen als Friseurinnen sowie Arzt- bzw. Pflegehelferinnen – die Jungs als Maler, Metallbauer und Kfz.-Mechatroniker. Gleich in mehrfacher Hinsicht zeigen sie sich durch das Sozialisationsparadigma des „Erbes der Fertigkeiten“ und damit verbundene Momente von Ungleichzeitigkeit geprägt. So nehmen sie die handwerkliche Tradition ihrer Eltern, in der sie in ihrem Herkunftsland groß wurden, mit Überzeugung auf und besetzen „Produkt-“ und „Inhaltsorientierungen“ sehr hoch, obwohl sie sich im Rahmen der Maßnahmen zur beruflichen Bildung sehr „variabel“ auf eine sehr geringe Anzahl von Möglichkeiten der beruflichen Qualifizierung einlassen mussten. Diese „Produkt“- und „Inhaltsorientierungen“ kommen aber z.B. in ihren „raumbezogenen Interessenorientierungen“ zum Ausdruck, wenn sie sich mit ihrer Clique in die Natur begeben, um dort gemeinsam Feuer zu machen, zu grillen und aus Stämmen und Hölzern Sitzgelegenheiten bzw. mit einer Plane einen Wetterschutz zu improvisieren.

Das Sozialisationsparadigma des „Erbes der Fertigkeiten“ ist ja gekennzeichnet durch das Zusammenwirken der beiden Reproduktionskodes von „Lehrzeit“ und „Erbe“. Der Reproduktionskode der „Lehrzeit“ ist bei den Jugendlichen sehr stark wirksam bezüglich ihrer Berufsausbildung. So respektieren sie die Autorität ihrer Ausbilder, die wenn sie ihnen umgekehrt mit Respekt begegnen, für sie fast zu elterlichen Autoritäten werden. Zwar wissen sie um die Schwierigkeiten des Überganges zwischen Berufsausbildung und Beschäftigung, setzen jedoch auf ihren Fleiß, ihre Geschicklichkeit und die Jungs auch auf ihre Bereitschaft zu schwerer körperlicher Arbeit. Deren Akzentuierung als ‚männlich‘ hilft ihnen den Charakter der „(Selbst-)Instrumentalisierung“ zu verleugnen. Zumindest implizit erwarten sie jedoch, dass sie nach der Lehre in diese Gesellschaft als Erwachsene Bürger integriert werden.

Demgegenüber ist der Reproduktionskode der „Erbschaft“ sehr stark wirksam nicht nur bezüglich ihrer Geschlechtlichkeit, die Mädchen wie Jungen gleichermaßen sexualisiert akzentuieren. Sehr pointiert treten sie auch das „Erbe“ ihrer Herkunftskultur an. Und hierin zeigt sich auch die Problematik, welche im Sinne von Lefebvres Methodologie der Alltagskritik die lebensweltliche „Realität“ ihrer Gruppe zentral prägt. Einerseits wurde ihnen das ‘Russische’ zugeschrieben, als sie nach Deutschland kamen. Da sie kaum Deutsch reden konnten und sich ihrer mangelnden Sprachkenntnisse schämten, bzw. deswegen auch von Einheimischen verspottet wurden, suchten sie den Kontakt zu Jugendlichen, die ebenfalls aus Russland kamen. Auch nachdem sie Deutsch entsprechend gelernt haben, bezieht sich ihr engerer Freundeskreis allein auf Jugendliche, die das gleiche Migrationsschicksal erfahren haben, wie sie selbst.

Sperren, wie sie die Jugendlichen bei sich selbst erfahren haben wider die an sie gerichteten schablonenhaften Forderungen in den verschiedenen Segmenten der bundesrepublikanischen Gesellschaft, konnten so für sie den Charakter von identitätsstiftenden Merkmalen gewinnen. Ihr Bekenntnis zu ihrem ‘russischen’ „Erbe“ erlaubt ihnen dann auch die Einheit ihrer Gruppe in relativer Unabhängigkeit von dem sicherzustellen, was sie gemeinsam an Tätigkeiten entwickeln und an Aufgaben zu bewältigen haben, die von außen an sie herangetragen werden. Es stellt so etwas wie das Zentrum ihrer soziokulturellen Zugehörigkeitsdefinition dar, von dem aus sie ihr Alltagsleben zu organisieren versuchen.

Damit bewegt sich die Clique auf jener „zweiten Ebene“, auf der – Lefebvre zufolge – Entscheidungen hinsichtlich einer Identifikation oder Ablehnung der hegemonialen Formalisierungsbestrebungen der Alltäglichkeit den Charakter einer fundamentalen Zugehörigkeitswahl gewinnen. Die Clique identifiziert sich explizit nicht mit dem Formalismus ‘bundesdeutscher’ Alltäglichkeit trotz deutlich erkennbarer Bereitschaft ihrer Einzelmitglieder zu enorm starken Formen der „(Selbst-)Instrumentalisierung“ im Bereich ihrer Berufsausbildung. Und von daher droht sich ihre Einheit in dem Maße aufzulösen, wie es den Jugendlichen nicht gelingt, diese in zusammenhängenden Praxisfeldern aufzunehmen. Erstaunlich ist, dass sie selbst die „Selbstinstrumentalisierung“ in ihren Berufsausbildungen mit ihrem ‘russischen’ „Erbe“ zu rationalisieren versuchen.

Damit steht diese Einheit und „Solidaritätsorientierung“ zugleich jedoch in Gefahr, sich abzuschotten sowohl gegenüber anderen, die ähnliches erfahren haben, allerdings aus anderen Herkunftsländern und -kulturen stammen, aber auch gegenüber neuen Erfahrungen, die über dieses „Erbe“ hinausgehen. Dies ist besonders dann der Fall, wenn sich ihre „Andersartigkeit“ als Gruppe auf Eigenschaften reduziert, die sie sich quasi naturwüchsig als ‘Russen’ zuschreiben lässt. Allerdings stellt sich die untersuchte Clique keineswegs selbst in ein naturwüchsiges „Erbe“. Vielmehr akzentuiert die Clique in ihrem

Lebensstil sehr stark Elemente des HipHop. Mittlerweile hat sich ein eigener russischer Hip-Hop entwickelt. Und die Jugendlichen besuchen bevorzugt auch Discos im Rhein-Main-Gebiet, in denen russische Musik gespielt und die fast ausschließlich nur von Jugendlichen mit einem Migrationshintergrund, wie dem ihren, besucht werden.

Es handelt sich damit um einen ganz ähnlichen Prozess bewusster kulturoppositioneller Aufladung der eigenen ethnischen Tradition, wie in der Entstehung des 'schwarzen' HipHop in Amerika. Im Falle des 'russischen' HipHop gewinnt dieser durch die Kombination mit stilistischen Elementen (Rap; Gesten; Accessoires; Kleidung), die jenem 'schwarzen' Entstehungskontext entlehnt sind, dann jedoch mit 'typisch russischen' Elementen (wie Kasatschok-Artistik) kombiniert werden, noch einmal einen ganz eigenen Charakter und verdeutlicht, dass es sich keinesfalls um ein 'natürliches' Erbe handelt.

Dass die Clique durchaus auch 'schwarzen' HipHop hört, zeigt zumindest implizit, dass sie ihr Schicksal nicht allein auf die eigene Gruppe begrenzt sieht und lässt eine „Solidaritätsorientierung“ über die eigene ethnische Zugehörigkeit hinaus aufscheinen. So beteuerten die Jugendlichen in den Gesprächen auch immer wieder, dass sie Jugendlichen mit anderen Herkunftskulturen keineswegs feindlich gegenüber stünden, vielmehr umgekehrt diese sich ihnen gegenüber häufig abgrenzend und diskriminierend verhielten.

Nicht nur in diesen Stilisierungen, Gesten und Posen zeigt sich eine deutliche Nähe dieser Clique zum „subkulturellen Milieu“. Auch ihre „raumbezogenen Interessenorientierungen“ spiegeln dies deutlich wider. So geht es sowohl in ihren Besuchen der entsprechenden „Russendiskos“, wie auch bei ihren Treffen, Feiern und Grillen in der Natur um gemeinsam geteilte unmittelbare Sinnlichkeit und Körperlichkeit. Steht im Tanz eher Expressivität, Energie und beinahe schon artistische Körperinszenierungen im Vordergrund, geben sie in ihrem Beisammensein in der Natur – in Verbindung mit Feuer und Alkohol – ihren eher melancholischen Seiten Raum.

Interessant ist, dass die Jugendlichen sich zwar einen Club wünschen, in dem sie sich als Clique durchaus auch mit anderen Jugendlichen treffen können. So wurde doch ein Jugendclub im städtischen Kontext, den sie öfters besuchten, um auch dort die Infrastruktur von Kicker, Billard und Tischtennis zu nutzen, geschlossen. Allerdings ergriffen sie nicht die Möglichkeit, im Rahmen des Lebenswelterkundungsprojektes entsprechende Ansprüche zu stellen, sondern begnügten sich mit den Möglichkeiten, die sie sich als Clique erschlossen hatten. Gerade in dieser eher defensiven Orientierung unterscheidet sich die untersuchte Clique russlanddeutscher Jugendlicher jedoch von anderen „subkulturellen“ Cliquen, die ihre Raumanprüche deutlich bestimmter und in ihrer alltäglichen Praxis auch zum Teil durchaus aggressiv zu artikulieren verstehen.

Vor diesem Hintergrund ergibt sich für die Jugendarbeit ein ähnliches Dilemma, wie es als lebensweltliche Problematik der Gruppe in Sinne Lefebvres Methodologie von Alltagskritik herauszuarbeiten versucht wurde. Allem Anschein nach ist aufgrund der enormen Skepsis der Jugendlichen gegenüber den bundesrepublikanischen Institutionen und ihrer Repräsentant(inn)en ein eigener spezieller Zugang im Hinblick auf diese Jugendlichen notwendig, gerade auch um mit ihnen gemeinsam ihre Defensivität zu überwinden. Allerdings muss dabei darauf geachtet werden, dass auf diese Weise nur solche elementaren, organisierbaren Interessen aufgegriffen werden, die – indem sie einer spezifischen gesellschaftlichen Unterdrückung unterliegen – zu einer Aufhebung in einer zunächst eigenen Öffentlichkeit tendieren. In jedem Fall gilt es zu vermeiden, auf Situationen, in denen sich nicht-elementare, globalisierte Barrieren einer angemessenen Lebensführung manifestieren, die sich z.B. gegen Heranwachsende oder Migrant(inn)en oder sozial Deklassierte im Allgemeinen richten, mit einem solchen Arbeitsansatz (vgl. May 2008d: Kap. 5) zu reagieren. Denn durch solche gut gemeinte Kultursensibilität würde nicht allein die Gefahr einer weiteren Abschottung geschürt. Vielmehr könnte die angestrebte Überwindung der Defensivität dann auch dazu führen, Interessen anderer Gruppen auszugrenzen und dadurch politische Geltungsansprüche gegenseitig zu zerstören (vgl. May 2008c: Kap. 4).

6. Fachliche Einordnung und Bewertung der Untersuchungsergebnisse

6.1 Methodenkritische Diskussion der Untersuchungsergebnisse

Wie im Kapitel 2.3 dargelegt, haben wir in der methodischen Anlage der Rheingau-Taunus-Kreis-Studie Bohnsacks Forderung aufgegriffen und im Sinne einer einheitlichen Methodologie versucht, auch die „nicht zum Prozess der empirischen Forschung im engeren Sinne“ (ebd. 153) zugehörige „Methodik der Moderation [...] rekonstruktiv-empirisch“ (ebd.) zu fundieren. So haben die Studierenden – der Intention des „Näheprinzips“ folgend – darauf geachtet, ihre moderierenden Funktionen während der partizipativen Methoden der Lebenswelterkundung und der Planungswerkstatt „an den Bedingungen der Möglichkeit erfolgreicher Kommunikation mit den [...] Beteiligten und somit an den methodischen und ethischen Prinzipien ihrer Erfahrungsräume, Kulturen und Milieus zu orientieren“ (ebd.: 153f.). Dies hat sich bezüglich der Lebenswelterkundungsprojekte, die sich ja nur auf ein einziges Sozialgefüge von Jugendlichen – und damit eine vergleichsweise homogene Kultur – bezogen haben, sehr viel einfacher gestaltet als in den beiden Versuchen einer Umsetzung des Konzeptes der Planungswerkstatt, da hier ja jugendliche Mitglieder höchst unterschiedlichster Milieus angesprochen werden und somit auch sehr verschiedene Erfahrungsräume und Kommunikationsweisen aufeinandertreffen. Entsprechend hatten wir bei der Zusammensetzung der studentischen Projektgruppen für die Umsetzung des Konzeptes der Planungswerkstatt in Michelbach und Niedernhausen darauf geachtet, dass darin auch von Seiten der forschenden und moderierenden Studierenden unterschiedliche Lebensstile repräsentiert waren.

Bezüglich der Planungswerkstatt in Michelbach scheint dieses Konzept auch weitgehend getragen zu haben. Dass möglicherweise doch nicht alle *Lebensweisen* und *Lebensstile* von Jugendlichen aus Michelbach in der Zusammensetzung der Planungswerkstatt vertreten waren, hat wohl weniger mit den in der studentischen Projektgruppe repräsentierten bzw. nichtrepräsentierten *Lebensstilen* und *-weisen* zu tun, als vielmehr mit den Schwierigkeiten des Zuganges gerade zu den privatisiert ihre Freizeit verbringenden Heranwachsenden dieses Ortes. Dennoch dürfte dies die Güte der auf Michelbach bezogenen Ergebnisse nicht weiter beeinträchtigt haben, zielt das Konzept der Planungswerkstatt doch auf die Herausdestillierung gemeinwesenrelevanter Interessenlagen im Hinblick auf Jugendarbeit und nicht auf individuelle Be-

darfe, wie sie bspw. in therapeutischen Kontexten oder auch der klassischen Jugendhilfe im engeren Sinne aufzugreifen wären.

Schwieriger gestaltete sich die Situation in Niedernhausen. Auch dort waren in der studentischen Projektgruppe unterschiedlichste *Lebensstile* und soziokulturelle Herkünfte vertreten. Dennoch ist es nicht gelungen, den Kontakt zu der sich aus dem Milieu der traditionell angestammten Dorfbevölkerung rekrutierenden Gruppierung von Jugendlichen zu intensivieren, die über ihre hohe Verbundenheit mit den dörflichen Traditionen auch stark fremdenfeindliche Züge sowie gewisse Affinitäten zu rechten Orientierungen zeigt. Dass einer der Jugendlichen aus diesem Sozialgefüge, der sich auf etwas intensivere Kontakte eingelassen hat, in diesen den Studierenden gegenüber immer wieder entsprechende Orientierungen relativiert bzw. auf sich persönlich bezogen hervorgehoben hat, dass er diese biographisch hinter sich gelassen habe, legt den Schluss nahe, dass die Gruppierung kein wirkliches Vertrauen in die Umsetzung des Prinzips der Allparteilichkeit entwickeln konnte, wie es sowohl für die Moderation der Planungswerkstatt, erst recht aber für die nach deren Scheitern anberaumte Mediation zwischen den rivalisierenden Gruppierungen Niedernhausens eigentlich konstitutiv ist. Nicht außer Acht gelassen werden sollte jedoch, dass diese Gruppierung auf der anderen Seite in den Kontakten auch keinen sonderlichen jugendarbeiterischen Bedarf angemeldet und möglicherweise auch von daher kein besonderes Interesse an einer Mitarbeit hatte.

Dies waren jedoch nicht die einzigen Schwierigkeiten bei der Umsetzung des Konzeptes der Planungswerkstatt in Niedernhausen. Vielmehr scheinen sich die Spannungen zwischen den sozial privilegierteren Gruppierungen – wie z.B. den Skatern – und den von diesen als „Möchtegerne-Gangsta“ abgewerteten „subkulturellen“ Gruppierungen, die sich stark am HipHop orientieren, auch innerhalb der studentischen Projektgruppe über unterschiedliche Identifikationen abgebildet zu haben. Dass sich zwischen einer farbigen Studentin, die ein sehr starkes Interesse an den HipHopern entwickelt hat, und einer sehr mit den „Skatern“ identifizierten Studentin Erfahrungen mangelnder wechselseitiger Anerkennung hochschaukelten, erscheint wie ein Reflex entsprechender Prozesse von Missachtung zwischen den Jugendlichengruppierungen. Sicher hat die reflexive Aufarbeitung dieser Spannungen in der studentischen Projektgruppe zu einem tieferen Verständnis der Dynamiken zwischen den Jugendlichengruppierungen geführt. Dennoch ist es nicht gelungen, Mitglieder der Skater-Szene zu einer Beteiligung an der Mediation bzw. an einer gemeinsamen Rückkopplungsdiskussion bezüglich aller Niedernhausener Gruppierung, die untersucht bzw. mit denen Zukunftswerkstätten durchgeführt wurden, zu motivieren. Zwei der Mitglieder der studentischen Projektgruppe haben sich jedoch entschlossen, das Ziel, partizipativ zu einer gemeinsamen Konzeption der Niedernhausener Jugendarbeit zu kommen, im Rahmen ihrer Bachelor-Arbeit aufzugreifen und weiterzuführen.

Dass Prozesse zwischen den Jugendlichen ihren Reflex auch in den studentischen Projektgruppen fanden, war jedoch nicht nur ein auf den Ansatz der Planungswerkstatt begrenztes Phänomen, sondern zeigte sich auch in Lebenswelterkundungsprojekten. Deshalb hatten wir im Konzept der Studie – durchaus im Sinne eines Instrumentes empirisch-methodischer Qualitätssicherung – auch darauf gesetzt, die Interaktionen zwischen den Studierenden und den Jugendlichen beim Abschlussfest zu beobachten, um so mögliche Verzerrungen in den Blick zu bekommen im Sinne dessen, was in sozialpsychologischen und therapeutischen Kontexten unter dem Begriff „Kollusion“ als unbewusst abgestimmtes – und von daher auch nur von außen zu beobachtendes – Zusammenspiel zweier oder mehrerer Personen gefasst wird.

So bestätigten in der Rückkopplungsdiskussion der Ergebnisse der Lebenswelterkundung der Gruppe von „Ehrenamtlichen“ des Wallufer Jugendclubs Jungen und Mädchen dieser Gruppe die Wahrnehmung der Studierenden, dass bei ihnen die Geschlechterverhältnisse egalitär ausgestaltet seien. Beim abschließenden Grillfest zeigte sich jedoch deutlich eine klassische geschlechtliche Arbeitsteilung: Die Jungen kümmerten sich um den Grill und das Bier mit entsprechenden ‘männlichen’ Posen; die Mädchen bereiteten die Salate zu und übten sich in klassischer ‘weiblicher’ Zurückhaltung. Typisch geschlechtshierarchische Arbeitsteilungen zeigten sich jedoch auch in der studentischen Projektgruppe: So übernahmen die Studentinnen im Projekt der Lebenswelterkundung die Beziehungsarbeit und große Teile der Dokumentation, während die Studenten bei der Technik (z.B. des Filmschneidens) und immer dann, wenn es um öffentliche Präsentationen ging, in den Vordergrund traten. Dennoch hatten auch die studentischen Mitglieder der Projektgruppe von sich den Eindruck, dass sie jenseits von Geschlechterklischees und -hierarchien egalitär zusammenarbeiteten. Erst in der Rückkopplung der Beobachtung entstanden bei Studierenden und Jugendlichen entsprechende Bewusstheiten, die bei den weiblichen Teilen dann auch zu entsprechenden Unzufriedenheitsbekundungen führten.

Geschlechtlichkeit spielte weit über dieses Beispiel hinaus eine bedeutende Rolle im Prozess der Lebenswelterkundungen. Zum einen dürfte die rein weibliche Zusammensetzung der studentischen Projektgruppe, die das Lebenswelterkundungsprojekt mit der Eltviller Szene der „Rheinchillee“ durchgeführt hat, zumindest als Bekräftigung – wenn nicht gar Stärkung – der Position der Mädchen in dieser Szene fungiert haben. Zumindest konnten deutliche Anzeichen von Nähe und darüber hinausgehender wechselseitiger Identifikationen sowohl während der Rückkopplungsdiskussion, wie auch des Abschlussfestes beobachtet werden. Von Seiten der „Rheinchillee“ waren dazu nur Mädchen gekommen. Allerdings fand die Rückkopplungsdiskussion gemeinsam mit gemischtgeschlechtlichen Vertretungen der Wallufer „Ehrenamtler“ aus dem Jugendclub und der Taunussteiner Szene aus Punks und Emos (von den Sharp-Skins war niemand mitgekommen) statt.

Obwohl die studentische Projektgruppe, die das Lebenswelterkundungsprojekt mit der Stammesbesucherschaft der „Teestube“ aus Hallgarten durchgeführt haben, gemischtgeschlechtlich besetzt war, deuteten sich hier ähnliche Effekte an. Zumindest korrespondierten die Eigenwilligkeiten der Mädchen und ihre Autonomiebestrebungen innerhalb der „Tee“-Szene mit dem hohen Engagement und der herausgehobenen Position einer Studentin in der entsprechenden studentischen Projektgruppe sowie der von ihr deutlich repräsentierten Autonomie. Sicher hat zur engen Beziehung, die die Mädchen zu dieser Studentin entwickelten, mit beigetragen, dass sie mit dieser bereits positive Erfahrung als Betreuerin im Rahmen einer Ferienmaßnahme gesammelt hatten. Dies allein ist aber kein hinreichender Erklärungsgrund dafür, dass sie sich im Rahmen der Lebenswelterkundung so öffneten und dann auch ihre Ideen zur Gestaltung der „Teestube“ und ihres Außengelände sogar gegenüber den äußerst skeptischen bis besserwisserischen Kommentierungen einer männlichen Honorarkraft, die in der Szene eine herausgehobene Position einnimmt, selbstbewusst vertraten. Und vielleicht hat diese so durch das Lebenswelterkundungsprojekt zumindest mit gestützten Verschiebungen im Machtverhältnis der Geschlechter der „Tee“-Szene – neben den Anforderungen zum Schuljahresende – auch mit dazu beigetragen, dass die Jungen sich gegen Ende des Lebenswelterkundungsprojektes zurückgezogen haben und dann auch nicht zur Rückkopplungsdiskussion und zum Abschlussfest mit nach Wiesbaden kamen.

Dass eine nur mit Studentinnen besetzte Projektgruppe nicht zwangsläufig mit einer Stärkung der Mädchen im Rahmen eines Lebenswelterkundungsprojektes einhergehen muss, zeigte sich am Beispiel des Projektes mit der russlanddeutschen Clique. Nicht nur, dass sich die Mädchen der Clique im Rahmen des Lebenswelterkundungsprojektes sehr zurückhielten, was nach Beobachtung der Studentinnen ja durchaus mit ihren sonstigen Verhalten im Cliquenalltag korrespondiert. Es gelang den beiden Studentinnen trotz gemeinsam geteilten Migrationsschicksals auch nicht, neben dem Projekt im Rahmen ihrer Begleitung des Cliquenalltags in einen intensiveren Kontakt mit den Mädchen zu kommen. Vielmehr wurden sie von diesen eher gemieden. Allem Anschein nach wurden sie eher als Konkurrenz gesehen bzw. als bedrohlich erlebt, was aber auch Rückschlüsse auf die Struktur der Geschlechterverhältnisse in dieser Clique erlaubt.

6.2 Die Ergebnisse der Studie im Lichte der wissenschaftlichen Debatte um Rauman eignung und Sozialräume Jugendlicher in der Provinz

6.2.1 Zur Diskussion um eine veränderte Rauman eignung von Jugendlichen aus der Provinz

Schon seit Mitte der 1990er Jahr gibt es eine Diskussion darüber, dass sich die Rauman eignung von Jugendlichen verändert habe. So konstatiert Lothar Böhnisch, dass in dem Maße wie „die soziale und kulturelle Umwelt für die Jugendlichen“ (2002: 71) enger werde und „je weniger selbstständiges An eignungsverhalten möglich ist, [...] sich die Tendenz [verbreite], sich in mediale, parasoziale Räume begeben zu müssen, vielleicht sich sogar ihnen auszuliefern, vor allem dann, wenn man nicht mehr sozial eingebettet ist, keinen alltäglich-konkreten ‘sozialräumlichen Rückhalt’“ (ebd.) habe. Entsprechend zeigt die Untersuchung von Richter, Buddeberg, Richter und Riekmann (2008: Kap. 2.2; 2.3; 5.3) in Schleswig-Holstein, dass es bezüglich Computerbesitz (97% Land; 98% Stadt) und Internetzugang (90% Land; 92% Stadt) so gut wie keine Unterschiede mehr gibt zwischen Jugendlichen, die auf dem Land leben, und den Stadt-Jugendlichen. Allerdings scheint ausgehend von dem, was wir im Rahmen der Rheingau-Taunus-Kreis-Studie gerade von den „subkulturell“ orientierten Jugendlichen im Rahmen unserer Recherchen zu den Cliques- und Szenekatastern erfahren haben, die hohe Zahl bezüglich privaten Computerbesitzes und Internetzugang von Jugendlichen mit einer sozialen Schiefelage in der Stichprobe der schleswig-holsteinischen Untersuchung zu korrespondieren.

Bestätigt haben sich jedoch auch in unseren Lebenswelterkundungsprojekten die nicht nur in dieser Untersuchung statistisch belegten Unterschiede in der Computer- und Internet-Nutzung. Diese zeigen sich jedoch nicht im Stadt/Land-, sondern Geschlechter-Verhältnis, nutzt doch nur ein Viertel der Mädchen auf dem Land wie in der Stadt das Internet zum Spielen, während solch spielerisches Bewegen in virtuellen Welten bei Jungen dreimal so häufig verbreitet ist. Demgegenüber nutzen die Mädchen das Internet sehr viel häufiger als Jungen zur Kommunikation, was Böhnisch als „parasozial“ kritisiert. Allerdings konnten unsere Lebenswelterkundungsprojekte die schon in der Koblenzer-Studie gewonnene Erkenntnis erneut bestätigen, dass Jugendliche, die virtuell sehr vernetzt sind, dies auch real sind. Und so scheint auch Böhnischs These, dass die Nutzung „medialer Räume“ ein Reflex auf einen Mangel an sozialer Einbettung und „alltäglich-konkreten ‘sozialräumlichen Rückhalt’“ darstelle, von unseren Befunden her gesehen, eher fragwürdig.

Sicher hat jedoch Ulrich Deinet (vgl. 2004) recht, dass sich die in der heutigen Raumdiskussion (s.o. Kap. 1.4) hervorgehobene „Bedeutung der

Bewegung und der prozesshaften Konstituierung von Raum im Handlungsverlauf [...] nicht mehr (nur) als gegenständlicher Aneignungsprozess“ (ebd.: 183) fassen lässt. Deshalb müsse auch die gerade von Jugendlichen aus der Provinz „heute zu leistende Verbindung unterschiedlicher (auch virtueller und symbolischer) Räume [...] im Aneignungsbegriff als aktiv prozesshafte Form“ (ebd.; vgl. auch o.J.) eingebunden werden. Christian Reutlinger (vgl. 2003: Kap. 2) geht in dieser Hinsicht noch etwas weiter, wenn er den Sinn des Aneignungshandelns heute nicht mehr im Kampf um den Raum, sondern – in Anlehnung an Böhnisch – in der Lebensbewältigung und dem Erhalt der eigenen Handlungsfähigkeit sieht. Hintergrund ist seine ebenfalls von Lothar Böhnisch entlehnte These, dass eine gesellschaftliche Integration Jugendlicher im ökonomischen Sinne im heutigen „digitalen Kapitalismus“ nicht mehr nötig sei und damit auch das Aneignungshandeln Jugendlicher seine Bedeutung als Möglichkeit der Auseinandersetzung mit der umgebenden Gesellschaft verliere und so gesellschaftlich wie institutionell „unsichtbar“ werde (zur Anwendung dieses Theorems auf Jugendliche in der Provinz vgl. Weidmann 2008).

Demgegenüber zeigte sich in allen Lebenswelterkundungsprojekten und auch in den beiden Ansätzen zu den Planungswerkstätten der Rheingau-Taunus-Keis-Studie, dass die Jugendlichen sehr massiv „öffentlichen Raum“ für sich beanspruchen und diesen auch nach wie vor „gegenständlich“ aneignen wollen. Zwar hat Herrenknecht (vgl. 2000: 51f.) mit seiner These eines „massiven baulichen Verschwinden [...] jugendlicher Attraktions- und Geheimorte“ (ebd.) sicher recht. „25 Jahre Dorferneuerung“ – so Herrenknecht – hätten „ganze Arbeit geleistet: [...] Die dorfjugendbeliebte Bushaltestelle wurde durch die neuplanerische Dorfmitte zur Rentnerbank umgewidmet und damit als sozial-kontrollierter Raum für Jugendliche unbenutzbar. [...] Immer mehr Flächen im Dorf wurden verregelt und verriegelt“ (ebd.). Solche Kritik wurde zuhauf auch in den Lebenswelterkundungsprojekten artikuliert: besonders massiv in dem der Taunussteiner Szene aus Punks, Emos und SHARP-Skins und in der Michelbacher Planungswerkstatt.

Herrenknechts Aussage, dass „die ‘natürlichen’ Angebote des Dorfes [...] gar nicht mehr gesehen und erkannt“ (ebd.) würden, hat sich jedoch in unseren Lebenswelterkundungsprojekten nicht bestätigt. Vielmehr zeigte sich dort, wie es den Jugendlichen gerade im Grünbereich immer wieder gelingt, trotz Erfahrungen von Vertreibung, sich öffentliche Orte anzueignen. Lediglich in Michelbach scheinen die massiven Interventionen, Überwachungen und Vertreibungen zu einem Rückgang solcher Versuche geführt zu haben (s.u. Kap. 3.5). Die massive Form, in der die Jugendlichen in ihren Lebenswelterkundungsprojekten Ansprüche im Hinblick auf die Nutzung solcher öffentlicher Orte artikuliert haben, konterkarieren damit auch sehr deutlich Reutlingers These (vgl. 2003: 63f.), dass „physischen Raum zu erkämpfen“ (ebd.) nicht mehr „unter den heutigen gesellschaftlichen und urbanen Bedingungen dazu

beiträge[, dass die Jugendlichen einen sozial- und systemintegrativen Raum in der Gesellschaft bekommen“ (ebd.; zur Kritik der Unterscheidung von Sozial- und Systemintegration vgl. May 2009: Kap. 2.8; zur Kritik ihres Bezuges auf die Frage von Jugendräumen vgl. May 2010: Kap. 2).

Allerdings reproduzierte sich in den Lebenswelterkundungsprojekten sehr deutlich die gesellschaftliche Spaltung zwischen gesellschaftlich öffentlichen und privaten Angelegenheiten. So wurden zwischenmenschliche Beziehungs- und familiäre Probleme zwar in fast allen Sozialgefügen der Jugendlichen zum Thema ihrer Alltagsgespräche und spielten zum Teil auch in den Brainstormings zur Lebensweltanalyse noch eine Rolle. In deren medialen Produkten tauchten diese jedoch niemals mehr auf. Dabei fanden sich nicht-traditionelle Formen des Zusammenlebens der Eltern nicht allein in den Gruppierungen, die sich sehr stark am „sub-“ bzw. „gegenkulturellem Milieu“ orientierten, sondern durchaus auch bei Jugendlichen aus den neuen Varianten „institutionell Integrierter“.

6.2.2 Zur Problematik von Schule und Ausbildung

Noch bedeutsamer aber ist, dass auch die Schule in dieser Weise nur als eine „Privatangelegenheit“ verhandelt wurde. Viele der Gespräche der Jugendlichen in ihrem Alltag drehen sich um die Schule. Dies gilt besonders für Jugendliche aus den neuen Varianten „institutionell Integrierter“. Dennoch wurde dieses Thema in keinem einzigen Fall zum „öffentlichen“ Gegenstand einer Lebenswelterkundung. In den Rückkopplungsdiskussionen begründeten dies die Jugendlichen damit, dass die Schule von ihnen – zum Teil nur antizipiert, zum Teil aber auch real (s.o. Kap. 4.4) – als nicht gestaltbar erfahren werde. Von daher haben die Jugendlichen verschiedene Strategien entwickelt, sich mit der Schule zu arrangieren. Ein groß Teil (vor allem der männlichen Jugendlichen) konzentriert sich auf die sogenannte schulische Hinterbühne, während die besseren (Mädchen) aus ihren schulischen Leistungen durchaus Anerkennungsgewinne ziehen.

Für viele der Jugendlichen – das hat sich in den Lebenswelterkundungsprojekten vor allem mit den neuen Varianten „institutionell Integrierter“, aber auch der Planungswerkstatt in Michelbach gezeigt – stellt die Schule (vor allem ihre AGs, aber auch die schulische Hinterbühne!) ein wichtiger sozialer Ort da, der sich für ihre Freundschaftsbeziehungen als weitaus bedeutsamer erweist als die örtlichen Vereine. Dies spiegelt sich auch in der Schleswig-Holstein-Studie (vgl. Richter u.a. 2008: Kap. 2.5), in der über 80% der Stadt- und Land-Jugendlichen angaben, ihre Freund(inn)en häufig oder oft im schulischen Kontext zu treffen. Bezüglich der Vereine sind dies bei den Stadt-Jugendlichen nur 52%, von den Land-Jugendlichen sogar nur 45% (vgl. ebd.: Kap. 3.).

Noch bedeutsamer ist die Schule jedoch für die berufliche Zukunft der Jugendlichen. Diesbezüglich haben Sekundäranalysen von Studien zu regionalen Ungleichheiten im west- und ostdeutschen Schulwesen verdeutlicht, dass schulische Bildungschancen innerhalb des ländlichen Raumes regional nach wie vor sehr ungleich verteilt sind. „Die Datenlage verweist auf hartnäckige regionale Disparitäten und zum Teil entsteht der Eindruck, dass die regionale Ungleichheit eher zu- als abnimmt. Besonders ausgeprägt scheint die ungleiche Bildungsteilhabe in den Bundesländern zu sein, in denen weiterhin auf die Hauptschule als eigenständige Schulform gesetzt wird und wo die Einführung integrierter Schulangebote bisher ausgeschlossen wurde“ (Ditton 2004: 616). Gerade Letztere aber könnten es auch Jugendlichen aus strukturschwachen Gebieten ermöglichen, relativ wohnortnah höhere Schulabschlüsse zu erwerben.

Interessant an den Lebenswelterkundungsprojekten ist, dass auch die anschließenden Möglichkeiten der Berufsausbildung nicht zu einem expliziten Thema wurden, obwohl die Untersuchung von Wetzstein, Erbdinger, Hilgers und Eckert (2005: 102) zeigt, dass Jugendliche aus der Provinz gerade damit am wenigsten zufrieden sind. Lediglich in dem Brief, den die Michelbacher Jugendlichen im Anschluss an die Planungswerkstatt an ihren Bürgermeister verfassten, tauchte dieses Thema zumindest implizit auf (s.o. Kap. 4.6). In den Rückkopplungsdiskussionen der Lebenswelterkundungen antworteten die Jugendlichen auf unsere Frage, weshalb sie dies nicht öffentlich thematisiert hätten, dass es für sie „wichtigere Themen“ gäbe.

Der Hintergrund für diese mangelnde Abbildung der objektiv starken Problematik in den „subjektiven Relevanzstrukturen“ scheint jedoch ein unterschiedlicher zu sein. So vertrauen viele Jugendliche aus den neuen Varianten „institutionell Integrierter“ auf einen Berufseinstieg über entsprechende örtliche Bekanntschaftsnetzwerke ihrer Familie. Auch haben sie einen entsprechenden beruflichen Realismus in Form von „Variabilitäts-“ und „Instrumentalisierungsorientierungen“ entwickelt und konzentrieren ihre „Produkt-“ und „Selbstorientierungen“ auf den Freizeitbereich. Noch stärker ist dies bei denjenigen ausgeprägt, die sich „sub-“ oder „gegenkulturell“ orientieren. Diese haben kaum berufliche Ziele und antizipieren Momente von Selbstverwirklichung – bis auf einige wenige bildungsorientierte aus den „gegenkulturellen Milieus“ – nur noch jenseits des Berufes. Der „Job“ stellt für sie nur noch eine Reproduktionsnotwendigkeit dar.

Möglicherweise hat die Nichtthematisierung der Frage der beruflichen Zukunft auch etwas damit zu tun, dass sie mit der Frage des Bleibens oder Verlassens der Heimat verbunden ist. Nicht umsonst wurde diese Frage am massivsten in der Michelbacher Planungswerkstatt zum Thema – und dies sicher nicht nur wegen der mangelnden verkehrstechnischen Anbindung dieses Ortes. Denn dass dieser thematische Zusammenhang ansonsten in den Lebenswelterkundungsprojekten eher im Hintergrund blieb, erklärt sich ver-

mutlich daraus, dass vor dem Hintergrund einer Vielzahl von Studien (vgl. Eisenbürger/Vogelgesang 2002: Kap. 3; Wetzstein u.a. 2005: 103; Richter u.a. 2008: Kap. 1 und 4) diejenigen, die sehr stark sozial eingebunden sind – und nur solche haben wir in den Lebenswelterkundungsprojekten erfasst –, die höchsten Bleibeorientierungen aufweisen. Für diese Jugendlichen ist der Gedanke, aufgrund der eigenen beruflichen Zukunft möglicherweise das ganze Freundschaftsnetzwerk und den damit verbundenen Status sozialer Eingebundenheit aufgeben zu müssen, äußerst bedrohlich, was eine Erklärung sein könnte, dass dieser Themenkomplex von den Jugendlichen in den Lebenswelterkundungen weitgehend ausgespart blieb.

Neben den Freundschaftsnetzwerken und den sozialen Gemeinschaftsbindungen in Vereinen, Verbänden und Kirchengemeinden weisen die Studien auch das Verhältnis zu den Eltern und Geschwistern als bedeutsam für eine Bleibeorientierung der Jugendlichen aus, ebenso wie die Frage, ob sie am jetzigen Wohnort geboren wurden. Die Ergebnisse aller Studien kommen – wenngleich mit unterschiedlichen Prozentangaben – auch darin überein, dass Mädchen im ländlichen Raum eine größere Bereitschaft zeigen, den Heimatort zu verlassen, was sich einerseits aus dem höheren Bildungsabschluss der Mädchen und andererseits ihren geringeren Chancen, höher qualifizierte Ausbildungsplätze im ländlichen Raum zu finden, erklärt.

6.2.3 Zur Diskussion um veränderte Organisationsformen Jugendlicher in der Provinz

Noch deutliche auseinander gehen die Ergebnisse dieser Studien bezüglich des Engagements von Jugendlichen in Vereinen, Verbänden und Organisationen. Während Vogelgesang (vgl. 2001: 80; 2006: 92) und Wetzstein u.a. (2005: 142) eine häufigere Einbindung von Landjugendlichen in solche formelle Gruppierungen gegenüber in der Stadt Heranwachsenden konstatieren, konnte die Studie von Richter u.a. (2008: Kap. 3) bei der Vereinszugehörigkeit – ebenso wie bei den Präferenzen in der Freizeitgestaltung (ebd.: Kap. 2) – nur sehr geringfügige Unterschiede zwischen den Jugendlichen in der Stadt und auf dem Land ausmachen. Die zum Teil um über 100% differierenden Prozentangaben, die sich in diesen Studien bspw. im Hinblick auf die Einbindung von Jugendlichen auf dem Lande in freiwillige Hilfsdienste wie Jugendfeuerwehr und Jugendrotkreuz finden, liegen weit aus mehr auseinander, als die in den entsprechenden Studien jeweils gefundenen Unterschiede zwischen Stadt und Land. Ähnlich verhält es sich bezüglich der geschlechtsspezifischen Angaben zum Vereinsengagement von Stadt- und Landjugendlichen. Vielleicht nicht umsonst wurden in den allermeisten Fällen in den Einzelstudien nicht einmal die Standardabweichungen angegeben, so dass nicht beurteilt werden kann, ob die Varianz innerhalb eines Geschlechtes nicht größer ist als

die zwischen den Geschlechtern. Und gleiches gilt auch für die Unterschiede zwischen Stadt und Land.

Die Hypothese, dass ganz generell städtische oder ländliche Bedingungen des Aufwachsens einen Einfluss auf die Organisationsformen von Jugendlichen in der Provinz haben, lässt sich vor diesem Hintergrund – zumindest wenn die Ergebnisse aller Studien im Vergleich betrachtet werden – kaum aufrechterhalten. Vielmehr verweisen die Ergebnisse der Untersuchungen auf regionale Besonderheiten, die schon in deren Stichproben (bei Vogelgesang: der Raum Trier und Westeifel; bei Richter u.a.: Schleswig-Holstein) über Durchschnittswerte geglättet werden. Unsere Rheingau-Taunus-Kreis-Studie hat in diesem Zusammenhang gezeigt, dass es gerade bezüglich der Vereinsaktivitäten und deren Attraktion für Jugendliche örtliche Besonderheiten gibt, sodass selbst eine Auszählung mit Prozentangaben für das Kreisgebiet wenig aussagekräftig wäre, weil z.B. in dem einen Ort eine offene Jugendfeuerwehr viele gerade auch körperlich-handwerklich orientierte Jungen – zum Teil sogar mit Nähe zum „subkulturellen Milieu“ – anzieht, u.a. weil sie dort auch ihren Roller reparieren und nach der Übung entsprechend ihren Durst „löschen“ können. Demgegenüber hat sich im Nachbarort aufgrund der Rigidität der Erwachsenen und ihrer Kontrolle des Feuerwehrgerätehauses überhaupt keine Gruppe gebildet. Hier hat aber ein junger engagierter Kaplan bildungsorientierte, sozial interessierte Jugendliche an sich und die Gemeinde zu binden vermocht, was dort aufgrund eines strengen Pfarrers und eines engen Pfarrgemeinderates nicht gelang.

Eisenbürger/Vogelgesang (2002: 29f.) haben darauf verwiesen, dass vor dem Hintergrund des ihren Datenanalysen probeweise zugrunde gelegten Klassifikationsschema des regionalen Raumordnungsplanes sich „die jugendlichen Lebensstile in den Dörfern, Klein- und Mittelzentren [ganz offensichtlich] aufeinander zu[bewegten]“ (ebd.: 30), während sich ein deutlicher „Einschnitt [...] im Vergleich zu urbanen Räumen und Milieus“ (ebd.) zeige. Demgegenüber vertritt Herrenknecht (2000: 55) die geradezu gegenteilige These, dass „das Stadt-Land-Gefälle an regionalpolitischer Bedeutung“ (ebd.) verliere, während „sich quasi regionale Disparitäten in die ländliche Region selbst hinein“ (ebd.) verlagerten. So sieht Herrenknecht das, was er als „regionales Dorf“ bezeichnet (s.o. Kap. 1.1), nicht mehr durch nur eine Dorfkultur, sondern durch vielfältige Dorf-Kulturen gekennzeichnet. Entsprechend habe sich „eine *Dorfgesellschaft unterschiedlicher Lebensstile und Kulturkreise*“ (2000: 49) entwickelt, „die in sozialer Konkurrenz neben- und gegeneinander“ (ebd.) herlebe.

Herrenknecht kritisiert, dass „die sozialen Folgen der kulturellen Differenzierung im regionalen Dorf [...] bisher kaum Eingang in die neuere Landjugendforschung“ (ebd.: 56) gefunden habe. Er selbst (vgl. o.J.: Kap. 2) hat den „langen Weg zu einer bürgerlichen Kinder- und Jugendöffentlichkeit“ über „die alt-, lokal- oder regional-dörflichen Ausdrucksformen eines Kinder-

und Jugendlebens auf dem Lande“ (ebd.: 11) herauszuarbeiten versucht. Auf den ersten Blick scheint dies Ähnlichkeiten zur „Sozialgeschichte der Jugend“ von Mitterauer (1986) aufzuweisen. Denn auch diese unterscheidet drei Grundtypen von Formen, in der Jugendliche sich und ihre Interessen organisieren, welche – freilich in der Regel mit zeitlichen Phasenverschiebungen zwischen verschiedenen Sozialmilieus – mit solch allgemeinen Entwicklungsstadien von Sozialformen korrespondierten (vgl. ebd.: 163).

So ordnet Mitterauer den Typus der „Lokalgruppe“ der vorindustriellen ländlichen Gemeinde zu, was Herrenknecht als „alt-dörfliche“ Ausdrucksform eines Jugendlebens bezeichnet. Mitterauer sieht dann aufgrund sozialer und kultureller Differenzierungen, wie sie mit dem Modernisierungsprozess einhergehen, an der Sozialform des Vereins orientierte, organisierte Zusammenschlüsse entstehen. Dies entspricht einem zentralen Element dessen, was Herrenknecht als „lokal-dörfliche Ausdrucksform von Jugendlebens auf dem Lande“ beschrieben hat. Schließlich ordnet Mitterauer in seinem historischen Modell den Typus informeller Jugendgruppen als Verkörperung endlich erreichter „Freiheit persönlicher Ausdrucksformen“ (ebd.: 238) gleichsam der postmodernen Universalgesellschaft zu.

An diesem Modell ist nun nicht nur sein Modernisierungs-Optimismus problematisch. Denn Cliques haben sich bei Jugendlichen nicht erst in jüngster Vergangenheit, sondern immer dann herausgebildet, wenn für sie „der Verzicht auf die Befriedigung gegenwärtiger Bedürfnisse zugunsten in der Zukunft liegender Gratifikationen“ (Hornstein 1988: 77) keinen praktischen Sinn mehr ergab. Darüber hinaus bestätigen die Ergebnisse unserer Studie dann auch Herrenknechts Charakterisierung der neuen – wie er es nennt – „regional-dörflichen Ausdrucksformen eines Jugendlebens“ (o.J.: 11) in der Provinz als nicht nur „Vielfalt moderner Kultur- und Lebensstile, sondern auch in seiner historischen Präsenz, seiner Nebeneinanderexistenz unterschiedlicher sozialer Aggregatzustände von Dorf“ (ebd.) und dörflichem Jugendlebens. Einer eindimensionalen Modernisierungsperspektive von Entwicklung entgehen solche Ungleichzeitigkeiten leicht, während sie im Rahmen einer „mehrzeitlichen“ und „mehräumigen“ Dialektik (s.o. Kap. 1.2) sofort in den Blick geraten.

Entsprechend fanden wir in den noch dörflich geprägten Gemeinden besonders bei Jugendlichen, die wir dem noch sehr stark durch das Sozialisationsparadigma des „Erbes der Fertigkeiten“ geprägten „subkulturellen Milieu“ zuordneten, „informelle“ Sozialformen der Interessensorganisation, die zum Teil noch deutliche Bezüge zu dem aufwiesen, was Mitterauer als traditionelle „Lokalgruppe“ bezeichnet hat. In dem Maße, wie in den dortigen dörflichen Vereinen nur bestimmte Erfahrungen zugelassen und andere ausgegrenzt werden, stellen solche institutionalisierten Organisationsformen für diese Jugendliche nur eine „Scheinöffentlichkeit“ dar. Denn in ihrer in der Regel einseitigen Ausrichtung können diese Vereine auch kaum das Spektrum der

nach sinnlicher und sozialer Unmittelbarkeit drängenden Interessen der entsprechenden Jugendlichen adäquat befriedigen.

Für jüngere Heranwachsende scheint dies noch nicht ganz so stark ins Gewicht zu fallen, singen, spielen oder trainieren (Sport) sie doch – dem spezifisch dörflich ausgeprägten Reproduktionskode des „Werdegangs“ folgend – zusammen mit denjenigen, mit denen sie auch sonst (z.B. in der Schule) zusammen sind. Wenn sich dann die Vereine in skizzierter Weise zunehmend als „Scheinöffentlichkeit“ für die Jugendlichen erweisen, kann es dann auch zu einer Wiederbelebung dessen kommen, was Mitterauer „traditionelle Lokalgruppe“ genannt hat. Begünstigt wird dies durch die Wiederbelebung solch dörflicher Traditionen, wie der Organisation der jährlichen Kirmes in Verbindung mit der Bildung entsprechender Kirmesburschen-Gesellschaften. Diese üben eine enorm kohäsive Funktion auf die sich so neu konstituierende dörfliche Jugend aus – und dies auch häufig über die Jahrgangs-Grenze hinweg.

„Das Fortleben [solch d.V.] alt- und lokal-dörflicher Traditionen“ analysiert Herrenknecht (o.J.: 12) nicht nur als Folge „*regional-räumliche[r] Ungleichzeitigkeit*“ (ebd.), wie z.B. „eine immer noch vorhandene starke agrar-kulturelle Prägung, eine territorialräumliche Abgelegenheit und damit verbundene geringe Verkehrsdichte“ (ebd.). Daneben sieht er noch „eine zweite, nämlich eine *epochal-zeitliche Ungleichzeitigkeit* in der Inszenierung der heutigen Dorfkultur“ (ebd.) wirksam. Diese hat er als „jugendkulturelle“ Aktivierung „eines *dorfkulturellen Historismus*“ (ebd.) bezeichnet, in dem „die Grenzen zwischen ‘traditionellem’ und ‘rekonstruiertem’ Brauchtum im generativen Prozess eigener kultureller Abmischung zunehmend verschwimmen“ (ebd.).

Auch Schulze-Krüdener und Vogelgesang (vgl. 2001: 67f.) sehen auf der Basis ihrer Untersuchungsergebnisse in der Mitwirkung von Jugendlichen an der Brauchtumspflege keinesfalls die vollständige Übernahme von Traditionen, sondern einen selektiven und kreativen Umgang mit diesen. Dabei könnten die Jugendlichen „frei von Routine- und Anforderungscharakter ihrer sonstigen Rollenverpflichtungen Selbstdarstellungsstrategien erproben und einüben, sich gleichsam im Gruppen-Spiel und Gruppen-Spiegel ihrer personalen und sozialen Identität vergewissern“ (ebd.: 63). Solche Brauchformen fungierten jedoch nicht nur in dieser Weise als Identitätsräume, sondern zugleich auch als „Kulturräume, in denen eine spezifische Sozialisierung und Formierung der gruppeneigenen Stilelemente“ (ebd.) stattfindet. Und diese können dann – wie unsere Studie zeigt – zumindest zeitweise auch zu einer Revitalisierung dessen führen, was Mitterauer als Sozialform der „Lokalgruppe“ beschrieben hat.

Neben der „Revitalisierung von historischen Brauchformen“ thematisieren Schulze-Krüdener und Vogelgesang auch „importierte Brauchformen“, wie z.B. Halloween-Feiern, sowie „posttraditionale Spaßbräuche“, die „insbe-

sondere von Schülern der gymnasialen Oberstufe organisiert werden“ (ebd.). Hier zeigten sich jedoch in unserer Studie Unterschiede zwischen städtischen und dörflichen Kontexten. So scheint im Rheingau-Taunus-Kreis die „Revitalisierung von historischen Brauchformen“ ein spezifischer Aspekt des dörflichen Jugendlebens zu sein, während „importierte Brauchformen“ und „post-traditionale Spaßbräuche“ sehr viel stärker im städtischen Kontext Verbreitung finden.

Über das gesamte Kreisgebiet hinweg konnten wir jedoch die Tendenz beobachten, dass mit zunehmendem Alter das Engagement in und die Identifikation mit den Vereinen abnehmen. Und auch dies scheint keine Besonderheit des Rheingau-Taunus-Kreises zu sein, spiegelt sich dies doch schon seit geraumer Zeit in den entsprechenden Mitgliederstatistiken ganz deutlich im Absinken der Altersstruktur und der Verweildauer (vgl. Böhnisch/Winter 1991: 401). Den Erkenntnissen unserer Rheingau-Taunus-Kreis-Studie zufolge orientieren sich die Jugendlichen dann eher an „sub-“ oder „gegenkulturellen“ Milieus. Oder aber es bilden sich über schulische AGs oder Jugendeinrichtungen neue Varianten „institutionell Integrierter“ heraus, wie wir sie auch zum Gegenstand zweier Lebenswelterkundungsprojekte gemacht haben. Demgegenüber scheinen unseren Erkenntnissen zufolge Jugendliche, die sich an expressiven „manieristischen Strömungen“ orientieren, schon als Kind sehr viel weniger in Vereinen organisiert gewesen zu sein, sondern wurden von ihren Eltern aus zugezogenen Angestelltenmilieus eher zum Besuch entsprechender Kursangebote angemeldet.

6.2.4 Zur Problematik der Typisierung räumlicher Orientierungen von Jugendlichen in der Provinz

Mehr noch als dass „die sozialen Folgen der kulturellen Differenzierung im regionalen Dorf [...] bisher kaum Eingang in die neuere Landjugendforschung“ (ebd.: 56) gefunden hätten, kritisiert Herrenknecht, dass darin ebenso wenig „die Veränderungen und Pluralisierung in den Raumwahrnehmungen und -bezügen der heutigen Landjugendlichen [...] als konkreter Forschungsansatz“ (ebd.) aufgenommen worden sei. Und auch hierzu hat er selbst eine Heuristik entwickelt von drei Typen, von denen zwei noch einmal diverse Binnendifferenzierungen aufweisen:

- Unter dem Begriff „dorfbezogene Jugend“ (vgl. ebd.: 57ff.) fasst Herrenknecht eine ganze Palette entsprechender Orientierungen, die „von den positiv eingebundenen ‘Dorftraditionalisten’, über die halbangepassten ‘Dorfintegrierten’, über die rebellierenden ‘Dorfkulturellen’ bis hin zu den zwangseingemeindeten ‘Dorfgebundenen’“ (ebd.: 59) reicht.

- Zu denen, die er als „regional-mobile Jugend“ (vgl. ebd.: 59ff.) klassifiziert, zählt Herrenknecht die zwischen Dorf und Region hin- und hergerissene „regionale Dorfjugend“ (ebd.: 60); die von ihrem Aktionsradius primär auf die Region bezogene „regionale Jugend“ (ebd.: 59f.) sowie die regionalpolitisch aktive „regionalistische Jugend“ (ebd.: 60f.).
- Und schließlich fasst Herrenknecht unter dem „Dachbegriff der ‘jugendkulturellen Jugend’“ (vgl. ebd.: 61) die „eher *land-unspezifische* [] und daher eher *raum-distanzierte* [] [...] (nicht)ländliche [] Jugend“ (ebd.) zusammen.

Wie die dichotomische Stadt/Land-Unterscheidung von Vogelgesang – die ähnlich ja auch den empirischen Studien von Wetzstein u.a (2005) sowie Richter u.a. (2008) zugrunde liegt – ist auch diese heuristische Typologie von Herrenknecht eher eine „Sache der Logik“, als dass sie die „Logik der Sache“ (vgl. MEW Bd. 1: 216) von jugendlichen „Raumwahrnehmungen und -bezügen“ in der Provinz erfasst: Bei den empirischen Untersuchungen ist es die Logik der Statistik, nach der solche Unterschiede über Durchschnittswerte (und damit unter Vernachlässigung örtlicher Spezifik!) „konstruiert“ bzw. „moduliert“ werden – bei Herrenknecht die Logik feiner heuristischer Differenzierungen in den Bezügen Jugendlicher auf ihr Dorf oder die Region. Demgegenüber haben wir in der Rheingau-Taunus-Studie in der Tradition des „Handlungsraum“-Projektes die Grammatiken bzw. Handlungslogiken der Versuche von Rauman eignung und Sozialraumkonstitution Jugendlicher aus der Provinz zu rekonstruieren versucht. Und indem wir Lebenswelterkundungsprojekte gerade mit solchen Gruppierungen von Jugendlichen durchgeführt haben, die sich nicht bruchlos der Typologie sozialer Milieus des „Handlungsraum“-Projektes zuordnen ließen, zielten wir darauf, gerade die spezifische „Logik der Sache“ ihrer Rauman eignung und Sozialraumkonstitution empirisch-rekonstruktiv zu erhellen.

Die dabei von uns gewonnenen Erkenntnisse lassen sich allerdings nicht so ohne Weiteres auf Herrenknechts Typologie beziehen. Dies liegt allein schon daran, dass an seiner Heuristik nicht ganz klar ist, ob sie auf objektive „Raumbezüge“ oder subjektive „Raumwahrnehmungen“ zielt. Was die objektiven „Raumbezüge“ angeht, so haben sich in unserer Studie eigentlich überhaupt keine Jugendlichen gefunden, bei denen diese nur auf das eigene Dorf gerichtet wären. Denn selbst diejenigen, die eigentlich Herrenknechts „positiv eingebundenen ‘Dorftraditionalisten’“ zugeordnet werden müssten, besuchen Kirmesfeste und Dorf-Discos in der Region und die allermeisten von ihnen müssen auch zur Schul- bzw. Berufsausbildung ihren Heimatort verlassen.

Als besonders schwierig zu klassifizierendes Beispiel wäre die Taunussteiner Szene aus Punks, Emos und SHARP-Skins zu nennen (s.u. Kap. 4.4): Sind sie nun den „rebellierenden ‘Dorfkulturellen’“ zuzurechnen oder – weil sich viele von ihnen im Jugendparlament der Verbandsgemeinde (gelten

solche Gemeindeverbände schon als Region?) engagieren – eher der regionalpolitisch aktiven „regionalistischen Jugend“? Zudem wird an diesem Beispiel die Fragwürdigkeit von Herrenknechts Sammelbezeichnung „jugendkulturell“ deutlich, sind die von dieser Szene entfalteteten „gegenkulturellen“ Orientierungen doch explizit „eher *land-unspezifisch*“ ohne dabei jedoch zugleich „*raum-distanziert*“ zu sein.

Zudem zeigen unsere Befunde, dass in vielen der von uns untersuchten Gemeinden (Walluf, Eltville, Oestrich-Winkel) unter Herrenknechts „*jugendkulturelle*“ Kategorie – in der Terminologie des „Handlungsraum“-Projektes – sowohl „gegenkulturell“ orientierte Jugendliche, als auch Anhänger expressiver „manieristischer Strömungen“ zu subsumieren wären, weil diese Jugendlichen jeweils auf die entsprechenden Szenetreffpunkte der angrenzenden größeren Städte bezogen sind. Die sich dort entfaltenden Ansätze von Raumeignung und Sozialraumkonstitution beider sozialer Milieus unterscheiden sich jedoch so grundlegend, dass sie eigentlich nicht unter eine gemeinsame Überkategorie subsumiert werden können, die ja „Raumwahrnehmungen und -bezüge“ zu typisieren beansprucht.

Auf ein ähnliches Phänomen, wie den von Herrenknecht als „*jugendkulturell*“ bezeichneten Typus einer „eher *land-unspezifischen* und daher eher *raum-distanzierten* [...] (nicht)ländlichen Jugend“, scheint auch die von Werner Linder prognostizierte Tendenz zu verweisen, dass „jugendliche Szenen [...] sich zum Teil weniger als Sozial-, sondern als Symbolmilieus [konstituieren], in denen bestimmte Zeichenschemata reproduziert“ (2000: 4; zit. nach Deinet 2004: 179) und „das gesamte Ensemble von Mode-, Medien-, Trend-, Industrie- und Kommerzästhetik zur Simulation sozialer Teilhabe benutzt“ (ebd.) würden. Wenn überhaupt zeigten sich solche Phänomene in der Rheingau-Taunus-Kreis-Studie allerhöchstens bei den an expressiven „manieristischen Strömungen“ orientierten Jugendlichen. Und wie die Arbeit an den Cliques- und Szenekatastern der Untersuchungsorte belegt, sind diese dort bis heute noch deutlich in der Minderheit.

Herrenknechts Begriff von „*raum-distanziert*“ trifft bezüglich dieser Jugendlichen sicher insofern zu, als ihnen sowohl die dörflichen, wie auch regionalen Orte, an denen sich ihre Altersgenoss(inn)en treffen, um ihre spezifische (Alltags-)Kultur zu entfalten, als viel zu provinziell und gewöhnlich gelten. Die Verbindung zu Linder lässt sich dahingehend herstellen, dass die demgegenüber von ihnen bevorzugten urbanen „Kultorte der Zerstreuung“ (s.u. Kap. 2.2.3) mehr symbolisch als sozial angeeignet werden. Allerdings handelt es sich dabei mit Blick auf die materielle Dimension um mehr als nur die von Linder konstatierte „Simulation“ sozialer Teilhabe. Denn von ihrer soziokulturellen Herkunft her betrachtet waren solche Jugendlichen vor allem in den Neubaugebieten anzutreffen, in denen sich Angestellte aus dem prosperierenden Dienstleistungsbereich des Rhein-Main-Gebietes angesiedelt haben.

Zweifellos Recht hat Werner Linder jedoch, wenn er „Grenzen der Sozialraumorientierung in der Jugendarbeit“ gerade aus diesem Milieu heraus erwachsen sieht, ist dieses doch jugendarbeiterisch bestenfalls noch über die Schule zu erreichen. Allerdings haben sich bezüglich der großen kommerziellen Discos und Musik/Tanz-Events des Rhein-Main-Gebietes auch neue Beratungskonzepte in Weiterführung „akzeptierender Drogenarbeit“ (vgl. May 2010) entwickelt, die auch kreative, körperbezogene Ansätze von Jugendarbeit – wie z.B. Meditationsangebote, wechselseitige Massagen, Körperbemalung oder auch andere unaufwendige kreative Angebote – in entsprechenden Chill-Out-Räumen anbieten. Dies ist dann jedoch sicher mehr eine neue Form von Jugendarbeit im urbanen Raum als in der Provinz.

6.3 Die Ergebnisse der Studie im Lichte der Sozial- und Jugendarbeitspolitik

von Monika Merkert

Im September 2006 wurde das Lokale Bündnis für Familie im Rheingau-Taunus-Kreis gegründet. Es ist eines von inzwischen bundesweit über 540 Bündnissen, die in ihrer Stadt oder in ihrer Region als Diskussionsforum und Ideenschmiede mehr Familienfreundlichkeit erreichen wollen. An der Auftaktveranstaltung in der Kreisstadt Bad Schwalbach nahmen weit über 100 Akteure aus unterschiedlichen Institutionen, Einrichtungen und Kommunen teil. Aus anfänglich 13 Arbeitsgruppen entstanden themenbezogene Projekte. Ein elementares Interesse an einem familienfreundlichen Landkreis setzt voraus, sich mit den Bedürfnissen aller Generationen eingehend zu beschäftigen und mit den Beteiligten in einen Dialog zu gehen. Im Rahmen der Auftaktveranstaltung wurden Arbeitsgruppen aus ehrenamtlich und beruflich Tätigen gebildet, die sich mit den Bedürfnissen der verschiedenen Generationen beschäftigen. Aus einer „Arbeitsgruppe Jugend“ entstanden zwei projektorientierte Gruppen, die „AG Jugend-Internetportal“ und die „AG Jugendbeteiligung“. Mit der Entwicklung eines entsprechenden Leitbildes wurde im Fachbereich Jugend des Rheingau-Taunus-Kreises begonnen.

Erklärtes Ziel der Arbeitsgruppe Jugendbeteiligung war von Beginn an, möglichst viel von den Jugendlichen im Landkreis und ihren elementaren Bedürfnissen zu erfahren. So wurde eine flächendeckende Befragung ausgearbeitet, die mit Unterstützung der weiterführenden Schulen durchgeführt und in Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Jugendbildung der vhs Rheingau-Taunus e.V. ausgewertet wird. Der erste Teil dieser offen angelegten und

repräsentativen Befragung wurde im Herbst 2010 abgeschlossen, die Studie wird fortgesetzt.

Neben der quantitativen Erhebung dieser vielfältigen und umfassenden Daten war es der Arbeitsgruppe ein weiteres wichtiges Anliegen, über Multiplikatoren und Beteiligte detaillierte Aussagen über die Alltagswelt der jungen Menschen zu erfahren, also die Menschen einzubinden, die unmittelbar an der Lebenswelt der Adressaten teilnehmen. Hier bot sich eine Reihe von Akteuren an. Der Rheingau-Taunus-Kreis ist in seinen Angeboten für beruflich und sozial benachteiligte Jugendliche und ihre Familien gut aufgestellt. In einem breiten Leistungsspektrum von Erziehungsberatung, über flächendeckende Schulsozialarbeit an allen weiterführenden Schulen, bis hin zu differenzierten Jugendbildungsmaßnahmen sind Initiativen, freie Träger, Kommunen und Landkreis bedarfsgerecht und engmaschig tätig, um keinen Jugendlichen ohne Schulabschluss und erfolgreiche Sozialisation zurück zu lassen. Die Erkenntnisse aus dieser Arbeit fließen ständig in die Arbeit der Jugendhilfeplanung des Rheingau-Taunus-Kreises mit ein. Über diese Schnittstelle wurde auch die Arbeitsgruppe Jugendbeteiligung mit Informationen und Diskussionsgrundlagen versorgt.

Schlussendlich war sich die Arbeitsgruppe darüber einig, dass ein weiterer Baustein in der Ermittlung der Bedürfnisse unserer Jugendlichen noch fehlt, nämlich ein Verfahren, wie unmittelbar mit den Jugendlichen in ihren Cliques inmitten ihrer Lebenswelt vor Ort kommuniziert werden kann. Verschiedene Möglichkeiten wurden diskutiert und recherchiert.

Noch nie zuvor gab es so viele Befragungen und Untersuchungen auf dem Markt, allen voran die 16. Shell Jugendstudie 2010, die eine aktuelle Sicht auf die Generation der Jugendlichen in Deutschland liefert. Dabei spielen Interviews eine wichtige Rolle. Ohne Anspruch auf repräsentativen Charakter geben sie ein direktes und persönliches Bild einzelner junger Leute unserer Gesellschaft, mit ihren Wünschen, Ängsten, ihren Alltagsorgen und ihren Zukunftsplänen wieder. Genau das interessierte uns in der Arbeitsgruppe.

Dass mit der Studie, die Sie gerade lesen durften, dieses Ziel erreicht werden konnte, ist aus meiner Sicht als Jugenddezernentin ein ausgesprochener Glücksfall für die Region und ein wichtiger Schritt für die Zukunftsplanung unseres familienfreundlichen Landkreises, in dem sich die Akteure ernsthaft dafür interessieren, wie es den Jugendlichen geht. Im Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Wiesbaden, heute Hochschule RheinMain, konnte ein kompetenter Partner gewonnen werden, der in der Lage war, zwei wichtige Anforderungen zu erfüllen, ohne die dem Landkreis eine qualitative Studie in dieser Form nicht möglich gewesen wäre:

Einerseits über junge Studierende als Mitwirkende zu verfügen, die sich altersmäßig nicht weit von den Jugendlichen entfernt bewegen, und die sich auf andere Art und Weise mit der Lebenswelt der Jungen und Mädchen aus-

einandersetzen als langjährige Professionelle in der Jugendarbeit. Andererseits die Möglichkeit zu bieten, eine theoretisch fundiert angelegte und wissenschaftlich begleitete Projektarbeit leisten zu können. Erstmals konnten nicht nur Jugendliche in ihrer Lebenswelt unmittelbar besucht und dabei unterstützt werden, im Rahmen ihrer persönlichen Möglichkeiten ihre Bedürfnisse und Interessen zum Ausdruck zu bringen, sondern die gesamte viersemestrige Projektarbeit und auch die Ergebnisse der Studie wurden unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet und bewertet: Eine Pionierarbeit für die Jugendhilfeplanung im Rheingau-Taunus-Kreis.

Keinesfalls möchte ich ungeachtet lassen, dass die kommunale Offene Jugendarbeit der Städte und Gemeinden im Landkreis nicht auch Ähnliches zu leisten vermag. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Jugendarbeit und in den Jugendzentren arbeiten eng und mit viel Kompetenz und Empathie mit ihren Jugendlichen und besitzen ein sehr gutes Gefühl für den jeweiligen Sozialraum, was ich durch meine Besuche in den Einrichtungen immer wieder bestätigt sehe. Die vorliegende Untersuchung verbindet jedoch Ansätze von Theorie, Praxis und Wissenschaft, wie sie bislang in der Jugendhilfe des Rheingau-Taunus-Kreises noch nicht angewendet werden konnten und erweitert damit ganz bewusst das bestehende Methodenset der Offenen Jugendarbeit der Träger.

Mein besonderer Dank gilt den Studierenden der Hochschule RheinMain, die sich in unzähligen Stunden in der Hochschule, in Blockseminaren und unterwegs in den Städten und Gemeinden des Rheingau-Taunus-Kreises mit den Jugendlichen auf Lebenswelterkundung begeben haben und ohne die das vorliegende Buch gar nicht möglich gewesen wäre. Ganz herzlich danke ich Herrn Professor Dr. Michael May, der als Experte das Projekt in seiner Verantwortung durchgeführt hat und in den Lehrveranstaltungen vom Jugendhilfeplaner des Rheingau-Taunus-Kreises unterstützt wurde. Seine methodischen Ansätze der Lebenswelterkundung und der Planungswerkstätte haben uns in der Arbeit mit den Studierenden der Hochschule RheinMain eine neue Perspektive auf die Jugendlichen eröffnet.

Dabei hat mich persönlich berührt, dass es offensichtlich den Jugendlichen primär nicht darum geht, unbeobachtet bleiben zu wollen. Im Gegenteil wünschen sie sich, von der Erwachsenenwelt beachtet und geachtet zu werden und gleichzeitig weniger Vorurteilen ausgesetzt zu sein. Traditionell sind ihnen eigene Räume als Rückzugsmöglichkeit immer noch ausgesprochen wichtig. Wir haben mit der Studie enorm viele Botschaften der Jungen und Mädchen empfangen können. Viele von ihnen besitzen ein hohes Maß an Toleranz und Integrationsfähigkeit, was sich besonders in der Diskussion mit den Jugendlichen gezeigt hat, die ihre Lebenswelterkundungsprojekte auch in der „AG Jugendbeteiligung“ des Landkreises präsentierten.

Nachdenklich hat mich gestimmt, dass die Jugendlichen das Thema Schule so stark ausgeblendet haben. Bei einigen von ihnen verweist dies sicher

auch darauf, dass die Schule von ihnen klaglos und problemlos bewältigt wird und somit kein echtes Lebensweltproblem für sie darstellt. Mich bedrückt jedoch die in den Rückkopplungsdiskussionen mehrfach geäußerte Erklärung der Jugendlichen, dass sie das Thema Schule mehr oder weniger resigniert „abhaken“, dass Schule als Bildungsinstitution für sie einen nicht steuerbaren Anteil ihres Umfeldes darstellt und sie sich mit diesem Zustand abfinden müssen. Das zeigt mir, wie wichtig es ist, dass Schule einen lebensraumbezogenen Ansatz entwickeln muss, dass sie sich den unmittelbaren Bedürfnissen der jungen Menschen – auch im außerschulischen Bereich – öffnet. Umso wichtiger und richtiger ist es, dass der Rheingau-Taunus-Kreis seit dem Jahr 2002 flächendeckend die Schulsozialarbeit an den weiterführenden Schulen eingeführt hat. Nicht umsonst heißt das Rahmenkonzept „Soziales Netzwerk Schule“. Der Kreis ist hier gemeinsam mit seinen Schulen auf einem guten und kooperativen Weg.

Ein anderes wichtiges Kernergebnis der Studie ist die von vielen Jugendlichen vielerorts als mangelhaft oder als zu teuer kritisierte Möglichkeit der Mobilität. Hier sind Landkreis, Verkehrsgesellschaft und Kommunen gefragt, sich der Aussagen der jungen Leute sachlich und ernsthaft anzunehmen. Ein Beginn ist bereits gemacht.

Zusammenfassend ergibt sich für mich aus der Studie, dass wir bei unseren Jugendlichen zum Teil altbekannte Phänomene entdeckt haben – wie z.B. die Bedeutung, die sie ihrer Organisation in Cliques zumessen – die aber in diesem Rahmen neu analysiert und bewertet werden konnten. Ebenso sind bestimmte Aspekte in der fachlichen Diskussion, wie der Stadt/Land-Unterschied oder die Bedeutung des öffentlichen Raumes für Jugendliche, durch die Ergebnisse der Studie neu akzentuiert worden. Es bleibt die Erkenntnis für alle ehrenamtlich und professionell Tätigen in der Arbeit mit Jugendlichen, dass die Mädchen und Jungen die Unterstützung der Erwachsenenwelt in einer neuen solidarischen Form benötigen. Sie brauchen diesbezüglich Bereitschaft und Offenheit und werben um Verständnis und Akzeptanz. Zudem wird in der Untersuchung deutlich, dass in den Persönlichkeiten der Jugendlichen enorme soziale Ressourcen verborgen liegen, von denen auch ihre Familien und ihr gesamtes Lebensumfeld profitieren können. Wichtig ist, dass wir unseren jungen Menschen auf Augenhöhe begegnen. Was wir als Erwachsene im gesellschaftlichen Miteinander von ihnen verlangen, müssen wir ihnen auch selbst entgegen bringen.

Sicherlich ist das kein neues Thema. Ich bin jedoch fest davon überzeugt, dass diese Studie uns, den Leserinnen und Lesern, mit ihrer gründlichen und anspruchsvollen Aufarbeitung der von den Jugendlichen artikulierten Interessenslagen dabei helfen kann, ein verbessertes, ein neues Gefühl für die Lebenslagen und die Alltagsbewältigung junger Menschen in unserem Umfeld zu entwickeln. Nur so kann die Umsetzung eines Gesamtkonzepts für Familienfreundlichkeit gut gelingen.

Den allergrößten Dank möchte ich zum Schluss an die nicht einzeln genannten vielen Jugendlichen und jungen Erwachsenen in den Städten und Gemeinden richten, die bereit waren, in der Projektarbeit mit den Studierenden ihre Bedürfnisse, ihren Ärger, aber auch das Positive in ihrer Lebenswelt und nicht zuletzt ihre persönlichen Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Es ist der Ausdruck, stellvertretend für eine ganze, junge Generation in einem Landkreis in Deutschland – unserem Landkreis – einer starken Generation!

Literatur

- Adorno, Theodor W (2003): Eingriffe. Neun kritische Modelle. Sonderausgabe Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, 2430).
- Becker, Gary Stanley (1993): Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens. 2. A. Tübingen: Mohr (Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften, 32).
- Becker, Heinrich; Beetz, Stephan; Moser, Andrea; Neu, Claudia (2009): Jugend in ländlichen Räumen. Zwischen Abwanderung und regionalem Engagement. In: Johann Heinrich von Thünen-Institut (vTI): Jahresbericht 2009. Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz. Braunschweig, S. 12. Online verfügbar unter http://www.vti.bund.de/fileadmin/dam_uploads/vTI/Publikationen/Jahresberichte/vti-jb2009.pdf.
- Becker, Helmut; Eigenbrodt, Jörg; May, Michael (1984): Pfadfinderheim, Teestube, Straßenleben. Jugendliche Cliques und ihre Sozialräume. Frankfurt am Main: Extrabuch-Verlag (Veröffentlichungen des Instituts für Jugendforschung und Jugendkultur e.V., 4).
- Becker, Helmut; Hafemann, Helmut; May, Michael (1984): „Das ist hier unser Haus, aber...“. Raumstruktur und Raumeignung im Jugendzentrum. Frankfurt am Main: Extrabuch-Verlag (Veröffentlichungen des Instituts für Jugendforschung und Jugendkultur e.V., 5).
- Becker, Helmut; May, Michael (1986): Unterschiedliche soziale Milieus von Jugendlichen in ihrer Konstitution von Sozialräumen. In: Cohen, Philip; Lindner, Rolf; Wiebe, Hans-Hermann (Hg.): Verborgene im Licht. Neues zur Jugendfrage. Frankfurt am Main: Syndikat (Taschenbücher Syndikat/EVA, Bd. 65), S. 154–184.
- Bellmann, Dieter; Hein, Wolfgang; Trapp, Werner; Zang, Gert (1975): „Provinz“ als politisches Problem. In: Enzensberger, Hans Magnus; Michel, Karl Markus; Wieser, Harald (Hg.): Provinz. Berlin: Rotbuch-Verlag (Kursbuch, 39), S. 81–128.
- Beneke, Eckhard; Müller, Manfred; Siepe, Albert; Zander, Hartwig (1975): Planung in der Jugendhilfe. Grundlagen eines bedarfsorientierten Planungsansatzes. Kronberg/Ts.: Scriptor Verlag.
- Bitzan, Maria; Hinte, Wolfgang; Klöck, Tilo; May, Michael; Stövesand, Sabine (2005): Diskussionsbeitrag Gemeinwesenarbeit. In: Kessler, Fabian; Reutlinger, Christian; Maurer, Susanne; Frey, Oliver (Hg.): Handbuch Sozialraum. 1. A. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 529–558.
- Bloch, Ernst (1976): Erbschaft dieser Zeit. Erweiterte Auflage Frankfurt am Main: Suhrkamp (Gesamtausgabe, Bd. 4).
- Bloch, Ernst (1979): Das Prinzip Hoffnung. 7. A. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 3 Bde.).

- Böhnisch, Lothar (1982): Der Sozialstaat und seine Pädagogik. Sozialpolitische Anleitungen zur Sozialarbeit. Neuwied: Luchterhand (Kritische Texte).
- Böhnisch, Lothar (1992): Distanz und Nähe. Jugend und Heimat im regionalen Kontext. In: Pro Regio, H. 19, S. 4–15.
- Böhnisch, Lothar (2001): Abweichendes Verhalten. Eine pädagogisch-soziologische Einführung. 2., korr. A. Weinheim: Juventa (Grundlagentexte Pädagogik).
- Böhnisch, Lothar (2002): Räume, Zeiten, Beziehungen und der Ort der Jugendarbeit. In: deutsche jugend, Jg. 50., H. 2, S. 70–77.
- Böhnisch, Lothar; Funk, Heide (1989): Jugend im Abseits? Zur Lebenslage Jugendlicher im ländlichen Raum. Weinheim: Juventa [u.a.] (DJI-Materialien).
- Böhnisch, Lothar; Münchmeier, Richard (1987): Wozu Jugendarbeit? Orientierungen für Ausbildung, Fortbildung und Praxis. Weinheim: Juventa
- Böhnisch, Lothar; Rudolph, Martin; Funk, Heide; Marx, Birgit (1997): Jugendliche in ländlichen Regionen. Ein ost-westdeutscher Vergleich. Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten. Bonn. (Angewandte Wissenschaft, Heft 463).
- Böhnisch, Lothar; Winter, Reinhard (1991): Jugendverbände auf dem Lande. In: Böhnisch, Lothar; Gängler, Hans; Rauschenbach, Thomas (Hg.): Handbuch Jugendverbände. Eine Ortsbestimmung der Jugendverbandsarbeit in Analysen und Selbstdarstellungen. Weinheim: Juventa, S. 395–405.
- Bohnsack, Ralf (1997): Dokumentarische Methode. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen: Leske + Budrich (Uni-Taschenbücher Sozialwissenschaften, 1885), S. 191–212.
- Bohnsack, Ralf (2001): Typenbildung. Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. In: Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 225–252.
- Bohnsack, Ralf (2006): Qualitative Evaluation und Handlungspraxis. Grundlagen dokumentarischer Evaluationsforschung. In: Flick, Uwe (Hg.): Qualitative Evaluationsforschung. Konzepte – Methoden – Umsetzung. Orig.-Ausg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag (rororo Rowohlts Enzyklopädie, 55674), S. 135–185.
- Bohnsack, Ralf (2010): Qualitative Evaluationsforschung und dokumentarische Methode. In: Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris (Hg.): Dokumentarische Evaluationsforschung. Theoretische Grundlagen und Beispiele aus der Praxis. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (2001): Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In: Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 9–27.
- Bourdieu, Pierre (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. 1. A. Frankfurt am Main: Suhrkamp (/Suhrkamp-Taschenbuch / Wissenschaft] Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 291).

- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 658).
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz (Soziale Welt Sonderband, 2), S. 183–198.
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und „Klassen“. *Leçon sur la leçon* ; 2 Vorlesungen. 1. A. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 500).
- Bourdieu, Pierre (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter Raum. In: Wentz, Martin (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt am Main: Campus (Die Zukunft des Städtischen, 2), S. 25–34.
- Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. 1. A. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2002): Verstehen. In: Bourdieu, Pierre; Accardo, Alain (Hg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UVK Verlag-Ges. (Edition discours, 9), S. 779–802.
- Bourgett, Jörg; Preusser, Norbert; Völkel, Rainer (1983): Kommunale Sozialpolitik, Sozialökologie und Verwaltungshandeln in der Jugend- und Sozialhilfe. In: Peters, Friedhelm (Hg.): Gemeinwesenarbeit im Kontext lokaler Sozialpolitik. Bielefeld: AJZ-Druck + Verlag, S. 63–101.
- Bracher, Uli (1978): Kritische Sozialforschung und ihr Adressat. Frankfurt am Main: Campus (CampusForschung, 43).
- Brenner, Neil (1997): Globalisierung und Reterritorialisierung. Städte, Staaten und die Politik der räumlichen Redimensionierung im heutigen Europa. In: *Welt-Trends*, Jg. 5, H. 17, S. 7–30.
- Brockhaus-Enzyklopädie. 17., völlig neu bearbeitete Auflage (1972).
- Bund der Deutschen Landjugend (BDL); Bundesarbeitsgemeinschaft Evangelische Jugend im ländlichen Raum (BAG ejl); Katholische Landjugendbewegung Deutschlands (KLJB) (Dezember 2007): Landjugend(t)räume. Herausforderungen und Perspektiven für die Jugendarbeit im ländlichen Raum. 1. A. gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin. Online verfügbar unter <http://www.kljb.org/bund-v4.1.1/fileadmin/kljb/images/download/Arbeitshilfen/Landjugendtraeume-Final.pdf>.
- Castells, Manuel (1998): *The rise of the network society*. Reprinted. Cambridge, Mass.: Blackwell (The information age: economy, society and culture / Manuel Castells ; Vol. 1).
- Chassé, Karl-August (1999): Soziale Arbeit und Lebenslage. Zur Einführung in das Lebenslagen-Konzept. In: Treptow, Rainer (Hg.): Sozialpädagogische Integration. Entwicklungsperspektiven und Konfliktlinien. Weinheim: Juventa (Veröffentlichungen der Kommission Sozialpädagogik der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft), S. 147–154.
- Chombart de Lauwe, Paul-Henry (1977): Aneignung, Eigentum, Enteignung. In: *arch+*, H. 34, S. 2–6.
- Cohen, Philip (1986): Die Jugendfrage überdenken. In: Cohen, Philip; Lindner, Rolf; Wiebe, Hans-Hermann (Hg.): *Verborgenes im Licht. Neues zur Jugendfrage*. Frankfurt am Main: Syndikat (Taschenbücher Syndikat/EVA, Bd. 65), S. 22–97.

- Cramer-Hartmann, Gabriele (1982): Landjugendforschung in der Bundesrepublik. Ein Überblick. In: Fredeburger Hefte, H. 13, S. 75ff.
- Dangschat, Jens; Frey, Oliver (2005): Stadt- und Regionalsoziologie. In: Kessl, Fabian; Reutlinger, Christian; Maurer, Susanne; Frey, Oliver (Hg.): Handbuch Sozialraum. 1. A. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 143–164.
- Deinet, Ulrich (2000): Sozialräumliche Jugendarbeit in der Region. In: Deinet, Ulrich; Sturzenhecker, Benedikt (Hg.): Jugendarbeit auf dem Land. Ideen, Bausteine und Reflexionen für eine Konzeptentwicklung. Opladen: Leske + Budrich, S. 7–21.
- Deinet, Ulrich (2004): Zur Lage der Kinder- und Jugendarbeit in ländlichen Regionen. In: Regiestelle EundC der Stiftung SPI Sozialpädagogisches Institut Berlin „Walter May“: Werkstattgespräch Kinder- und Jugendarbeit auf dem Land. Dokumentation der Veranstaltung vom 20. und 21. Januar 2004 in Berlin. Berlin S. 39–51. Online verfügbar unter <http://www.eundc.de/pdf/30000.pdf>.
- Deinet, Ulrich (o.J.): Sozialräumliche Aneignungs- und bildungsorientierte Kinder und Jugendarbeit. Am Beispiel von Kindern und Jugendlichen im ländlichen Raum. (Beteiligungsbausteine des Deutschen Kinderhilfswerkes e.V., Baustein A 2.2). Online verfügbar unter http://www.kinderpolitik.de/beteiligungsbausteine/pdf/a/Baustein_A_2_2.pdf.
- Dethloff, Manuel: Das Freizeitverhalten von 12- bis 15-Jährigen in ländlichen Räumen. Jena. Friedrich-Schiller-Universität Jena, Forschungsprojekt „Ganztagschule in ländlichen Räumen (GaLäR)“. Online verfügbar unter http://www.galaer.uni-jena.de/galaermedia/_dokumente/Diss_Skizze_Dethloff_Homepage.pdf.
- Dewe, Bernd; Otto, Hans-Uwe (2002): Reflexive Sozialpädagogik. Grundstrukturen eines neuen Typs dienstleistungsorientierten Professionshandelns. In: Thole, Werner (Hg.): Grundriss soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen: Leske + Budrich, S. 179–198.
- Ditton, Hartmund (2004): Schule und sozial-regionale Ungleichheit. In: Helsper, Werner; Böhme, Jeanette (Hg.): Handbuch der Schulforschung. 1. A. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 605–624.
- Eisenbürger, Iris; Vogelgesang, Waldemar (2002): „Ich muss mein Leben selber meistern!“. Jugend im Stadt-Land-Vergleich. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. B 5, S. 28–38. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/files/J117PN.pdf>.
- Engels, Friedrich (1998): Die Lage der arbeitenden Klasse in England. In: Marx, Karl; Engels, Friedrich: Ausgewählte Werke. [Elektronische Ressource]. Berlin: Directmedia Publ. (Digitale Bibliothek, 11), Bd. 2.
- Engels, Friedrich (1998): Zur Wohnungsfrage. In: Marx, Karl; Engels, Friedrich: Ausgewählte Werke. [Elektronische Ressource]. Berlin: Directmedia Publ. (Digitale Bibliothek, 11), Bd. 18.
- Faulde, Joachim (Dezember 2007): Aktuelle Entwicklungen in den Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen in ländlichen Regionen. In: Landjugend(t)räume. Herausforderungen und Perspektiven für die Jugendarbeit im ländlichen Raum. gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin, S. 10–33.
- Faulde, Joachim; Hoyer, Birgit; Schäfer, Elmar (Hg.) (2006): Jugendarbeit in ländlichen Regionen. Entwicklungen, Konzepte und Perspektiven. Weinheim: Juventa-Verlag.

- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Dt. Ausg. Berlin: Merve Verlag (Merve-Titel, 77).
- Freire, Paulo (1975): Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit. 2. A. Reinbek: Rowohlt.
- Freire, Paulo (1977): Erziehung zur Praxis der Freiheit. Beispiele zur Pädagogik der Unterdrückten. Reinbek: Rowohlt (Rororo Sachbuch, 7058).
- Gerhardt, Uta (1986): Verstehende Strukturanalyse. Die Konstruktion von Idealtypen als Analyseschritt bei der Auswertung qualitativer Forschungsmaterialien. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Sozialstruktur und soziale Typik. Frankfurt am Main: Campus (CampusForschung, 465), S. 31–83.
- Gorz, André (2004): Wissen, Wert und Kapital. Zur Kritik der Wissensökonomie. Zürich: Rotpunktverlag.
- Grauhan, Rolf Richard (1983): Kommune als Strukturtypus politischer Produktion. In: Peters, Friedhelm (Hg.): Gemeinwesenarbeit im Kontext lokaler Sozialpolitik. Bielefeld: AJZ-Druck + Verlag, S. 317–337.
- Grimm, Jacob; Grimm, Wilhelm; Bartz, Hans-Werner; Weinmann, Martin (2004): Deutsches Wörterbuch. Elektronische Ausgabe der Erstbearbeitung, Originalausgabe, 5. A., Version 12/04. Frankfurt am Main: Zweitausendeins.
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp (2 Bde.).
- Hamedinger, Alexander (2005): Ökonomie. In: Kessler, Fabian; Reutlinger, Christian; Maurer, Susanne; Frey, Oliver (Hg.): Handbuch Sozialraum. 1. A. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 67–88.
- Harvey, David (1994): The urban experience. Baltimore: Johns Hopkins Univ. Press.
- Haug, Frigga (2004): Zum Verhältnis von Erfahrung und Theorie in subjektwissenschaftlicher Forschung. In: Forum Kritische Psychologie, H. 47, S. 56–72.
- Herrenknecht, Albert (1977): Provinz-Leben. Aufsätze über ein politisches Neuland. Frankfurt am Main: V. Jugend u. Politik.
- Herrenknecht, Albert (1990): Das Dorf in der Region - oder: Steht die Dorfdiskussion vor einem Paradigmen-Wechsel? In: Pro Regio, H. 5/6, S. 13–19.
- Herrenknecht, Albert (2000): Jugend im regionalen Dorf. In: Deinet, Ulrich; Sturzenhecker, Benedikt (Hg.): Jugendarbeit auf dem Land. Ideen, Bausteine und Reflexionen für eine Konzeptentwicklung. Opladen: Leske + Budrich, S. 47–64.
- Herrenknecht, Albert (2001): 25 Jahre ländliche Sozio-Kultur-Arbeit. Von der provinziellen Oppositionskultur zu einem Teil der ländlichen Alltags- und Traditionskultur? In: Kulturpolitische Mitteilungen, Jg. II, H. 93, S. 54–56.
- Herrenknecht, Albert (o.J.): Land-Kindheit im Wandel. Sozialräumliche Veränderungen im Lebensalltag von Kindern und Jugendlichen auf dem Lande. (Beteiligungsbausteine des Deutschen Kinderhilfswerkes e.V., Baustein C 5.1). Online verfügbar unter http://www.kinderpolitik.de/beteiligungsbausteine/pdf/c/Baustein_C_5_1.pdf.
- Herrenknecht, Albert; Wohlfarth, Jürgen (2008): Vom Kampf gegen die Provinz zum Kampf mit der Provinz. 25 Jahre politische Emanzipationsbewegungen in der Provinz. In: PRO-REGIO-ONLINE Zeitschrift für den Ländlichen Raum, H. 5, S. 160–172. Online verfügbar unter <http://www.pro-regio-online.de/downloads/klein1968.pdf>.
- Hinte, Wolfgang (2009): Arrangements gestalten statt erziehen. Methoden und Arbeitsfelder der Sozialraumorientierung. In: Kluschatzka, Ralf Eric; Wieland, Sig-

- rid (Hg.): Sozialraumorientierung im ländlichen Kontext. 1. A. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 15–38.
- Holm, Andrej (2004): Sozialwissenschaftliche Theorien zu Raum und Fläche. Leipzig. Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung, UFZ-Bericht 26. Online verfügbar unter http://www.ufz.de/data/ufz-bericht_26_042156.pdf.
- Holzmann, Klaus (1994): Antirassistische Erziehung als Änderung rassistischer „Einstellungen“? Funktionskritik und subjektwissenschaftliche Alternativen. In: Jäger, Siegfried (Hg.): Aus der Werkstatt: Anti-rassistische Praxen. Konzepte – Erfahrungen – Forschung. Duisburg: DISS, S. 8–29.
- Hornstein, Walter (1988): Strukturwandel der Jugendphase in der Bundesrepublik Deutschland. In: Ferchhoff, Wilfried; Olk, Thomas (Hg.): Jugend im internationalen Vergleich. Sozialhistorische und soziokulturelle Perspektiven. Weinheim: Juventa (Jugendforschung), S. 70–92.
- Hülbusch, Inge Meta; Lecke, Detlef (1984): „Bürger beteiligen“ oder „Pläne Schmieden“? Jugendliche in der Dorferneuerung. Hessisches Ministerium für Landesentwicklung, Umwelt Landwirtschaft und Forsten. Wiesbaden.
- Ilien, Albert (1983): Dorfforschung als Interaktion. Zur Methodologie dörflicher Sozialforschung. In: Hauptmeyer, Carl-Hans (Hg.): Annäherungen an das Dorf. Geschichte, Veränderung und Zukunft. Hannover: Fackelträger-Verlag, S. 59–112.
- Ilien, Albert; Jeggel, Utz (1978): Leben auf dem Dorf. Zur Sozialgeschichte d. Dorfes u. zur Sozialpsychologie seiner Bewohner. 1. A. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (1981): Jugend '81.: Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder. Hamburg.
- Kessler, Fabian; Reutlinger, Christian; Maurer, Susanne; Frey, Oliver (Hg.) (2005): Handbuch Sozialraum. 1. A. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kessler, Fabian; Reutlinger, Christian (2007): Sozialraum. Eine Einführung. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-90330-9>.
- Kessler, Fabian; Reutlinger, Christian (2008): Zur Archäologie der Sozialraumforschung. Eine Einführung. In: Kessler, Fabian; Reutlinger, Christian (Hg.): Schlüsselwerke der Sozialraumforschung. Traditionslinien in Text und Kontexten. 1. A. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9–21.
- Kilb, Rainer (2000): Jugendhilfeplanung - ein kreatives Missverständnis? Opladen: Leske + Budrich (Forschung Erziehungswissenschaft, 102).
- Kinstle, Theo; Pobel, Udo; Schlegel, Sybille (1978): Jugendarbeit auf dem Lande. Ländliche Lebensbedingungen, jugendlicher Alltag und soziale Arbeit. 1. A. Weinheim: Beltz.
- Klatetzki, Thomas (1993): Wissen, was man tut. Professionalität als organisationskulturelles System. Bielefeld: Luchterhand.
- Kunstreich, Timm; May, Michael (1999): Soziale Arbeit als Bildung des Sozialen und Bildung am Sozialen. In: Widersprüche Redaktion (Hg.): Transversale Bildung - wider die Unbilden der Lerngesellschaft. Bielefeld: Kleine (Widersprüche, 19.1999=73), S. 35–52.
- Lefebvre, Henri (1975): Die Stadt im marxistischen Denken. Ravensburg: Maier.
- Lefebvre, Henri (1975): Metaphilosophie. Prolegomena. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lefebvre, Henri (1977): Kritik des Alltagslebens. 1. A. Kronberg/Ts.: Athenäum-Verlag (Athenäum-Taschenbücher Sozialwissenschaften, 4114).

- Lefebvre, Henri (1991): *The production of space*. Oxford: Blackwell.
- Lefebvre, Henri (2003): *Die Revolution der Städte*. 1. A. Berlin: Geene Stephan.
- Leßmeister, Ralf (2008): Jung auf dem Land. Landidylle oder Stadtflair. Sozialraum-analyse zum Freizeitverhalten Jugendlicher im ländlichen Raum. In: May, Michael; Alisch, Monika (Hg.): *Praxisforschung im Sozialraum. Fallstudien in ländlichen und urbanen sozialen Räumen*. Opladen: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, 2), S. 101–121.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. 1. A. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1506).
- Löw, Martina; Sturm, Gabriele (2005): *Raumsoziologie*. In: Kessler, Fabian; Reutlinger, Christian; Maurer, Susanne; Frey, Oliver (Hg.): *Handbuch Sozialraum*. 1. A. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 31–48.
- Makarenko, Anton Semenovic (1984): Ein pädagogisches Poem. „Der Weg ins Leben“. Frankfurt am Main: Ullstein (Ullstein Buch Materialien, 35083).
- Mannheim, Karl (1980): *Strukturen des Denkens*. 1. A. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 298).
- Marston, Sallie A. (2000): The social construction of scale. In: *Progress in Human Geography*, Jg. 2, H. 24, S. 219–242.
- May, Michael (1986): *Provokation Punk. Versuch einer Neufassung des Stilbegriffes in der Jugendforschung*. Frankfurt am Main: Brandes und Apsel (Veröffentlichungen des Instituts für Jugendforschung und Jugendkultur e.V., 6).
- May, Michael (1988): „Wir wollen uns nicht vorschreiben lassen, was wir wie zu tun haben!“. Erfahrungen mit dem Versuch, Selbstorganisationsansätze deklassierter Jugendlicher zu unterstützen. Frankfurt am Main. (Materialien des Institutes für Jugendforschung und Jugendkultur).
- May, Michael (1989): Jugend als Artikulation ungleichzeitiger Widersprüche. Theoretische Verortung eines Forschungsprojektes. In: Breyvogel, Wilfried (Hg.): *Pädagogische Jugendforschung. Erkenntnisse und Perspektiven*. Opladen: Leske + Verlag Barbara Budrich (Studien zur Jugendforschung, 4), S. 65–79.
- May, Michael (1998): *Jugendarbeit und Soziale Milieus. Plädoyer für eine neue Emanzipationspädagogik*. In: Kiesel, Doron; Deinet, Ulrich; Thole, Werner (Hg.): *Standortbestimmung Jugendarbeit. Theoretische Orientierungen und empirische Befunde*. Schwalbach/Ts.: Wochenschau-Verlag (Reihe Politik und Bildung, 15), S. 79–103.
- May, Michael (1999): *Dissoziation oder Integration? Perspektiven in der Sozialpädagogik mit Männern*. In: Treptow, Rainer (Hg.): *Sozialpädagogische Integration. Entwicklungsperspektiven und Konfliktlinien*. Weinheim: Juventa (Veröffentlichungen der Kommission Sozialpädagogik der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft), S. 297–313.
- May, Michael (2001): *Gemeinwesenarbeit*. In: Haug, Wolfgang Fritz (Hg.): *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*. 1. A. (Bd. 5), S. 201–209.
- May, Michael (2001a): *Sozialraum. Unterschiedliche Theorietraditionen, ihre Entstehungsgeschichte und praktischen Implikationen*. In: *Widersprüche* Redaktion (Hg.): *Raum-Effekte. Politische Strategien und kommunale Programmierung*. Bielefeld: Kleine (Widersprüche, 21.2001=82), S. 5–24.
- May, Michael (2003): *Lebenslagenbezogene Bildung von Jugendlichen*. In: Lindner, Werner; Thole, Werner; Weber, Jochen (Hg.): *Kinder- und Jugendarbeit als Bildungsprojekt*. Opladen: Leske + Budrich, S. 119–135.

- May, Michael (2004): Selbstregulierung. Eine neue Sicht auf die Sozialisation. Orig.-Ausg. Gießen: Psychosozial-Verlag (Reihe Psyche und Gesellschaft).
- May, Michael (2004a): Transformation der Gesellschaft. Auswirkungen der gemeinwesenökonomischen Praxis in der Gesellschaft. In: Lindenberg, Michael; Peters, Lutz (Hg.): Die gelebte Hoffnung der Gemeinwesenökonomie. Bielefeld: Kleine (Impulse - Werkstatt Fachhochschule, 12), S. 135–159.
- May, Michael (2004b): Versuch einer Entmystifizierung sozialen Kapitals. Zur unterschiedlichen begrifflichen Fassung sozialen Kapitals. In: Kessl, Fabian; Otto, Hans-Uwe (Hg.): Soziale Arbeit und soziales Kapital. Zur Kritik lokaler Gemeinschaftlichkeit. 1. A. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 79–93.
- May, Michael (2005): Wie in der sozialen Arbeit etwas zum Problem wird. Versuch einer pädagogisch gehaltvollen Theorie sozialer Probleme. Münster: Lit-Verlag (Sozialpädagogik, Sozialarbeit im Sozialstaat, 14).
- May, Michael (2006): Woher kommt die Produktivität des Sozialen? Ansätze zur Analyse ihrer Produktivkräfte. In: Böllert, Karin; Hansbauer, Peter; Hasenjürgen, Brigitte; Langenohl, Sabrina (Hg.): Die Produktivität des Sozialen - den sozialen Staat aktivieren. Sechster Bundeskongress Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 31–48.
- May, Michael (2007): Zur (Re-)Produktion sozialer Differenzen auf der Ebene von Kultur und Geschlecht. Grundpfeiler eines theoretischen Bezugsrahmens. In: Widersprüche Redaktion (Hg.): „Alles schön bunt hier!“. Zur Kritik kulturalistischer Praxen der Differenz. Bielefeld: Kleine (Widersprüche, 104), S. 37–62.
- May, Michael (2008): Begriffsgeschichtliche Überlegungen zu Gemeinwesen und Sozialraum. In: Alisch, Monika; May, Michael (Hg.): Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und -organisation als transdisziplinäres Projekt. Opladen: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, 1), S. 19–38.
- May, Michael (2008a): Die Handlungsforschung ist tot. Es lebe die Handlungsforschung. In: May, Michael; Alisch, Monika (Hg.): Praxisforschung im Sozialraum. Fallstudien in ländlichen und urbanen sozialen Räumen. Opladen: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, 2), S. 207–238.
- May, Michael (2008b): Friedrich Engels. „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“. In: Kessl, Fabian; Reutlinger, Christian (Hg.): Schlüsselwerke der Sozialraumforschung. Traditionslinien in Text und Kontexten. 1. A. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 22–39.
- May, Michael (2008c): Partizipative Projektentwicklung im Sozialraum. In: May, Michael; Alisch, Monika (Hg.): Praxisforschung im Sozialraum. Fallstudien in ländlichen und urbanen sozialen Räumen. Opladen: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, 2), S. 45–64.
- May, Michael (2008d): Sozialraumbezüge Sozialer Arbeit. In: Alisch, Monika; May, Michael (Hg.): Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und -organisation als transdisziplinäres Projekt. Opladen: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, 1), S. 61–84.
- May, Michael (2009): Aktuelle Theoriediskurse Sozialer Arbeit. Eine Einführung. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- May, Michael (2009a): Menschliche Verwirklichung. In: Widersprüche Redaktion (Hg.): „Normative Fluchtpunkte“ – Begriffe kritischer sozialer Arbeit. München: USP Publishing Kleine Verlag (Widersprüche, 112), S. 43–63.
- May, Michael (2010): Jugendarbeit in der Stadt. In: Rauschenbach, Thomas; Borrmann, Stefan (Hg.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online (EEO). Fachgebiet: Jugend und Jugendarbeit, Arbeitsfelder der Jugendarbeit. Weinheim und München: Juventa. Online verfügbar unter http://www.erzwissonline.de/fachgebiete/jugend_und_jugendarbeit/beitraege/13100089.htm
- May, Michael (2011): Riskante Praktiken von Jungen. In: Forster, Edgar; Rendtorff, Barbara; Mahs, Claudia (Hg.): Back to the Boys? Jungenpädagogik im Widerstreit. Stuttgart: Kohlhammer (im Erscheinen begriffen).
- Mitterauer, Michael (1986): Sozialgeschichte der Jugend. 1. A., Erstausg. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp Neue historische Bibliothek, 1278 = N.F., 278).
- Moldaschl, Manfred (2002): Lebenslinien. In: Kühl, Stefan; Strodtholz, Petra (Hg.): Methoden der Organisationsforschung. Ein Handbuch. Orig.-Ausg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag (rororo Rowohlts Enzyklopädie, 55647), S. 295–320.
- Moser, Heinz (1983): Zur methodologischen Problematik der Aktionsforschung. In: Zedler, Peter; Moser, Heinz (Hg.): Aspekte qualitativer Sozialforschung. Studien zu Aktionsforschung, empirischer Hermeneutik und reflexiver Sozialtechnologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 51–78.
- Miller, Walter B. (1968): Die Kultur der Unterschicht als ein Entstehungsmilieu für Bandendelinquenz. In: Sack, Fritz; König, René (Hg.): Kriminalsoziologie. Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft, S. 339–359.
- Müller, Burkhard (1998): Entwurf einer mehrdimensionalen Theorie der Jugendarbeit. Modell zur Integration „raumorientierter“, „pädagogischer“ und anderer Ansätze. In: Kiesel, Doron; Scherr, Albert; Thole, Werner (Hg.): Standortbestimmung Jugendarbeit. Theoretische Orientierungen und empirische Befunde. Schwalbach/Ts.: Wochenschau-Verlag (Reihe Politik und Bildung, 15), S. 37–64.
- Müller, Hans-Ulrich (1983): Wo Jugendliche aufwachsen. Umweltaneignung in verschiedenen Lebensräumen: in der Neubausiedlung, im Altstadtviertel, in der Kleinstadt. München: Juventa-Verlag (Reihe Deutsches Jugendinstitut).
- Negt, Oskar (1976): Erbschaft aus Ungleichzeitigkeit und das Problem der Propaganda. In: Negt, Oskar (Hg.): Keine Demokratie ohne Sozialismus. Über den Zusammenhang von Politik, Geschichte und Moral. 1. Auflage, Erstausgabe Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, 812), S. 276–283.
- Negt, Oskar (1983): Kindheit und Kinder-Öffentlichkeit. In: Neue Rundschau, H. 3, S. 40–55.
- Negt, Oskar: Überlegungen zu einer kritischen Lektüre der Schriften von Marx und Engels. In: Sozialistisches Büro, Reihe Theorie und Organisation Heft 1, S. 3–40.
- Negt, Oskar; Kluge, Alexander (1992): Maßverhältnisse des Politischen. 15 Vorschläge zum Unterscheidungsvermögen. Frankfurt am Main: Fischer.
- Ohmae, Kenichi (1996): The end of the nation state. The rise of regional economies. 1. Free Press Paperback ed. New York: Free Press Paperbacks.

- Ortmann, Friedhelm (1976): Sozialplanung für wen? Widersprüche zwischen Planung, Gesellschaftsstruktur und Partizipation. Neuwied; Darmstadt: Luchterhand.
- Pankoke, Eckart (1977): POLIS und REGIO. Sozialräumliche Dimensionen kommunaler Kultur. In: *Soziologia Internationalis*, Jg. 15, H. 1/2, S. 31–61.
- Panofsky, Erwin; Frangenberg, Thomas; Willinghöfer, Helga (1989): Gotische Architektur und Scholastik. Zur Analogie von Kunst, Philosophie und Theologie im Mittelalter. Köln: Dumont (Dumont-Taschenbücher, 225).
- Piore, Michael J.; Sabel, Charlesf. (1985): Das Ende der Massenproduktion. Studie über die Requalifizierung der Arbeit und die Rückkehr der Ökonomie in die Gesellschaft. Berlin: Wagenbach.
- Pongratz, Hans J; Voß, G Günter (2003): Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin: Edition Sigma (Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, 47).
- Prondczynsky, Andreas von (1980): Gesellschaftliche Arbeit und Identität. Ein Beitrag zur Berufsausbildungsforschung. Frankfurt am Main: Campus (Campus-Forschung, Bd. 169).
- Rauschenbach, Thomas (1991): Jugendverbände im Spiegel der Statistik. In: Böhnisch, Lothar; Gängler, Hans; Rauschenbach, Thomas (Hg.): *Handbuch Jugendverbände. Eine Ortsbestimmung der Jugendverbandsarbeit in Analysen und Selbstdarstellungen*. Weinheim: Juventa, S. 115–131.
- Rauschenbach, Thomas (1991a): Das Ehrenamt im Jugendverband. Historisches Relikt oder unverzichtbarer Bestandteil? In: Böhnisch, Lothar; Gängler, Hans; Rauschenbach, Thomas (Hg.): *Handbuch Jugendverbände. Eine Ortsbestimmung der Jugendverbandsarbeit in Analysen und Selbstdarstellungen*. Weinheim: Juventa, S. 282–294.
- Reckwitz, Andreas (2006): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Studienausgabe /. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reutlinger, Christian (2003): Jugend, Stadt und Raum. Sozialgeographische Grundlagen einer Sozialpädagogik des Jugendalters. Techn. Univ., Diss.--Dresden, 2001. Opladen: Leske + Budrich (Stadtforschung aktuell, 93).
- Reutlinger, Christian (2008): Raum und Soziale Entwicklung. Kritische Reflexion und neue Perspektiven für den sozialpädagogischen Diskurs. Weinheim: Juventa (Dresdner Studien zur Erziehungswissenschaft und Sozialforschung).
- Richter, Helmut; Buddeberg, Klaus; Richter, Elisabeth; Riekmann, Wibke (März 2008): Jugendverbandsarbeit auf dem Lande. Perspektiven für Mitgliedschaft und Ehrenamt am Beispiel Schleswig-Holstein. Herausgegeben von Landjugendverband Schleswig-Holstein e.V. Kiel. Online verfügbar unter http://www.landjugend-sh.de/fileadmin/download/Projekte/jugendstudie_langfassung.pdf.
- Ritsert, Jürgen (1975): Wissenschaftsanalyse als Ideologiekritik. Frankfurt am Main: Campus (Campus-Studium Kritische Sozialwissenschaft, 501).
- Ritsert, Jürgen; Brunkhorst, Hauke (1978): Theorie, Interesse, Forschungsstrategien. Probleme kritischer Sozialforschung. Frankfurt am Main: Campus (Campus-Forschung).
- Roggendorf, Brigitte (2006): Regionalentwicklung als nationale und europäische Aufgabe. In: Faulde, Joachim; Hoyer, Birgit; Schäfer, Elmar (Hg.): *Jugendarbeit in ländlichen Regionen. Entwicklungen, Konzepte und Perspektiven*. Weinheim: Juventa, S. 43–52.

- Röttger, Bernd; Wissen, Markus (2005): (Re-)Regulation des Lokalen. In: Kessler, Fabian; Reutlinger, Christian; Maurer, Susanne; Frey, Oliver (Hg.): Handbuch Sozialraum. 1. A. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 207–225.
- Sabel, Charles F. (1989): The Reemergence of Regional Economies. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Berlin. (FS I 89-3).
- Schulze-Krüdener, Jürgen; Vogelgesang, Waldemar (2001): Kulturelle Praxisformen Jugendlicher. Die Eigengestaltung jugendlicher Lebenswelten zwischen Tradition und Post-Moderne. eine ethnographische Annäherung. In: Merken, Hans; Zinnecker, Jürgen (Hg.): Jahrbuch Jugendforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 29–73.
- Seyfarth, Constans (1979): Alltag und Charisma bei Max Weber. Eine Studie zur Grundlegung der „Verstehenden Soziologie“. In: Sprondel, Walter Michael; Grathoff, Richard (Hg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften. Stuttgart: Enke, S. 155–177.
- Sünker, Heinz (2002): Soziale Arbeit und Bildung. In: Thole, Werner (Hg.): Grundriss soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen: Leske + Budrich, S. 227–244.
- Thompson, Edward P. (1979): The Grid of Inheritance. A Comment. In: Goody, Jack; Thirsk, Joan (Hg.): Family and inheritance. Rural society in western Europe, 1200 - 1800. Cambridge: CUP (Past and present publications), S. 328–360.
- Vogelgesang, Waldemar (2006): Individualisierte Lebensläufe und plurale Lebenswelten Jugendlicher in ländlichen Regionen. In: Faulde, Joachim; Hoyer, Birgit; Schäfer, Elmar (Hg.): Jugendarbeit in ländlichen Regionen. Entwicklungen, Konzepte und Perspektiven. Weinheim: Juventa, S. 85–98.
- Vogelgesang, Waldemar (2006a): Jugend im Stadt-Land-Vergleich. Ausgewählte Handlungsfelder. In: Faulde, Joachim; Hoyer, Birgit; Schäfer, Elmar (Hg.): Jugendarbeit in ländlichen Regionen. Entwicklungen, Konzepte und Perspektiven. Weinheim: Juventa, S. 109–128.
- Weidmann, Stefan (2008): „Ich sehe was, was Du nicht siehst!“. Die Lebensbewältigung Jugendlicher ist für die Jugendhilfe im suburbanen Raum unsichtbar. In: May, Michael; Alisch, Monika (Hg.): Praxisforschung im Sozialraum. Fallstudien in ländlichen und urbanen sozialen Räumen. Opladen: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, 2), S. 123–141.
- Werlen, Benno; Reutlinger, Christian (2005): Sozialgeographie. In: Kessler, Fabian; Reutlinger, Christian; Maurer, Susanne; Frey, Oliver (Hg.): Handbuch Sozialraum. 1. A. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 49–66.
- Wetzstein, Thomas; Erbdinger, Patricia Isabella; Hilgers, Judith; Eckert, Roland (2005): Jugendliche Cliques. Zur Bedeutung der Cliques und ihrer Herkunft- und Freizeitwelten. 1. A. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Winkler, Michael (1988): Eine Theorie der Sozialpädagogik. Stuttgart: Klett-Cotta (Konzepte der Humanwissenschaften).